DIOS NO QUISO.

DIOS NO QUISO.

DIOS NO QUISO.

Spanische
Kriegs- und Friedensscenen

von

Franz vom Thurm.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Vorwort.

Diejenigen waren nicht im Irrthum, die da meinten, die von mir begonnene Erzählung bliebe sozusagen in der Luft schwebend und hätte keinen richtigen Abschluß. Aus Bescheidenheit hatte ich es nicht gewagt, einen solchen zu versprechen; ich begnügte mich damit, weitere Schilderungen ähnlicher Art in Aussicht zu stellen, wenn der Leser mir durch seinen Beifall den nöthigen Muth dazu gäbe.

Das Publikum hat meine Blätter freundlich und nachsichtig aufgenommen; es hat gewiß geahnt, daß unter dem Namen „Franz vom Thurm" sich ein unbekannter Neuling verbirgt, der eigene Erlebnisse in einer für ihn fremden Sprache schmucklos, aber wahrheitsgetreu mittheilt.

Und so gehe ich denn muthig daran und übergebe in diesem dritten Theile und dem zwei ihm noch

folgenden der Oeffentlichkeit Fortsetzung und Ende des angefangenen Werks. Mögen sie mit derselben Schonung beurtheilt werden wie der Anfang!

Meine Absicht ist es wahrlich nicht, tendenziös zu schreiben, aber ich kann und will nicht leugnen, daß ich durch und durch Royalist bin. Daher die Wahl des wol auffälligen Titels. Dios no quiso: Gott hat nicht gewollt. — Was hat Er nicht gewollt? Den Sieg des monarchischen Princips, zu dessen Vertheidigung mein Held Don Federico de la Torre nach Portugal zog. Wir werden ihn in diesen drei Theilen in die Emigration, dann auf den Kriegsschauplatz in den baskischen Provinzen und zuletzt, nach dem Untergange der carlistischen Sache durch Maroto's Verrath, in die Verbannung begleiten.

Mein Buch ist Wahrheit oder beruht doch darauf, denn selbst der Faden von Roman, der sich vermittelnd durch dasselbe hinzieht, ist von Selbsterlebtem entnommen. Nicht auf den Stoff, nur auf dessen Gestaltung ward zur Belebung hier und da auch Dichtung verwandt.

Die „Kriegs- und Friedensscenen" sollen Spanien wie es vor dreißig Jahren war und theilweise noch ist, beschreiben; sie sollen auf jenes schöne, romantische Land, so arm an Gegenwart, aber so reich an

Vergangenheit und hoffentlich auch an Zukunft, ein möglichst helles und unparteiisches Licht werfen; sie sollen namentlich die Ursachen sowol als den Verlauf und das Ende des mörderischen Kampfes schildern, welcher, mehr noch wegen der Principien als wegen der Personen geführt, sieben lange Jahre hindurch die unglückliche Pyrenäische Halbinsel mit edelm Blute tränkte.

Das ist das Ziel, nach welchem ich gestrebt; am Leser ist es zu entscheiden, ob ich es erreichte.

Im August 1861.

Franz vom Thurm.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Einschiffung der Carlisten im Hafen von Lissabon. — Die russische Brigg Karoline. — Einrichtungen zur Ueberfahrt. — Lisboa. — Gespräch zwischen Agüero, Pi'elago und La Torre. — Leidenschaftliche Aeußerungen und übertriebene Ansichten des letztern. — Plane für die Zukunft. — Bemühungen Agüero's, seinen Freund zu zerstreuen.

Hast du je ein Sklavenschiff gesehen, lieber Leser? Nein! Nun, so will ich dir ein solches beschreiben.

Nachdem Dom Miguel in Evora capitulirt und Don Carlos sich selbst, seine Familie und seine Anhänger unter englischen Schutz gestellt hatte; nachdem letztere, noch ziemlich glücklich, der Sicilianischen Vesper in Aldea Gallega*)

---

*) Von einigen wohlgesinnten Lesern des „Dios no quiso" ist mir der Vorwurf gemacht worden, daß ich meinen Helden und seine Kameraden bei der Beschreibung jener Ereignisse in ein sehr unvortheilhaftes Licht stelle, indem ich ihre ängstlichen Vorbereitungen zum Kampfe und gleich darauf die verwegene und muthige Dazwischenkunft eines Franzosen erzähle. Ich glaubte, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben: es scheint, daß ich mich täuschte. Das kecke Auftreten des Franzosen war nicht eine Folge größerer oder kleinerer Bra-

entgangen waren, verließen wir sie am Ende des zweiten Theils auf dem Tajo, auf welchem sie den für ihren Transport nach England gemietheten Schiffen traurig entgegenruderten.

Es waren zwei Briggs, eine englische und eine russische. Diese hieß Karoline, und da unsere Freunde an Bord derselben commandirt wurden, wollen wir die andere ihrem Schicksale überlassen und uns nur in Eduardo's, Federico's und Piélago's neuer Wohnung ein wenig umsehen.

Die Karoline war ein gewöhnliches Kauffahrteischiff mit dicken Backen und enormem Bauch, um recht viel Ladung einnehmen zu können.

Zur Unterbringung der 120 Offiziere, die auf derselben reisen sollten, war in ihrem Innern ein Zwischendeck gebaut worden, aber so niedrig, daß man nicht der Riese Murphy zu sein brauchte, um mit dem Kopf an die Tragbalken des obern Verdecks zu stoßen.

Der auf diese Weise gebildete Saal wurde der Länge nach in vier gleiche Theile getheilt, auf deren jeden 30 Mann ungefähr kamen. Da aber sowol am Vorder- wie am Hintertheil des Schiffs der erforderliche Raum für die Kajüten, Treppe und Vorrathskammern abging, so blieb gerade nur so viel davon übrig, daß die 120 Mann sich mit knapper Mühe und Noth zum Schlafen hinlegen konnten. Die Matratzen nahmen allerdings nicht viel Platz

---

vour seinerseits, sondern einfach dadurch bedingt, daß er Offizier in derselben Armee war, der die Mörder angehörten.

Diese kurze Erklärung genügt hoffentlich zur Ehrenrettung meines Freundes und seiner Landsleute, die wahrlich kaltblütig genug sich zum Kampf auf Tod und Leben vorbereiteten.

weg, denn es gab keine andern als den roh zusammengezimmerten Fußboden.

Wer das Unglück hatte, über fünf und einen halben Fuß lang zu sein, der konnte sich freilich nicht ausstrecken, aber das ist ja auch nicht unbedingt nothwendig, und es gibt sehr viele Menschen, die immer zusammengekauert schlafen.

Aus einem unmilitärischen Raffinement von Luxus und Bequemlichkeitsliebe verabredeten sich daher die Offiziere des Gardebataillons, die sämmtlich ziemlich hoher Statur waren, auf Commando auszuruhen. Sie legten sich alle auf die eine Seite, die Knie des einen in die Kniekehle des Vordermannes eingedrückt. Mit ihren Mänteln zugedeckt, den Kopf auf den Mantelsack gestützt, schliefen sie so wie die Murmelthiere, bis der Schmerz, den die harten Dielen auf den Hüftknochen verursachten, zu groß wurde und sie sich auf das Commando „Kurz kehrt!" gleichzeitig auf die andere Seite legten. Die Sybariten!

Da ihre Ankunft auf den Schiffen unvorhergesehen gewesen und nur durch das freundliche Entgegenkommen der Pedristen um einige Tage anticipirt worden war, hatten die Kapitäns nicht Zeit gehabt, alle die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. So war zum Beispiel gar nicht daran gedacht worden, daß die armen Menschen würden essen wollen.

Die Spanier haben den Ruf, sehr mäßig zu sein. Man sagt, daß sie mit einer Zwiebel und sieben Papiercigarren es eine ganze Woche aushalten können und dick und fett dabei werden. Leider ist nicht alles, was man sagt, immer wahr. — Der spanische Soldat, um nur von die-

sem zu sprechen, ißt und trinkt ganz gern, wie seine Kameraden in andern Ländern. Der einzige Vorzug, den er vielleicht vor diesen hat, ist, daß er es viel besser als sie erträgt, wenn er nichts bekommt, und das ist schon, namentlich für eine Armee, eine sehr große Tugend.

Der Leser des „Dios no quiso“ erinnert sich außerdem vielleicht noch, daß unsere Carlisten, seitdem sie sich am vorhergehenden Nachmittag, unter dem Schutze des Obersten Wylde, in die Gabarren geflüchtet, nichts anderes genossen hatten als die portugiesischen Steinwürfe, und diese waren wol hinreichend gewesen, um Köpfe, Arme und Beine zu zerschlagen, aber nicht um den Hunger zu stillen. Man hat auch im allgemeinen eine sehr irrige Ansicht über die Empfindungen und Gefühle des Menschen nach einer großen, glücklich überstandenen Gefahr. Auf dem Theater und in den Romanen kommt vor allen Dingen bei solchen Gelegenheiten ein inbrünstiges Dankgebet zu Gott und dann eine lange mehr oder weniger sentimentale Besprechung aller Nebenumstände der Errettung. In der Wirklichkeit aber, da fühlt man stets inniges Wohlbehagen und einen barbarischen Hunger: erst wenn dieser gesättigt, geht man, vollends wenn man jung ist, zur heitern Erzählung und Beschreibung des Erlebten und vielleicht en passant zu einem oberflächlichen „Gott sei Dank“ über.

Das ist nicht hübsch von den Menschen, aber sie thun es einmal nicht anders.

Unsere Freunde, die sich in Sicherheit sahen, sobald sie ihre Schiffe bestiegen hatten, empfanden sogleich den oben angedeuteten Hunger in einem solchen Grade, daß der englische Admiral, um eine Kannibalenscene in einem fast europäischen

Lande zu verhindern, sich entschließen mußte, einen Theil der für seine Matrosen zubereiteten Speisen hinüberzuschicken.

Da kam zuerst eine herrliche Suppe, aus warmem Wasser mit einzelnen Fettaugen bestehend, dann folgte ein Kessel voll Pökelfleisch, an welchem, zum Gegensatze, nichts als gelbes, talgartiges Fett zu sehen war, und schließlich eine gehörige Quantität von goldigen Salzkartoffeln.

Ungeachtet ihres Hungers konnten die Spanier es nicht über das Herz bringen, etwas anderes als diese letztern und Schiffszwieback zu essen.

Ein halbes Dutzend von Offiziersburschen war mit eingeschifft und den Matrosen attachirt worden, um während der Ueberfahrt für die Küche und für die Reinlichkeit des Zwischendecks zu sorgen. Das war ein großes Unglück, wie die Folge lehrte; denn abgesehen davon, daß die culinarischen Kenntnisse der improvisirten Köche bei der Schlechtigkeit des ihnen gelieferten Materials nicht zum Vorschein kommen konnten, so kamen doch andere Dinge zum Vorschein, die grau aussahen und sich bewegten. Diese andern Dinge, die sich noch viel schneller vermehren müssen, als die Naturforscher behaupten, nahmen in kurzer Zeit auf eine erschreckende, unglaubliche Weise überhand. Ich komme später darauf zurück, wenn auch nur ganz en passant und oberflächlich, um das Zartgefühl des spröden Lesers nicht mehr zu verletzen, als gerade nöthig ist. Ein wenig Verletzung wird er sich aber gefallen lassen müssen, denn ich will nun einmal nicht meine deutschen Landsleute in ihrer empfindsamen Scheu vor dem Aussprechen einfacher und natürlicher Dinge bestärken, Scheu, die mir oft wie Ziererei vorkommt. Ich bin der

Ansicht, daß man alles sagen kann, sobald man es in anständigen Ausdrücken thut, und nicht dabei die Absicht hat, etwas Ungehöriges vorzubringen. — Wenn in der Folge also von Beinkleidern z. B. die Rede sein muß, so werde ich ganz gewiß dieses Kleidungsstück nicht inexpressibles nennen. Der Name thut doch wahrlich nichts zur Sache und dem Reinen ist alles rein. — Wer mit meiner Art nicht zufrieden ist, der lege lieber gleich das Buch beiseite, er kann in jeder Beziehung nur dabei gewinnen.*)

Während der ersten Tage ihres Aufenthaltes im lissaboner Hafen sahen die Carlisten mit Schaudern die Qualität der Lebensmittel, die in aller Eile für sie zusammengekauft und an Bord transportirt wurden. Schlechtes, übelriechendes und noch übler schmeckendes Pökelfleisch bildete mit steinhartem, ordinairem Zwieback den Fonds der Provisionen. Zum Glück kamen noch einige Säcke Reis, etwas Chocolade und sogar ein Paar Dutzend Citronen für die etwaigen Kranken. An leidlichem Weine fehlte es auch nicht.

Es wurden verschiedene kleine Gemeinden aus den einzelnen Truppengattungen gebildet. Für jede dieser Körperschaften kochte der dazu commandirte Bursche in einem besondern Kessel ab und, soviel wie möglich, auf Bestellung der Majorität. Ein hölzerner Löffel pro Mann wurde vertheilt und als Federbusch an der Mütze oder als Dolch im Gürtel getragen.

*) Diese Worte waren schon längst geschrieben, ehe ich von dem Sturm wissen konnte, den Nañil's Abenteuer hervorrufen würde. Ich lasse sie stehen, bitte aber die freundlichen Leserinnen nicht zu erschrecken — car il n'y a pas de quoi.

Wenn die Eßstunde schlug, gab die Schiffsglocke das Zeichen, und darauf hieß es laut und feierlich: Caballeria, oder Infanteria, oder Guardias de Corps oder Guardias Españolas u. s. w. al rancho.*)

Es war wirklich komisch anzusehen, wie die Offiziere der vorgerufenen Waffengattungen mit dem Holzlöffel in der Hand vortraten und einer nach dem andern, dem Range nach, eine irdene Schüssel, mit der zubereiteten Speise angefüllt, erhielt. — Leider war, wie schon gesagt, der Hauptbestandtheil derselben, das Pökelfleisch, ganz ungenießbar; nur der Reis, mit welchem dieses gekocht worden, konnte möglicherweise gegessen werden, wenn der Appetit sonst gut war.

Um sich der Gefahr des Verhungerns nicht auszusetzen, beeilten sich daher alle, die noch einiges Geld besaßen, bessere Lebensmittel zu kaufen. Da aber von einem aparten Kochen derselben nicht die Rede sein konnte, so mußte sich die Auswahl auf feinern Zwieback, Chocolade, Obst und Bier beschränken, und es gab noch dazu unter den 120 Verbannten sehr wenige, die sich einen solchen Luxus erlauben konnten. Einige Nabobs von der Gardecavalerie gaben zwar sogar den Skandal, schmale Schiffsmatratzen von Seegras zu bestellen, sich einbildend, daß ihre Knochen zu weich für den Fußboden, oder daß der Fußboden zu hart für ihre Knochen sei. Da aber die Matratzen, wenn auch sehr wenig breit, es doch viel mehr waren als der

*) Rancho ist der allgemeine Name für die en gros zubereitete Soldatenkost; Ranchero ist der zum Kochen commandirte Mann. Dieser Dienst geht der Reihe nach in der Compagnie herum.

für jeden einzelnen bestimmte Raum, so mußten die andern enger zusammenrücken, sodaß es ihnen buchstäblich unmöglich wurde, auf dem Rücken zu liegen und die ohnehin durch die Kürze des Lagers gebotene Position auf der Seite auch durch dessen Breite unumgänglich nöthig ward.

Zu allen den Unbequemlichkeiten und Leiden, welche den Aermsten bereits geworden und noch in höherm Grade auf der Reise selbst zu erwarten waren, gesellte sich in erster Linie der Kummer über die verloren geglaubte Sache und die traurige Zukunft, der sie im fremden Lande voraussichtlich entgegengingen; aber die meisten von ihnen waren jung. Sie vergaßen nach und nach das Unangenehme ihrer gegenwärtigen Lage; sie gewöhnten sich an den Gedanken, im Auslande arbeiten zu müssen um ihr Brot zu verdienen, und nachdem ein jeder sich zu einer Beschäftigung, zu einer Kunst, zu einem Handwerk entschlossen hatte, kehrte allmählich die der glücklichen Jugend eigene sorgenlose Heiterkeit in ihre Herzen zurück.

Die Tage, die sie noch im Hafen verblieben, wurden so vergnügt wie möglich hingebracht. Ans Land mochte und durfte niemand fahren. Aber am Bord wurde spaziert, geraucht, getobt, gelacht und hauptsächlich Monte gespielt. Monte ist ein hitziges Hazardspiel, ähnlich dem deutschen Landsknecht, dem man in Spanien und seinen Colonien, gegenwärtigen und vergangenen, den leidenschaftlichsten Cultus widmet. — Ein Mantel wurde mitten auf dem Verdeck ausgebreitet. Der Bankier setzte sich darauf, legte zwischen seine ausgespreizten Beine Geld und Karten hin und zog ab. Die Spieler kauerten um den Mantel herum

und vergaßen bald die ganze Welt, eifrig bemüht die wankelmüthige Fortuna beim Schopf zu fassen. —

Das Wetter war schön. — Die Nichtspielenden genossen es freudig und konnten sich an dem herrlichen Anblicke Lissabons nicht sättigen.

Portugals Hauptstadt hat mit vielen Menschen und Dingen das gemein, daß sie nicht näher gesehen und gekannt werden darf. Sie ist, wie man von Pferden sagt, ein Blender.

Lisboa, denn das ist ihr wirklicher Name, liegt, wie das Ewige Rom, auf sieben Hügeln amphitheatralisch gebaut. — Mag sie nun wirklich von Ulysses, oder gar von Japhet's Enkel Elisa gegründet worden sein, so viel ist sicher, daß der Erbauer guten Geschmack besaß. Die Lage der Stadt, die viele mit der Neapels, Konstantinopels und Rio-de-Janeiros vergleichen — die Portugiesen selbst ziehen sie natürlich vor und sagen; quem naõ vio Lisboa naõ vio coisa boa *) — ist in der That, vom Tajo aus betrachtet, reizend und malerisch. Das bunte, lebendige Treiben im Hafen, die ankernden Schiffe, die leicht dahinfliegenden Boote bilden den schönsten Vordergrund und zwischen den Masten hindurch erblickt man mit Entzücken die Thürme und die Paläste, die in poetischer Unordnung sich in der Niederung ausbreiten oder die steilen Hügel hinanklimmen.

Unsere drei Freunde Eduardo, Federico und Piélago saßen auf der Gangspille der Karoline und betrachteten ernst und schweigend das prächtige Bild.

---

*) Wer nicht Lissabon sah, der sah nichts Schönes.

Der Charakter der drei Offiziere zeigte sich, wie es eben im Unglück gar häufig geschieht, in seiner nackten Natürlichkeit, seitdem sie sich am Bord befanden und, ihrer Meinung nach, auf lange Zeit, vielleicht auf immer, dem geliebten Vaterlande Lebewohl gesagt hatten.

Piélago, harmlos und heiter, überließ sich mit liebenswürdiger Indolenz seinem Geschick, dessen Richtung ja nicht in seiner Hand stand.

Agüero, düster aber ergeben, übersah das ganze Unglück, das ihm und seinen Freunden bevorstand, aber er baute auf Gott und auf seine eigene Kraft.

Federico, launisch und unbeständig, wie der Leser ihn schon oft gesehen, ließ sich wie immer von seiner augenblicklichen Stimmung hinreißen und war bald ausgelassen lustig, bald niedergeschlagen und wie von trüben Ahnungen erfüllt. Diese Ahnungen schienen am heutigen Tage sich mit verdoppelter Kraft seiner Seele bemächtigt zu haben, denn er war mismuthig, sarkastisch, beinah boshaft, und quälte sich und seine Freunde, als wenn er ein Vergnügen daran fände.

Nachdem sie alle drei lange Zeit das herrliche Panorama betrachtet, welches sich vor ihren Blicken ausbreitete, rief endlich Eduardo traurig, aber entzückt aus: Welch himmlische Stadt! Wer nur eine Hütte in derselben besitzen und bewohnen könnte!

Du meinst aber gewiß nicht *allein*? fragte Federico spöttisch. — Ja, Freund; in der Gesellschaft, an welche du denkst, würdest du dich *vielleicht* sehr glücklich in Lissabon fühlen. —

Vielleicht? fragte Agüero verwundert und beleidigt.

Weniger als irgendwo anders, sprach Piélago besänftigend. Ihr urtheilt nach dem Schein, aber ich, der ich vier Wochen in diesem schönen Ort zubrachte, ich weiß, was hinter jenen prächtigen Palästen, hinter jenen weißen, freundlichen Häusern steckt.

Nun? fragten Agüero und La Torre gleichzeitig und voller Neugierde.

Armuth, Schmuz, Ungeziefer! lautete die trockene Antwort.

Es ist nicht möglich! riefen die beiden aus.

Meint ihr? sagte Piélago lächelnd. Nun, vielleicht habt ihr recht; vielleicht haben die Portugiesen, mit ihrem Nationalhaß gegen uns Spanier, sich Mühe gegeben, mir den Aufenthalt in ihrer Hauptstadt zu verleiden, vielleicht war alles, was einen Monat lang meine Augen, meine Nase und meine Kleider verletzte, nur künstlich hervorgebracht, um dem gewöhnlichen Glanz und die naturwüchsige Schönheit Lissabons zu vertuschen! Ich muß gestehen, daß es ihnen vollkommen gelang!

Nun, was sahst du denn eigentlich? erkundigte sich Eduardo.

Ich sah schmuzige, enge, winkelige, steile, schlecht oder gar nicht gepflasterte Straßen; antwortete Piélago; ich sah todte Hunde, todte Katzen, todte Pferde in denselben herumliegen; ich sah ganze Heerden von wüthenden Hunden, die sich um diese ekelerregenden Ueberreste stritten und bissen; ich sah mehr oder weniger weiße Arme mehr oder weniger verdächtige Geschirre zum Fenster hinaushalten und ausgießen; ich hörte die Inhaberinnen

jener Arme Agua va*) ausrufen, aber erst nachdem die Operation vollbracht und für den Vorübergehenden keine Zeit mehr zum Ausweichen war; ich überzeugte mich, leider mehr wie einmal, daß das späte Warnungswort eine Lüge gewesen, daß der künstliche Regen nicht aus Wasser bestanden hatte!

Gräßlich! rief Eduardo aus; aber ähnliche Uebelstände existirten früher auch in Madrid! Die Polizei wird sie seitdem hier ebenso gut wie dort beseitigt haben.

Das thut sie vielleicht einst, erwiderte Piélago; bisjetzt hat sie es aber nicht gethan.

Kinder, sprach Federico im Tone der Verzweiflung; wir Südländer sind und bleiben doch ein rettungslos verlorenes Volk. Wenn die Fremden uns anklagen, suchen wir uns zu vertheidigen oder wenigstens zu entschuldigen: aber unter uns müssen wir doch zugeben, daß die meisten Vorwürfe, die sie uns machen, leider gegründet sind oder wenigstens beim ersten Blick ihnen gegründet scheinen müssen. — Spanier, Portugiesen, Italiener, Türken, Afrikaner, Asiaten, Südamerikaner — wir alle sind aus einem und demselben Stoffe gebildet. Wir sind im allgemeinen faul, indolent, schmuzig; wir sind, und hierbei beziehe ich mich mehr noch auf die höhern Klassen als auf das wirkliche Volk, unregierbar, wenn die Furcht uns nicht zum Gehorsam, zur Ordnung zwingt. Ich gehe beinah so weit, zu behaupten, daß wir nicht mehr unsern alten, weltbekannten Muth, sondern höchstens bei einzelnen Gelegenheiten Leidenschaftlichkeit, Fanatismus oder Eitelkeit zeigen können.

*) Da geht Wasser hin.

Oho! riefen Eduardo und Piélago gleichzeitig aus. Welche Uebertreibungen, Federico!

Ihr erschreckt mit Leichtigkeit und über Geringes, fuhr dieser mit sichtbarem Aerger fort; aber ihr sollt noch mehr hören, denn ich will und muß mich endlich meiner Galle entledigen und diesen ernsten Gegenstand besprechen, der mich so oft schon beschäftigt und gequält.

Namentlich bei trübem Himmel und schlechtem Wetter, nicht wahr? fragte Eduardo lächelnd.

Die Sonne strahlt über unsern Häuptern im blauen Firmament und spiegelt sich in den klaren Fluten des goldreichen Tajo, erwiderte Federico mit maliciösem Pathos.

Ja, lautete Eduardo's Antwort; aber in deinem Herzen wohnt düsterer Zweifel; in deiner, in unser aller Seele ist die Sonne der Hoffnung untergegangen und schwarze, undurchdringliche Nacht an ihre Stelle getreten.

Agüero hat recht, La Torre, sprach Piélago freundlich; wir sind im Unglück und dein Temperament, das du dir doch nicht selbst gegeben, zwingt dich, alles schwarz zu sehen.

Nein, Agüero hat nicht recht, brauste Federico auf; nein, ich sehe nicht alles schwärzer als es wirklich ist. Wir können aus Egoismus, aus Apathie, aus Gewohnheit die Wahrheit gering schätzen oder übersehen; aber was einmal wahr ist, das bleibt wahr, selbst wenn der Mensch wie der Strauß den Kopf versteckt, um es nicht gewahr zu werden.

So lassen wir ihn doch seine Ansicht vertheidigen, sprach Agüero zu Piélago, ihm mit den Augen zuwinkend ruhig zu bleiben.

Ja, wir sind faul! fuhr Federico gereizt fort. — Die Ursachen dieser Faulheit mögen verschiedener Natur sein, das Klima mag seinen guten Theil von Schuld an derselselben haben, ihre Folgen lasten nichtsdestoweniger erdrückend auf uns, und machen daß wir um Jahrhunderte hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben sind.

Wir sind indolent! Das berühmte oder berüchtigte No importa*) spielt immer noch die Hauptrolle in den südlichen Ländern; wir Christen beschönigen das Unmännliche, das Unwürdige dieser Denkungsart, indem wir sie eine Folge frommer Ergebung nennen; die Mohammedaner geben ihr auch einen religiösen Anstrich und suchen ihre Apathie mit der Prädestination, an welche sie glauben, zu rechtfertigen. Das Resultat bleibt aber immer dasselbe.

Wir sind schmuzig. — Aus Mangel an Wasser? — Manchmal; das will ich zugestehen; aber ganze Provinzen gibt es, deren Bewohner vom Morgen zum Abend bis an die Knie im Flusse zu thun haben könnten, ohne daß es einem unter Hunderten einfiele, sich einmal zu bücken, um sein Gesicht zu reinigen. Dazu hat ja der liebe Gott den Regen geschaffen! — Sagt mir; stehen diese unsaubern Menschen, um sie nicht anders zu nennen, hierin nicht sogar hinter den Türken, von welchen der Koran doch wenigstens bestimmte Ablutionen verlangt?

Wir sind unregierbar! — Jeder von uns im allgemeinen glaubt sich zum General, zum Minister geboren. Wären wir ein Wahlreich, das ganze befrackte Spanien würde aus Kronprätendenten bestehen. Zum Befehlen, da

---

*) Es thut nichts.

sind wir alle gleich bei der Hand; ans Gehorchen denkt freilich keiner, wenn nicht etwa mit dem Stock commandirt wird; dann werden aber freilich sämmtliche stolze Kronprätendenten zu gemeinen, kriechenden Sklaven. Pfui über uns!

Du entwirfst ein trauriges Bild von deinen Landsleuten, rief Piélago aus; doch manches was du uns vorwirfst, ermangelt leider nicht ganz der Wahrheit, wenn du es auch furchtbar übertreibst.

Und ist es unsere Schuld, fiel Eduardo ein, wenn wir seit Jahrhunderten schlecht regiert worden und in gewisser Hinsicht gesunken sind?

Ja es ist unsere Schuld, erwiderte voll Heftigkeit Federico. Warum werden die Engländer gut regiert? Warum werden es die baskischen Provinzen, um unter uns selbst ein Beispiel zu suchen? — Jede Nation verdient das Schicksal, das ihr geworden! — Seht die Italiener, seht die Polen an! Sie klagen und bedenken nicht, daß es ihnen entweder an Muth oder an Einigkeit gefehlt. — Ein biederes, tapferes, freisinniges Volk wird unter jeder Regierungsform frei, im edeln Sinne des Wortes frei sein. Die Tyrannen werden nicht als solche geboren: sie werden erst durch ihre Umgebungen dazu gemacht.

Das sind ja ganz revolutionäre Ansichten, die du da äußerst, rief Piélago mit komischem Entsetzen aus.

Meinst du, Hasenfuß? fragte La Torre mit steigender Wärme. Die That, die nimmst du ruhig an und betheiligst dich sogar, wenn es nöthig ist, an derselben, wie du eben dadurch beweist, daß du hier bist; doch das Wort das erschreckt dich! Ist das nicht Heuchelei? —

Aber beruhige dich; wenn ich von Tyrannei sprach, da bezog ich mich ebenso gut auf die, die von unten, als auf die, die von oben kommt, und ich weiß nicht welche von beiden die schlimmste ist!

Doch ohne Zweifel die von unten, unterbrach Eduardo, über seines Freundes Eifer lächelnd.

Warum denn, Herr Hidalgo? erwiderte Federico lebhaft und immermehr gereizt. Die Tyrannei von unten empört vielleicht mehr unsere Eigenliebe, weil sie nicht mit Glacéhandschuhen ausgeübt wird. Eine solche Tyrannei zu dulden ist aber gewöhnlich eine harte Nothwendigkeit, weil die Zahl der Tyrannen ebenso groß oder größer als die der Opfer zu sein pflegt. — Wenn sich aber ein ganzes Volk den Launen und dem Uebermuth eines einzelnen willig unterwirft; wenn es sich sogar mit Freude in Ketten legen läßt und eine Ehre in der Sklaverei findet, dann ist die Ergebung eine Schande, nicht einmal dadurch zu rechtfertigen, daß jene Ketten von Gold geschmiedet sind.

Du denkst so, und bist ein Carlist? fragte Eduardo ganz verwundert.

Denkst du selbst etwa anders? sprach Federico verächtlich. Prüfe dich genau und antworte dann auf meine Frage.

Aber wir vertheidigen doch die Sache des rechtmäßigen Königthums, weil wir sie für gerecht und für die beste für das Land halten, rief Piélago aus.

Ja, wir halten sie für die beste, erwiderte Federico, deswegen erscheint sie uns als gerecht. Aber glaubt ihr, daß nicht Hunderte und Tausende auf der Seite der Infantin stehen, die ihr Vaterland lieben, so heiß wie wir

selbst, die vielleicht in jeder Hinsicht mehr taugen als wir? Die halten auch ihre Sache für die beste, und darum auch für die gerechte. — Wenn ihr mir mit der Legitimität kommt, so will ich euch eine einzige Frage stellen, aber ich bitte um eine ehrliche Antwort.

Nehmen wir an, daß der Infant Don Carlos, jetzt unser legitimer König, von jeher die Stütze, die Hoffnung der constitutionellen Partei gewesen wäre. Als muthmaßlicher Thronfolger, weil Ferdinand VII. kinderloser Witwer war, hätte er noch bei Lebzeiten seines Monarchen und Bruders alle nöthigen Maßregeln ergriffen, um nach dessen Tode die Ansichten zur Geltung und zur Herrschaft zu bringen, die wir bekämpfen zu müssen glauben, weil wir sie für schädlich für unser Vaterland halten. Noch zur rechten Zeit aber hört der König Ferdinand auf die dringenden Bitten seiner ergebenen Anhänger, unter welchen wir uns alle drei befinden, — und wählt sich eine Gattin, — deren streng monarchische Gesinnungen uns genau bekannt sind und uns Vertrauen für die Zukunft einflößen. — Er wird Vater von zwei Töchtern; der Himmel schenkt ihm aber keinen Sohn. Don Carlos und die ganze constitutionelle, in unsern Augen revolutionäre Partei jauchzen hoch auf, weil das Salische Gesetz ihnen den Triumph sichert. — Da wenden wir Royalisten uns wieder an den König und erlangen von ihm, daß er das Salische Gesetz annullirt, die Pragmatische Sanction herstellt und seine erstgeborene Tochter als Prinzessin von Asturien proclamirt. — Dies alles geschieht. — Bald darauf stirbt der König, und der liberale Infant tritt mit seinen Ansprüchen auf die Krone auf. — Hand aufs

Herz, meine Freunde, würden wir jetzt in Portugal beim Prätendenten, oder in Madrid bei der uns rechtmäßig erscheinenden Königin Isabel II. sein?

Eduardo und Piélago schlugen die Augen nieder und gaben keine Antwort.

Ihr schweigt, fuhr La Torre triumphirend weiter. Aber warum schweigt ihr? Weil ihr einseht, daß ich recht habe! — Wir wollen alle drei das Glück unsers Vaterlandes, wir glauben alle drei, daß das spanische Volk noch nicht reif für liberale Institutionen ist, wir sind alle drei innig und fest davon überzeugt, daß, wenigstens für den Augenblick, der verständige Absolutismus eines ehrlichen, tugendhaften Fürsten wie Don Carlos ihm viel nützlicher und ersprießlicher ist als eine aus der Fremde importirte Verfassung, die es noch nicht verdauen könnte; und deswegen sind wir Carlisten, wie wir Isabelisten geworden sein würden, wenn meine vorige Annahme wirklich stattgefunden hätte. — Was beweist dies? Daß die Lösung der Question der Legitimität zwischen Karl V. und Isabel II. einzig und allein von dem Wohl des Vaterlandes abhängt, das jeder Spanier hauptsächlich oder nur von dem Siege des einen oder der andern erwartet; mit Einem Worte, daß das edle Blut, welches bereits geflossen und wol noch fließen wird, nicht den Personen, sondern einzig und allein den Principien gegolten. — Bin ich, sind wir alle deswegen Revolutionäre zu nennen? — O nein! — Die Spanier sind streng monarchisch, aber del Rey abajo ninguno!*) — Wir lieben unsern König,

*) Vom König abwärts niemand!

aber wir lieben auch die Freiheit und die Gleichheit; wir sind republikanische Royalisten!! — Ihr lacht? — Soll ich euch auch noch beweisen, daß wir, nicht nur in dieser, sondern in jeder andern Beziehung, immer und ewig an der Krankheit laboriren, die heutzutage überall herrscht, an der trost- und zukunftslosesten Halbheit?

Nun? lächelten Eduardo und Piélago; beweise.

Ihr thut mir leid mit euerm Lächeln, sprach La Torre hitzig weiter; ihr hört mich aus Gutmüthigkeit ruhig an, denkt aber doch in euerm Innern, daß ich aufgeregt bin und lauter Unsinn rede! — Meinetwegen; versucht es aber nun, mir zu widersprechen. — Ich sage und behaupte, wie der talentvolle Larra vor kurzem noch und weit besser als ich bewiesen hat, daß wir in allem an der Halbheit leiden. — Wir leben auf einer Halbinsel, die noch obendrein halb spanisch, halb portugiesisch ist. Wir sind halb Gothen, halb Araber, folglich halb Europäer, halb Afrikaner. Ich glaube daß wir uns nicht beklagen dürfen, wenn das Ausland uns halb civilisirt nennt. Beurtheilt man unsere religiösen Zustände mit Unparteilichkeit, so wird man finden müssen, daß wir halb Christen, halb Heiden sind. Ich werde später beweisen, daß wir halb tapfer, halb feig sind. Daß wir halb monarchisch, halb republikanisch gesinnt sind, das führte ich schon an und ihr seht vollkommen ein, daß es ebenfalls wahr ist. Unzählige Halbheiten mehr könnte ich citiren, begnüge mich aber für den Augenblick, speciell von uns anzudeuten, daß wir halbbesiegt, halbemigrirt ....

Und halbverhungert sind, unterbrach Agüero laut auflachend.

Nur halb? fragte Piélago bescheiden.

Wenn ich ans Pökelfleisch denke, rief Federico aus, indem er über seines Freundes wehmüthige Klage unwillkürlich lächelte; wenn ich an das Pökelfleisch denke, dessen schauderhafter Geruch schon von der Küche zu uns herüberdringt, so fürchte ich allerdings beinah, daß wir wirklich ganz verhungert in England landen werden.

Nun, meinte Eduardo, da wären wir doch wenigstens in einer Beziehung ganz.

Ja, entgegnete La Torre, dann wären wir nur keine Spanier mehr.

Das thut nichts zur Sache, scherzte Piélago, wenn wir nur ganz todt sind.

Ich bleibe euch noch den Beweis schuldig, daß wir beinah nicht mehr tapfer sind, fuhr Federico fort, und will in wenigen Worten meine Schuld abtragen, ehe man uns al rancho ruft.

Nun, sprach Eduardo vergnügt; du bist heute ganz philosophisch! Laß uns also sehen, wie du diesen für uns so schmeichelhaften Beweis führst.

Recht gut weiß ich, erwiderte La Torre etwas besänftigt, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht, daß die jetzigen Bewohner von Spanien noch ganz dieselben Menschen sind, welche Múico und Peréj eroberten, welche die Tercios des Herzogs von Alba bildeten und als wandernde Mauern von Fleisch und Knochen die stolze gelb und rothe Fahne Castiliens in allen Schlachtfeldern Europas siegreich wehen ließen. Unser Volk würde heutzutage noch ganz das Nämliche leisten, aber es bedarf einsichtsvoller, energischer Führer, die nicht mehr zum Vorschein kommen und

bei deren Ermangelung die ganze Nation wie degenerirt ist. Es sieht beinah aus, als wenn wir nicht mehr fähig und muthig genug wären, um uns Mann gegen Mann, in ehrlicher, offener Feldschlacht zu schlagen. Die Guerrillakämpfe gegen Napoleon und dann von 1820 zu 1823 haben aus uns eine Art von Delawaren oder Mohikanern gemacht, denen nur die Tätowirung fehlt. — Seht im Unabhängigkeitskriege die Andalusier an, welche allerdings für die größten Prahler unter uns gelten. Zu Tausenden ziehen sie zum heiligen Kampfe gegen die Franzosen aus: sie wollen ihre Feinde mit Strunk und Stiel auffressen. Da tritt ihnen ein Bataillon, ein schwaches Bataillon entgegen, und die Helden ergreifen die Flucht. „Das kann man doch von uns nicht verlangen“, rufen sie aus, „daß wir Truppen bekämpfen, in welchen jeder Gemeine ein Sergeant ist“! — Das Bataillon trug nämlich Epauletten, ähnlich der sogenannten Gineta der damaligen Feldwebel in der spanischen Armee.

Dieses Beispiel, unterbrach Agüero, welches allerdings lächerlich genug ist, verhindert aber nicht, daß dieselben Menschen, die sich durch die Achselklappen ihrer Gegner imponiren und einschüchtern lassen, wegen der geringsten Kleinigkeit zu den Messern greifen und noch lachen und schlechte Witze loslassen, wenn ihnen die Eingeweide zum Leibe heraushängen.

Das ist ja eben was ich sage, entgegnete La Torre; wir scherzen und spotten über den Tod, fürchten uns aber vor einem Schnupfen! — Mit Einem Worte, wir sind halb tapfer, halb feig!

Nein, rief Piélago entschlossen aus, ich protestire!

Die Kaltblütigkeit der Nordländer geht uns vielleicht ab, das mag sein, obgleich ich es auch bezweifle; denn die spanische Infanterie namentlich ist lange Zeit die erste von der Welt gewesen; aber der männliche Muth fehlt uns auch heute nicht. Man gebe uns einen tüchtigen Führer und wir werden ebenso viel leisten wie die übrigen Völker Europas.

Ja, wenn dieser tüchtige Führer sich erstens findet und zweitens lange genug an der Spitze bleibt, um alle die Uebelstände zu beseitigen, welche die eigentliche Ursache unserer Machtlosigkeit sind, sprach Federico. Wißt ihr, meine Freunde, woran es uns einzig und allein fehlt? Nicht an Muth, nicht an Energie, nicht an Selbstvertrauen, sondern an Vertrauen zu den andern. — Steckt den ersten besten spanischen Soldaten, den ersten besten spanischen Subalternoffizier in ein französisches Regiment: beide werden wenigstens ganz das Nämliche thun wie ihre neuen Kameraden, und sicherlich durch Mäßigkeit, Geduld und Ausdauer sich vor denselben auszeichnen. Warum entfalten sie nicht gleiche Tugenden in ihrer eigenen Truppe? — Weil diese demoralisirt ist. Weil Nepotismus und Protection die höhern wie die niedrigsten Stellen vergeben, ohne sich im allergeringsten um Fähigkeit oder Verdienst zu bekümmern. Weil die meisten von uns und von unsern Chefs nicht im Stande sind, den Kameraden, und namentlich den Untergebenen Vertrauen einzuflößen. — Was soll z. B. eine Compagnie thun, deren Commandant einfacher Civilist war und plötzlich, ohne Examen, ohne Vorbereitung, ohne die untern Chargen durchzumachen, zum Hauptmann ernannt wurde,

weil er dem König einen seltenen Vogel geschenkt? — Sie wird, hinter seinem Rücken wenigstens, über seine Unwissenheit lachen und ihn, wie die ganze Armee, el capitan del pájaro — den Vogelhauptmann nennen.*) — Was soll aber auch in einem Lande geschehen, wo die jungen Prinzen, noch im Mutterleibe, zu Marschällen ernannt werden? *) Wo kleine Kinder an der Hand ihrer Wärterinnen mit zwei vollen Epauletten auf den Schultern spazieren geführt werden? *) Wo ein Militärorden, der nur für heroische Thaten auf dem Schlachtfelde gestiftet ist, zu vielen Dutzenden in jedem Regimente vertheilt wird, wenn die Königin glücklich niederkommt? *) Wo .... aber ich will mir durch die Aufzählung solcher empörenden Misbräuche nicht den Appetit verderben, der uns in fünf Minuten so unumgänglich nothwendig sein wird. Die Zeiten sind hoffentlich vorüber, wo diese und ähnliche Dinge geschehen durften. Besser ist es daher wol, wir fassen die Sache von der lächerlichen Seite auf, sonst müßten wir am Ende noch bittere Thränen weinen, darüber daß wir Gelbschnäbel, von denen der älteste kaum 21 Jahre zählt, doch schon wohlbestallte, königliche Hauptleute sind.

Du hast recht Federico, sprach Eduardo mild und versöhnend; wir wollen über unsere hohe Würde und über alles andere lachen; übrigens beruhige dich, denn wenn deine Kapitänsepauletten dich drücken, so wirst du schon Gelegenheit genug finden, sie zu verdienen.

---

*) Diese und viele ähnliche Misbräuche sind unglaublich, aber geschichtlich, existiren jedoch zum Glück nicht mehr.

Wo? erwiderte La Torre fast heiter; in England, wenn ich in einem Comptoir spanische oder deutsche Briefe schreibe, oder eine kleine Kneipe einrichte, um den verhaßten Beefsteaks echte gute Chocolade tassenweise zu verkaufen?

Eduardo, der seines Freundes Charakter kannte, statt den halb Beruhigten durch Widerspruch aufs neue zu reizen, gab ihm anscheinend nach und sagte in fröhlichem Tone:

Hört, Kinder, das ist eine gute Idee. Wir wollen eine Chocoladenfabrik anlegen. Piélago übernimmt das Kochen, dazu paßt er am besten durch sein mildes, jungfräuliches Wesen; du, La Torre, bedienst die Gäste, wobei dir deine Sprachkenntniß zu statten kommt. Die Fabrikation selbst, die muß aber mir allein überlassen werden, denn ich habe darin mehr Erfahrung als ihr.

Du hättest Erfahruug in der Fabrikation der Chocolade? fragte Piélago verwundert.

Allerdings, antwortete Agüero mit wichtiger Miene; hört mich nur an. — Ich war vor zwei Jahren auf Urlaub in Cádiz, wo ich eine alte Tante habe, deren Geldkatze uns en parenthèse in England für unsere Fabrik recht von Nutzen sein könnte. — Ich wohnte in ihrem Hause. — Im Portal desselben hatte ein Zigeuner einen kleinen Laden etablirt, den er alle Abende abbrach und fortschleppte. Seine ganze Einrichtung bestand nämlich in einer nicht zu großen Kiste, mit Chocoladentafeln angefüllt. — Dieser Zigeuner nun attakirte mich jedesmal, wo er mich sah, und suchte mir seine Waare aufzunöthigen. Um den lästigen Kerl los zu werden, entschloß ich mich endlich eines Tags, ihm ein paar Pfund abzukaufen, aber

nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er mich in Zukunft ruhig lassen sollte. Er ging darauf ein und übergab mir das Verlangte, wofür er nur acht Real*) forderte. — Mein Freund, sagte ich ihm, als ich die zwei Pfund Chocolade in Empfang genommen und sie ihm bezahlt hatte, die Chocolade ist mein und ich kaufe dir vertragsmäßig nie wieder welche ab. Ich schenke dir aber deine Waare zurück, wenn du mir ehrlich gestehst, auf welche Weise du es möglich machst, das Pfund zu vier Real verkaufen zu können.

Der Zigeuner sah mich mit seinen klugen Augen verschmitzt an und antwortete, indem er mein Geschenk zu dem übrigen Vorrath im Kasten schob, mit der schelmischen und witzigen andalusischen Aussprache: „Sehen Sie, Señorito, diese Chocolade hat weder Cacao, noch Zimmt, noch Zucker, aber sie ist gut.“ — Ihr wißt oder wißt vielleicht auch nicht, daß die drei genannten überseeischen Producte die einzigen Bestandtheile der Chocolade sind.

Piélago und La Torre lachten über den Einfall und ersterer erkundigte sich: Das ist also deine Erfahrung in der Fabrikation, Eduardo? Nun, wenn wir dabei nicht steinreich werden, so muß doch der Kukuk darinsitzen.

Hört, erwiderte Agüero, um seinen Freund vollends zu zerstreuen, meine Geschichte ist noch nicht zu Ende, und einmal, daß ich dabei bin, will ich euch noch schnell die Fortsetzung erzählen. Die Gelegenheit ist günstig und möchte nicht sobald wiederkommen. — Ich spazierte unmittelbar nach meinem Chocoladenhandel mit einigen Freunden

*) Ein Real beträgt 21 Pfennige (sächsisch).

auf der Plaza, wie man ja in ganz Spanien vor dem Essen zu thun pflegt. Ich hatte ihnen eben die drollige Anekdote mitgetheilt und sie lachten sämmtlich noch aus Leibeskräften über den Witz des Zigeuners, als ein englischer Offizier, von der vermaledeiten Garnison von Gibraltar, die der Teufel holen möge, auf einem wunderschönen Pferde vorbeiritt. Ich bin zwar kein Kenner, du weißt es am besten, Federico, aber der herrliche Vollbluthengst stach mir doch so in die Augen, daß ich unwillkürlich ausrief: „Welch ein prächtiges Thier!" — Der Engländer, der schon vorbeigeritten war und ohne Zweifel geglaubt hatte, daß unser homerisches Gelächter seiner Person galt, hörte wahrscheinlich meine Exclamation, denn er parirte augenblicklich, wandte sein Roß um, kam auf mich zu, begrüßte mich und fragte sehr höflich: „Auf wen beziehen Sie Ihre Worte, mein Herr, auf mein Pferd oder auf mich?" — Erstaunt und ärgerlich über die impertinente oder einfältige Frage, antwortete ich ihm kurz und barsch: „Auf wen Sie wollen von Ihnen beiden." — „Nun", erwiderte er, indem er nochmals grüßte und ruhig weiter ritt, „so mag es auf das Pferd sein!" —

Zweites Kapitel.

Abfahrt aus Lissabon. — Englische Escorte. — Unwissenheit und sonderbare Ansprüche der Mehrzahl der Carlisten. — Komische Scenen. — Sturm, Angst, allgemeine Seekrankheit. — Teijeiro mit dem Chocoladenkessel. — Hazardspiel und Ungeziefer. — Thous und seine Diners. — Nalda. — Das N und die Lilie. — Allmacht der Algebra. — Die gefährlichen Walfische. — Pintado und der Canal de la Mancha.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen. Die englische Brigg, auf welcher die andere Hälfte der Carlisten sich befand, hatte bereits den Hafen von Lissabon verlassen und die Reise nach England angetreten. — Nun kam auch die Reihe an die Karoline, und eines schönen Nachmittags wurden die Segel gespannt, die Anker gelichtet und hinaus ging's in die wogende See.

Die im voraus abgesegelte Brigg hatte sich mutterseelenallein auf den Weg gemacht; Albions stolze Flagge war für sie Schutz genug gegen Spaniens und Portugals vereinigte Flotten. — Aber die russischen Farben, die am Hauptmast der Karoline prangten, boten, wenigstens in den Augen der aufgeblasenen Engländer, nicht hinreichende Sicherheit für die Männer, welche einstweilen unter ihrer

Protection standen. Ein kleines Kriegsschiff wurde folglich beordert, sie zu escortiren. Dieses und die Karoline, die eintretende Ebbe und einen schwachen Landwind benutzend, verließen gleichzeitig den Hafen und steuerten mit ungleicher Geschwindigkeit dem nahen Ocean zu.

Die Mündung des Tajo war noch nicht passirt, da fing man schon an am Bord des russischen Fahrzeugs lange und blasse Gesichter zu sehen. Das Wasser war sehr bewegt; der Fluß machte sich wichtig und that als wenn er schon das Meer wäre. Als dieses erreicht wurde, traten die beiden Schiffe plötzlich mitten in einen ganz artigen Sturm, der noch obendrein vom Norden herkam.

Zu alledem war es Abend geworden. Von den 120 Offizieren auf der Karoline hatten nicht 20 die See gesehen. Die übrigen 100, deren Anzahl auf dem Verdecke übrigens jede Minute abnahm, blickten mit Schaudern auf die schäumenden Wogen, die wie hungerige Wölfe herbeisprangen, um sie zu verschlingen und, wenn eine kleine fast unmerkliche Bewegung des Steuerrades sie daran verhinderte, sich wenigstens dadurch rächten, daß sie das Schiff und die Menschen darauf mit Gischt und Wasser überschwemmten. — Die armen Landratten, vor Frost und Nässe und namentlich vor Angst zitternd und die nahende Seekrankheit bereits fühlend, wandten sich mit bittender Geberde und demüthigen Worten an unsern Freund Federico, um Hülfe und Rettung von ihm zu erflehen. Kein Heiliger ist je andächtiger und vertrauensvoller angerufen worden; hätte La Torre nur halbwegs den Wunsch danach geäußert, die Unglücklichen würden ihm auf der Stelle Lichter angezündet und Weihrauch gebrannt haben.

Warum diese Verehrung?

Der Kapitän, der Lootse und selbst der Schiffsjunge der Karoline waren Kurländer und sprachen folglich deutsch. Da nun Federico der einzige war, der diese Sprache verstand, so mußte er nolens volens als Dolmetscher und Abgesandter seiner Kameraden dienen. Seine diplomatischen Unterhandlungen in ihrem Namen waren gewöhnlich mercantilischer Natur und bezogen sich meistens auf einen lebhaften, oft schmugglerischen Tauschhandel. Die Spanier gaben Wein und Pökelfleisch; die Russen lieferten dafür Kartoffeln, die sehr gesucht waren und bedeutend hoch im Preise standen.

Diese und andere ähnliche Dienste, die Federico bisjetzt freundlich geleistet, hatten ihn populär gemacht und seine Leidensgenossen setzten in Gegenwart und Zukunft alle ihre Hoffnung in ihn.

Deshalb kamen sie nun, vom Sturm geängstigt, zum mächtigen Vermittler und baten ihn, seinen ganzen Einfluß beim Kapitän zu verwenden, damit er recht bald halten und im Nachtquartier einkehren ließe, es wäre ja ohnehin ganz dunkel geworden.

Lächelnd setzte La Torre seinen Kameraden auseinander, daß es auf dem Meere keine Wirthshäuser gäbe und daß man zu Schiff Tag und Nacht ununterbrochen reisen müsse.

Groß war die Bestürzung unter seinen Zuhörern. Einige derselben waren undankbar genug, die Macht oder wenigstens den guten Willen ihres Schutzheiligen in Zweifel zu ziehen.

Wir sind doch in unserm Leben auch gereist, rief der

eine aus; aber das ist uns doch nie passirt, daß wir hätten in einem fort fahren müssen, ohne Nachtquartier zu machen.

Und das Bett? schrie ein anderer; wir werden doch nicht wie die Hunde auf dem Fußboden liegen sollen. Im Hafen von Lissabon da war es etwas anderes; da mußten wir, aber hier?

Und das Abendessen? — Und die Räuber? — Und die Kürassiere von Rodil?

Alle diese einzelnen Exclamationen vereinigten sich bald zum einstimmigen, wüthenden Geschrei: Verrath, Verrath!

Die Schiffsleute, die zum Glück den Unsinn nicht verstanden, hörten und sahen mit offenem Munde zu: die bewußten 20 wälzten sich vor Lachen; aber die Rebellen tobten und schrien immer lauter, immer drohender, und bald wäre eine förmliche Empörung ausgebrochen. — Der General Bellengero stürzte auf das Verdeck, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. — Er biß sich die Lippen blutig, um ernst bleiben zu können: er setzte seinen Untergebenen das Unausführbare ihrer Forderungen auseinander und beruhigte sie wegen der Gefahr, die sie befürchteten — daß man in der Dunkelheit der Nacht den Weg verlieren und in einen spanischen Hafen rennen möchte, wo sie alle erschossen werden würden —, indem er eine kurze, improvisirte Vorlesung über die wunderbaren Eigenschaften des Kompasses hielt, mit dessen Hülfe die Seeleute bei Nacht und Nebel ebenso sicher das Meer durchkreuzen, als wenn von fünf zu fünf Minuten ein Wegweiser aus dem Wasser hervortauchte.

Ziemlich beruhigt, aber noch etwas mistrauisch, krochen die Empörer einer nach dem andern ins Zwischendeck hin-

unter, nicht ohne vorher einen zweideutigen Blick auf das erleuchtete Kompaßhaus geworfen zu haben, in welchem der mysteriöse Zauberer hauste, von dessen Tücke oder Eigensinn Freiheit und Leben von 120 braven Offizieren abhängen sollen.

Taumelnd, an die Decke stoßend, fluchend und den bereits Liegenden auf den Körper tretend, erreichten sie allmählich ihre spartanische Lagerstätte, wickelten sich in ihre Mäntel und legten sich endlich zur Ruhe.

Diese war aber nicht von langer Dauer.

Da der Sturm vom Norden herblies und so conträr wie nur möglich war, mußte die Karoline laviren. Der Leser weiß gewiß, daß dieser Ausdruck das im Zickzack gegen den Wind Fahren bedeutet, wobei man, soviel die Construction und Seetüchtigkeit des Schiffes eben erlauben, in der befolgten Hauptrichtung vorwärts zu kommen sucht. In kürzern oder längern Zwischenräumen muß gewendet werden, sodaß der Wind einmal von rechts, dann wieder von links die Segel trifft und durch seine Kraft das Fahrzeug auf die entgegengesetzte Seite drückt und niederbeugt. — Durch diese Neigung verwandeln sich das Verdeck und sämmtliche horizontale Räume des Schiffes in lauter schiefe Ebenen, oft so steil und abschüssig, daß große Uebung und Geschicklichkeit dazu gehören, wenn man sich ohne Hülfe der Hände aufrecht erhalten, geschweige denn hin und her bewegen will.

Die Inclination des Fußbodens hatte die Bewohner des Zwischendecks gezwungen, die gewöhnliche Art des Liegens den Umständen anzupassen, und zwar so, daß die Köpfe, welche im Hafen nach den beiden Wänden zulagen,

jetzt alle in derselben Direction auf die höhere Seite der schiefen Ebene kommen mußten. — Diese Veränderung wurde nämlich dadurch bedingt, daß die Lagerstätten der Quere nach, d. h. in der Richtung der Breite der Brigg vertheilt worden. Bei den Kajütenbetten und den Hängematten der Matrosen, die immer der Länge des Schiffs nach angebracht sind, ist die Seitenbewegung weniger fühlbar, kann aber doch so stark werden, daß man aus den erstern herausfällt. Bei den letztern ist dies unmöglich, denn sie hängen frei da und behaupten ihre senkrechte Lage selbst bei den tollsten Bocksprüngen des Fahrzeugs.

Wie in einem Bienenkorbe summte es lange Zeit im trojanischen Roß, mit welchem bei einiger Einbildungskraft das Zwischendeck der Karoline verglichen werden konnte. Allmählich trat jedoch Ruhe ein und endlich lag alles in tiefem Schlafe. Plötzlich erschallt ein schrillender Pfiff: ein Höllenlärm entsteht auf dem Verdecke; die dickgestiefelten Füße der plumpen Finnländer trampeln über den Köpfen der Schläfer; die Masten krachen; ein Augenblick des Stillstandes tritt ein und plötzlich wirft sich der Koloß auf die andere Seite und beginnt seine schwerfällige, schwankende Bewegung aufs neue. — Alles erwacht. — Jeder sieht oder fühlt mit Entsetzen, daß seine Füße drei Fuß höher als der Kopf liegen. Die Erschrockenen springen auf, schreien, fluchen, fallen und suchen die hohe Seite zu erreichen, um durch ihr vereintes Gewicht zu verhindern, daß das Schiff umwirft. — Neue Vorlesung von seiten Federico's und der andern, welche schon Seereisen gemacht! Neue Zweifel! Neue Angst! Neue Beruhigung!

Die unfreiwilligen Argonauten legen sich wieder nieder, nachdem sie erst ihr Bett umgewendet, was zum Glück weiter keine Schwierigkeiten macht, als den Mantelsack zu suchen und ihn als Kopfkissen dorthin zu stellen, wo vorhin die Füße sich befanden.

Aber wegen der Hitze und der Ausdünstungen von so vielen in einem engen Raume zusammengedrängten Menschen, von welchen bereits die Hälfte die Seekrankheit mit allen ihren Consequenzen hat, ist die Schiffsluke auf dem Verdeck aufgemacht worden, damit durch dieselbe etwas reine Luft in das verpestete Innere gelangt. Eine naseweise Welle bekommt plötzlich den Einfall, durch die Oeffnung einzudringen und den Schlafenden einen Besuch zu machen.

Erschrocken springt alles auf die Beine: ein jeder glaubt sich schon des Todes und sieht sich ängstlich nach dem Haifisch um, der ihn verschlingen soll. Auf der tiefen, der Leeseite schwimmen in buntem Gemisch Mantelsäcke, Geschirre, Kleidungsstücke aller Art. Die bis auf die Haut durchnäßten Insassen derselben sind, um dem Ertrinken zu entgehen, über Köpfe und Beine ihrer Nachbarn hinweg, auf die höhere, trockene Luvseite gestürzt, deren Bewohner sie mit Gewalt zurückzutreiben suchen, aus Angst, daß das Schiff sich neigt und die Ueberschwemmung ebenfalls zu ihnen kommt. Es ist eine komische Scene. — Endlich läuft das Wasser ab, die Vertriebenen kehren auf ihre Plätze zurück und legen sich auf den nassen Fußboden, hoffend ihn bald durch die Wärme ihres Körpers wieder zu trocknen.

Doch das Meer wird immer unruhiger, die Wellen

dringen immer häufiger ins Zwischendeck ein; die Luke muß geschlossen werden.

Zu dem Schaukeln, zu der Angst, zu der unbequemen feuchten Lage, zu der Augen, Ohren und Nasen verletzenden Gegenwart und Thätigkeit der vielen Patienten, gesellt sich jetzt noch der Mangel an frischer Luft. Als am folgenden Morgen die Schiffsluke wieder geöffnet wird, rührt sich keiner unten, kein einziger kommt zum Vorschein; alle sind seekrank geworden.

Dieser Zustand dauerte wol ein paar Tage. Ein Garde-du-Corps fühlte sich endlich stark genug, um zur freien Luft aufs Verdeck hinaufzukriechen. Ein wenig erholt, dachte er an seine Kameraden und beschloß, ihnen Hülfe zu bringen.

Er suchte einen von den Dienern auf. Umsonst. Sie lagen alle wie Leichen da. Durch Zeichen wandte er sich an die Matrosen und mit ihrer Hülfe stellte er einen großen Kessel voll Wasser ans Feuer und warf zehn Pfund Chocolade hinein. — Als das Gebräu fertig war, stieg er damit in den Raum hinab. „Dort unten aber war es fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht.“ Doch der brave Garde-du-Corps, dessen Name ich der Nachwelt aufbewahren will, er hieß Don Fernando de Teijeiro, versuchte sie doch, von seiner Kameradschaft und Nächstenliebe getrieben.

Er ließ der Reihe nach durch die Matrosen jeden einzelnen der wie todt Daliegenden aufrichten, setzte ihm den brennenden Rand des Kessels an die Lippen und goß ihm ohne Umstände einen derben Schluck des kochenden Getränks ein. Das half. Der Schmerz brachte sie, einen

nach dem andern, zur Besinnung. Sie erwachten von ihrer zweitägigen Betäubung, und entsetzt über den Anblick, der sich ihnen darbot, eilten sie, so gut es eben ging, aufs Verdeck, um sich durch Waschungen und Einathmen frischer Luft einigermaßen wieder in Stand zu setzen.

Nach und nach wurde die Ordnung wiederhergestellt und, einige wenige ausgenommen, die hartnäckig seekrank blieben, war bald alles wieder gesund und munter und mit einem furchtbaren Appetit.

Der Sturmwind blies indessen mit ungeschwächter Kraft der plumpen Karoline entgegen. Das englische Schiff machte Zeichen auf Zeichen, daß sie mehr Tuch aufspannen und rascher nachkommen sollte. Der Kapitän erwiderte, daß sein Schiff unmöglich mehr leisten könnte. Der Engländer drohte mit seinen Kanonen und der Russe mußte schließlich nachgeben.

Keuchend und krächzend watschelte nun die Karoline der leichtfüßigen Brigg nach; die Masten knarrten, die Wellen bespülten das Verdeck; der arme Kapitän sah den Augenblick kommen, wo sein Schiff aus den Fugen gehen würde. Er bat und beschwor durch Zeichen, ihn nicht so zu übereilen, und der englische Kapitän gab endlich nach, da er sich wahrscheinlich überzeugt, daß die Klagen und Vorstellungen des Russen gegründet waren. Da es ihm aber ohne Zweifel viel zu langweilig war, seinen Gang nach der langsamen Bewegung der Karoline einzurichten, amusirte er sich nun damit, Katze und Maus mit ihr zu spielen. Bald blieb er eine lange Strecke zurück, warf eine Tonne ins Meer und ließ mit seinen Geschützen darauf schießen; dann flog er wieder leicht wie eine Möve

bei seinen Schutzbefohlenen vorüber, eilte einige Seemeilen voraus, legte plötzlich bei und exercirte mit seinen Matrosen, als wenn er im Hafen läge.

Die durch Teijeiro's Chocolade wieder ins Leben zurückgerufenen Spanier sahen mit einer Mischung von Freude und Neid den gewandten Bewegungen der wenig geliebten Engländer zu. Das durch List von ihnen erworbene und ohne Fug und Recht in ihrem Besitz gebliebene Gibraltar schwebte jedem einzelnen demüthigend und zornerweckend vor. Den kleinen Finger der linken Hand hätten sie, ohne sich eine Secunde zu besinnen, darum gegeben, wenn der liebe Gott vor ihren Augen die geschickten Blauröcke in den Meeresgrund hätte expediren wollen!

Aber weder der liebe Gott noch die Blauröcke selbst dachten an eine solche Expedition. Im Gegentheil! Da sauste eben die schwarze feine Brigg bei den Spaniern vorüber. Man hörte keinen Laut, man sah keinen Menschen, keine Bewegung am Bord! Gespensterhaft durchschnitt das Zauberschiff die schäumenden Wellen! Man hätte glauben können, daß kein lebendes Wesen sich auf demselben befand, wenn in demselben Augenblicke nicht eine leere Rumflasche aus dem kleinen Fenster der Offizierskajüte ins Wasser geschleudert worden wäre. Geister trinken aber bekanntlich keinen Rum!

Der Mensch gewöhnt sich an alles, wie Räder singt, sogar ans Hängen.

Der Anblick des stürmisch bewegten Meeres und die Manöver der koketten Brigg boten bald unsern Reisenden keinen Reiz mehr: es mußte an etwas anderes gedacht werden.

Es wehte allerdings eine Brise, fähig, wie die Franzosen sagen, einem Ochsen die Hörner vom Kopfe wegzublasen, aber der Mantel wurde doch ausgebreitet, das Soldatengebetbuch vorgeholt und das Montespiel begann aufs neue. Die Pointeurs mußten zwar mit dem Finger die Karten festhalten, damit sie nicht davonflögen, aber die Sache machte sich ganz vortrefflich und der Bankier konnte mit vollkommener Sicherheit abziehen.

Wer kennt nicht den Einfluß des Faro, des Schnitts, des Landsknechts, der Roulette auf die menschliche Natur? Ein Spieler, einer, der es mit Herz und Seele ist, vergißt vor dem grünen Tische das Essen, das Trinken, das Schlafen, ja sogar das Rauchen: unsere Carlisten vergaßen mehr als dies, sie vergaßen die Kälte, den Sturm und die Zukunft und setzten sich stoisch über eine andere widerwärtige Unbequemlichkeit hinweg, die ich im ersten Kapitel schon angedeutet habe. Die von den zur Bedienung mitgenommenen Soldaten importirten blinden Passagiere hatten, namentlich durch die Seekrankheit der Schiffsbewohner und die daraus entspringende Unreinlichkeit begünstigt, auf eine fabelhafte Weise zugenommen. Man hatte sich müssen an diesen ekel- und schaudererregenden Uebelstand gewöhnen und es in dieser Beziehung schon so weit gebracht, daß Leute, die früher fast ohnmächtig geworden wären, wenn sie nur an die Möglichkeit gedacht hätten, von einer solchen Plage leiden zu müssen, jetzt mit vollständiger Gemüthsruhe sich damit begnügten, wenn sie bei sich selbst oder bei einem Freunde ein gräuliches Ungeheuer auf dem Rocke wandelnd erblickten, es einfach mit dem Finger wegzuschnippen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wohin es flog. — Jeden

Morgen sobald die Schiffsluke geöffnet wurde und das Tageslicht ins Zwischendeck eindrang, setzte sich ein jeder auf seinem Platze nieder, zog mehr oder weniger nöthige Kleidungsstücke aus und hielt eine kleine Treibjagd. Wer nicht dreißig oder vierzig Mordthaten beging, der wurde schon ängstlich und hielt sich nicht mehr für ganz gesund.

Entsetze dich nicht über diese Beschreibung, lieber Leser, bemitleide vielmehr die Unglücklichen, die, ebenso gut wie du an Reinlichkeit gewöhnt, eine so harte Prüfung bestehen mußten.

Von den Montespielern abgesehen, für welche alles, was außerhalb ihres Geschäfts stand, vollkommen gleichgültig war, fehlte es auch für die andern nicht an Unterhaltung und an Stoff zum Lachen.

Da mußte vor allen Dingen der harte Schiffszwieback erweicht und genießbar gemacht werden. Um es zu erreichen, wurde er an einem Bindfaden ins Wasser hinausgehangen und mit mathematischer Genauigkeit berechnet, wie lange er in den salzigen Fluten bleiben müsse, um recht schmackhaft zu werden.

Ein andermal wurde eine geheime Razzia in die Vorrathskammer vorbereitet und ausgeführt und Chocolade, Zwiebeln und Citrone als gute Beute davongetragen.

Da das Pökelfleisch von allen gänzlich verpönt worden war, blieb, wie schon gesagt, außer dem Zwieback nur noch der Reis als einziges genießbares Nahrungsmittel.

Aber der Hunger erweckt Ideen bei dem Menschen und macht ihn erfinderisch. Die Fahrt hatte noch nicht zehn Tage gedauert und schon waren die Reisenden im Stande, mit den beiden angegebenen Hauptbestandtheilen wenigstens

dreißig verschiedenartige Gerichte zuzubereiten. Außerordentliche Talente, wahre Genies in der Kochkunst hatten sich entwickelt und Bahn gebrochen, die es sogar bis zum Milchreis brachten. — Ohne Milch? — Freilich. Darin liegt ja eben das Wunder! — Wahr ist es allerdings, daß der Hunger und die Einbildungskraft der Consumenten und die Dunkelheit im Schiffsraume der Kunstfertigkeit der Producenten auf halbem Wege entgegenkamen! Außerdem hatten alle eigentlich schon längst vergessen, wie die Milch schmeckt, und wußten nur noch, daß sie weiß aussieht. Das war aber ja die Farbe der ihnen unter obigem Namen vorgesetzten Speise! Etwas Zucker, ein wenig Zimmt und zwei Scheibchen Citronenschale vollendeten die Illusion und das, was sie schmunzelnd aßen, war und blieb in ihren Augen der herrlichste Milchreis.

Durch so vielfache, ewig abwechselnde Genüsse verwöhnt und blasirt, tauchte eine neue Idee unter den Gardeoffizieren auf. Einer ihrer Kameraden, der brave Thous, hatte furchtbar an der Seekrankheit zu leiden und mußte während der ganzen Reise mit geschlossenen Augen auf seinem Platze liegen bleiben. Oeffnete er sie einmal aus Versehen und sah die schwankende Bewegung und die schrägen Flächen um sich herum, da wurde ihm gleich wieder schlimm.

Er mußte sich nolens volens in sein trauriges Schicksal ergeben, und wenn er sich ja aufs Verdeck hinaufwagte, so geschah es immer mit zusammengepreßten Augenlidern und am Arm eines seiner vielen Freunde, die dem geliebten interimistischen Blinden freudig diesen Dienst und viele andere erwiesen.

Dankbar für die ihm allerseits erzeigte Theilnahme, be-

schloß nun Thous sich zu revanchiren und ließ seine sämmtlichen Corpskameraden zu einem Diner einladen. Als die Stunde schlug und nachdem jeder einzelne an sich selbst und an den andern soviel wie möglich weggeschnippt hatte, stiegen sie alle ins Zwischendeck hinunter und gingen an das Lager des Gastgebers. Da dieser die Augen nicht aufschlagen durfte, mußten sich die Eingeladenen durch ihre Stimme zu erkennen geben, worauf Thous sie bat Platz zu nehmen und ihn zu entschuldigen, wenn er ihnen liegend die Honneurs machen müßte. Bald waren sie alle versammelt; der Amphytrion gab ein Zeichen und ein Diener brachte eine leere Schüssel herbei, die er mitten unter die auf der Erde nach altrömischer Manier gelagerten Gäste stellte.

Kinder, sprach Thous, das ist die Suppe. Da wir jetzt ohnehin nur von Reis leben, habe ich sie von Franzbrot bestellt. Wie sie herrlich duftet! Einzelne Garbanzos, die vom Puchero desertirt sind, treiben sich in der Terrine umher und vermehren den Wohlgeschmack der kräftigen Brühe. — Eßt nicht zu viel davon, denn ihr bekommt ein ordentliches Diner und müßt Appetit übrig behalten. — Haushofmeister, tragen Sie die Suppe weg und bringen Sie die beiden Pucheros. — Ihr müßt entschuldigen, daß mein Mayordomo nicht im passenden Costüm servirt. Ich befahl ihm, kurze Beinkleider und schwarzseidene Strümpfe anzuziehen, aber der arme Teufel bat mich um Nachsicht, weil es hier auf der See verteufelt kalt ist und ihn an den Waden friert. — So! — Da ist endlich unsere gute nationale Olla. — Greift zu, Kinder, greift zu. Die Garbanzos sind aus den Rioja; die Chorizos aus

Estremadura; der Schinken aus Galicia; die Cecina aus Asturias; die Henne bei mir selbst und zwar mit Mais aufgefüttert. Das Rindfleisch ist doch saftig? — O gewiß! — Unsere Ochsen sind gottlob! immer noch Naturochsen und fressen lauter Vegetabilien. Ihr Fleisch schmeckt aber auch ganz anders als in den civilisirten Ländern, wo man sie, wie La Torre erzählt, mit den drolligsten Dingen künstlich mästet. Pfui! — Auch die Kälber sollen dort geschlachtet werden, wenn sie kaum einige Tage alt sind! Das ist ja ungesund und hat weder Kraft noch Saft! Was müssen diese aufgeklärten Nationen für verdorbenen Geschmack, guten Magen und schlechte Polizei haben! — Da lobe ich mir unsere Wildheit! Wir wissen zwar nicht manches unnöthige Zeug, was man im Auslande schon den kleinen Kindern eintrichtert, aber unsere spanischen Bettler essen besser und reichlicher als die Könige jener armen Völkerschaften, die Sommer und Winter in Pelzen stecken und nicht wissen, was ein Stiergefecht ist! — Unglückliche Leute!

Auf diese Weise ging es fort. — Die zu einem vollständigen spanischen Diner nöthigen Speisen folgten in ununterbrochener Reihe aufeinander, jede derselben durch die Scherze des Gastgebers gewürzt.

Man sollte es von großen Menschen nicht glauben, aber eine Thatsache ist es doch, daß bei der Beschreibung der verschiedenen Gerichte sämmtlichen Gästen, wie man zu sagen pflegt, das Wasser im Munde zusammenlief. Sie hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, der Magen selbst war zu Ohr geworden. Kein Wunder, daß sie den Geschmack der Speisen zu fühlen und den duftenden Wohlgeruch derselben zu vernehmen glaubten.

Diese unschuldigen Diners wiederholten sich oft, aber ungeachtet ihrer lucullischen Pracht verursachten sie doch keine einzige Indigestion. Mancher Gourmand könnte sich ein Beispiel daran nehmen; er würde sich gewiß bittere Leiden und die jährliche Reise ins Bad ersparen können!

Die Seefahrt dauerte schon volle drei Wochen; beide Schiffe waren vom Sturm bis in die Nähe der Canarischen Inseln verschlagen worden und hatten gegen Wind und Wetter ankämpfen müssen, um das Verlorene wieder einzuholen.

Die Carlisten hatten sich bereits an das Leben auf dem Meere so gewöhnt, daß sogar die eingefleischten Landratten anfingen, sich die Airs von alten Theerjacken zu geben.

Ein alter, langer Cavalerieoffizier, Namens Nalda, war höchst amusant dabei.

Kaum graute der Morgen und noch ehe die Luke aufgemacht wurde, stand er regelmäßig auf, kletterte über seine schlafenden Kameraden hinweg und stieg im tiefsten Nachtnégligé auf das Verdeck. — Dort angekommen warf er mit wichtiger Miene einen prüfenden Blick umher, sah ob der Steuermann auf seinem Posten stand und eilte ans Kompaßhäuschen. Ernst und schweigend blickte er eine Zeit lang mit zusammengezogenen Augenbrauen auf die räthselhafte Nadel, verglich ihre Richtung mit der des Windes, die durch den Wimpel an der Mastspitze genau bezeichnet wurde, betrachtete zuletzt noch den Himmel von allen Seiten, und zufrieden mit der erlangten Ueberzeugung, daß das Schiff mit erwünschter Schnelligkeit segelte, kehrte er triumphirend ins Zwischendeck zurück.

Hier war unterdessen alles lebendig geworden. Die Luke stand offen, die oben beschriebene Jagd hatte überall begonnen.

Kaum wurden nun des Cavaleristen lange Beine auf der steilen Treppe sichtbar, da schrie nun alles wie aus Einem Munde: — Nun, Nalda, wie steht's? Marschiren wir gut?

Herrlich, lautete stereotyp dessen Antwort; zwischen dem N und der Lilie: wir können nicht rascher fahren!

Das N deutet, wol bei jedem Schiffskompaß, den wirklichen Norden, die Lilie die magnetische Abweichung an. Die Lage jener Zeichen verglichen mit der Richtung der Wimpel zeigte nun dem klugen Nalda ganz deutlich an, wie viel Knoten das Schiff in der Stunde zurücklegte!!!

Ein Spaßvogel, der sehr oft die grenzenlose Unwissenheit der großen Mehrzahl mit dem glänzendsten Resultat ausbeutete, verständigte sich mit einem Freunde und ließ diesen eines Tags an den eben von seiner Excursion zurückkommenden Reiteroffizier folgende Frage richten: Aber, Nalda, wie ist es möglich, daß Sie aus der Stellung des N und der Lilie die Geschwindigkeit des Schiffs ersehen? Die Richtung meinetwegen, aber die Schnelligkeit!

Der verdutzte Rittmeister wußte keine andere Antwort zu geben, als daß er es so dem Steuermann abgeguckt hätte, es müsse also richtig sein. Da kam der Spaßvogel dem Bedrängten zu Hülfe.

Warum geben Sie nicht gleich wissenschaftlich die verlangte Auskunft, lieber Nalda? fragte er ihn. Sie wissen recht gut was Sie antworten sollten, da Sie aber

zu bescheiden dazu sind, so erlauben Sie, daß ich in Ihrem Namen spreche.

Und sich an das Publikum wendend, welches gespannt aufhorchte, um etwas Weisheit aufzuschnappen, fuhr er mit Salbung und Würde fort:

Der Herr hier erkundigt sich bei unserm Freunde, wie es zugeht, daß man aus der Lage des N und der Lilie auf die Geschwindigkeit schließen kann, mit welcher ein Schiff die Wellen durchschneidet. Man braucht nicht Marineoffizier zu sein, um dem N das Wunder in die Schuhe zu schieben. Das N ist bekanntlich ein Buchstabe, und die Buchstabenrechnung, auch Algebra genannt, setzt den Menschen in Stand, alles zu erfahren. Ich will Ihnen, meine Herren, ein Beispiel anführen. — Im Hafen a liegt das Schiff b vor Anker. Es ist ein Schooner; der Vordermast hat eine Höhe von 60 Fuß = c, der Hintermast ist 50 Fuß lang = d. Die Mannschaft besteht aus dem Steuermann e, fünf Matrosen f, g, h, i, j und einem Schiffsjungen k. Am Bord gibt es Lebensmittel für vier Wochen l, m, n, o: wie heißt der Kapitän?

Oho! rief der bestochene Zweifler aus; das ist doch ein bischen zu toll!

Nein, mein Herr, erwiderte der Professor der Mathematik, es ist nicht zu toll. Geben Sie mir selbst ein beliebiges, derartiges Exempel und ich will der Königin Cristina ein Vivat bringen, wenn ich nicht Buchstab für Buchstab den Namen des Kapitäns herauscalculire. Es ist zwar eine lange Rechnung, namentlich wenn derselbe baskischer Abkunft ist und vielleicht, wie einer den ich

kenne, Iturriberrigorrigoiechea*) heißt; aber mit der gehörigen Zeit würde ich es auch herausbekommen, denn, wie gesagt, durch die Algebra ist alles möglich.

Und mit Erstaunen und mit Grauen hörten es die leichtgläubigen Iberier, und zu gleicher Zeit mit der respectvollsten Ehrfurcht zu dem gescheidten Kameraden stieg in ihrem Innern eine dunkle Ahnung vom eigenen Unwerth und von versäumtem Schulunterricht beschämend auf.

Der Sturm ließ allmählich nach, das Meer wurde ruhiger; die Karoline näherte sich mit Riesenschritten und entfalteten Beisegeln dem nächsten Ziel ihrer Reise, dem Hafen von Portsmouth. — Und das war ein Glück, denn das Trinkwasser, auf eine kürzere Fahrt berechnet, fing schon an zu mangeln und es mußte in ganz kleinen Portionen vertheilt werden. Zum Waschen da hatten sie die wogende See, und da fehlte es noch immer nicht an ordentlichem Vorrath; nur daß das Salzwasser eher schmuzig als rein macht.

Seitdem das Wetter besser geworden, hatte sich einer von den Reisenden auf dem Hühnerkasten des Hinterdecks etablirt und wich und wankte nicht den ganzen Tag von seinem Posten. Fest in einen blauen Berkan- oder Kamelotmantel mit rothem Plüschkragen eingewickelt, eine gleichfarbige, hohe Kosackenmütze auf dem Kopfe, verfolgte er mit glotzenden Augen und ängstlichen Blicken jede Be-

*) Baskischer Name. Iturri bedeutet Brunnen; berri neu; gorri roth; goico Höhe; echea Haus; also der ganze Name soviel wie „Haus auf der Höhe wo der neue rothe Brunnen liegt.“ Wir kommen später auf diese interessante Sprache zurück.

wegung auf dem Schiffe und auf dem Ocean. Der gute Mann, zärtlich besorgt um sein theures Leben, wußte recht gut, daß das Meer keine Balken hat: er hielt sich daher nur da für vollkommen sicher, wo die Ochsen wandeln können, und obgleich er, ohne seinen Thron zu verlassen, eine gehörige Anzahl derselben hätte um sich herum erblicken können, so waren es leider nur zweibeinige und folglich wenig dazu geeignet, dem Hasenfuß Vertrauen einzuflößen. Eine Erscheinung namentlich, die er sich nicht zu erklären vermochte, brachte ihn häufig außer sich und vermehrte seine Angst, wenn überhaupt in dieser Beziehung von einem plus noch hätte die Rede sein können. — Es geschieht nämlich sehr oft, wahrscheinlich infolge eines Wirbelwindes, daß eine einzelne Welle plötzlich mitten unter den anderen aufsteigt und pfeilgeschwind mit schäumendem Kamme zischend dahinrollt, bis sie in der Entfernung verschwindet und stirbt. Dieser sehr schnell und zuweilen sehr nah vorbeischießende Schaumkamm war es, der dem Mann auf dem Hühnerkasten so große Sorge verursachte. Die vom Spaßvogel entwickelten Kenntnisse hatten nicht ermangelt, auch bei ihm das vollständigste Vertrauen zu erwecken, sodaß er es endlich einmal wagte, jenen um eine Erklärung der räthselhaften und unheimlichen Naturerscheinung zu bitten. — Der Boshafte konnte nicht umhin, vor allen Dingen dem scharfen Forscher einige Complimente wegen seiner Beobachtungsgabe zu machen und ließ sich die mysteriöse Wellengeschichte genau beschreiben, die bisjetzt ganz und gar seinen eigenen Blicken entgangen sein sollte. Der Kosack, der sich durch das erhaltene Lob außerordentlich geschmeichelt fühlte, fing eben eine sinn-

bildliche Darstellung an, bei welcher er mit Händen, Augen und Munde die Bewegung, die Geschwindigkeit und das Geräusch des besprochenen Gegenstandes nachzuahmen suchte, als er sich plötzlich unterbrach und, keines Wortes mehr mächtig, mit zitterndem Finger nach dem Meere zeigte. Richtig! da kam es wieder! — Das Wasser hob sich überall in kleinen anmuthigen Wellen sanft auf und nieder und plätscherte ganz unschuldig gegen die Planken der Karoline, aber eine einzelne hohe Woge durchschnitt soeben lärmend und zischend die dichte Schar ihrer bescheidenen Schwestern, näherte sich brausend und schäumend mit giftig geschwollenem Kamm dem Schiffe, fuhr rasch die Backbordseite entlag dahin und verschwand endlich in der Ferne. Hoch athmete der Mann im Regenmantel auf, als die unendliche Gefahr glücklich überstanden war. Angst und Neugierde malten sich auf seinem leichenblassen Antlitz und stumm blickte er den schelmischen Euklides an, der mit wichtiger Miene folgenden Orakelspruch ertheilte: Wir können alle Gott auf den Knien danken, denn so nahe wie jetzt haben wir gewiß nie einem schrecklichen Tode gestanden!

Was war es denn? fragte der andere mit bebender Stimme.

Das hätte ich in diesem Breitegrad nimmer erwartet, fuhr jener fort, wie mit sich selbst redend. Da sieht man aber wie wenig alle Schulweisheit bedeutet! Unglaublich! Schrecklich!

Aber um Gottes willen, unterbrach der Aengstliche, so sprechen Sie es aus: was haben wir zu befürchten?

Nichts, erwiderte der tückische Spaßvogel; nur könnte

unsere Brigg den ersten besten Augenblick in die Luft geschleudert werden, dort oben einen Purzelbaum schlagen und dann als Nachtmütze auf unsere Köpfe niederfallen. Man kann leicht berechnen, daß in einem solchen Falle unsere Lage nicht zu den gemüthlichsten gehören würde!

Aber wie soll ein solches Unglück geschehen, stöhnte der Mann auf dem Hühnerkasten; wir haben ja, soviel ich weiß, kein Pulver an Bord!

Sie ahnen es nicht? fragte der Quälgeist, und ohne die Antwort seines Opfers abzuwarten, fuhr er fort: Sind Sie je in Madrid gewesen?

O ja! . . . .

Da kennen Sie also den Prado?

Gewiß! . . .

Und die verschiedenen Springbrunnen auf demselben? —

Allerdings! . . .

Die Cybeles? Die vier Jahreszeiten? nicht wahr?

Ja, ja; aber . . . .

Und den einen auch, der dort steht, wo die Carrera de San-Gerónimo einmündet?

Ja, doch! aber . . . .

Nun, so will ich Ihnen eine Anekdote erzählen.

Aber . . . . .

Unterbrechen Sie mich nicht, wenn ich bitten darf. Also ein Fremder, der sich in unserer schönen Hauptstadt aufhielt, ließ sich durch einen Lohndiener überall herumführen, um sämmtliche Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Sie kamen unter andern an die zuletzt angedeutete Fontaine und der Cicerone beeilte sich, dem Ausländer das Sujet derselben folgendermaaßen zu erklären:

„Hier, mein Herr, sehen Sie den großen Jupiter mit der Gabel in der Hand!" — „Aber, Freund, erwiderte der Reisende, das ist ja der Neptun mit seinem Dreizack!" — „Sie können recht haben, mein Herr, entgegnete bescheiden der Lohnbediente; ich muß ihnen ganz offen gestehen, daß ich in der Geschichte der Propheten nicht sehr bewandert bin!"

Aber was hat diese dumme Anekdote mit uns und unserer Lage gemein? fragte fast weinerlich der in Berkan Gehüllte.

Sie soll nur den Beweis dafür liefern, entgegnete der andere, daß Sie an derselben Krankheit leiden wie der Lohndiener, da Sie die Geschichte des Jonas nicht kennen, der von eben einem solchen Seeungeheuer verschlungen wurde, wie das, welches in diesem Augenblicke bei der Karoline vorbeischoß.

Wie? Ein Walfisch, stotterte der arme Teufel hervor und seine Knie schlotterten und seine Zähne klapperten dabei.

Nun, frohlockte sein boshafter Gegner; fangen Sie endlich an zu begreifen? Was glaubten Sie denn, daß die mysteriöse, schäumende Welle sonst zu bedeuten hätte?

Jesus, Maria, Joseph! seufzte der Leichtgläubige und wankte auf den Hühnerkasten zurück, auf welchen er beinah ohnmächtig hinstürzte. Ein Walfisch! ein Walfisch! ein Walfisch!

Verzeihen Sie, rief sein Peiniger ihm höhnisch nach. Von drei habe ich nicht gesprochen; es gibt vielleicht dreißig in der nächsten Umgegend; aber was wir vorher sahen, das war nur einer.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Schwänke und Possen erzählen, mit welchen der übermüthige Offizier sich selbst und seinen Freunden die Zeit vertrieb. Was den armen Auswanderern in ihrer traurigen Lage scherzhaft und witzig vorkam, würde wahrscheinlich den Leser sehr langweilen; nur eine kleine Anekdote möchte ich noch hinzufügen, um den Grad der allgemeinen Bildung, selbst sehr anständiger und vornehmer Leute, in damaliger Zeit zu schildern. Es versteht sich von selbst, daß die folgende Geschichte ebenso wie die vorhergehende und wie alles was ich von der Seereise meines Freundes erzähle, nicht von mir erfunden, sondern buchstäblich wahr ist.

Doch zur Sache. Ein biederer Landsmann des berühmten Helden des Cervantes kam eines Tages zum Orakel und richtete in gewählten Ausdrücken folgende Anrede an ihn:

Señor Don Federico — denn ich will nur gestehen, daß er selbst der boshafte Schelm war — von verschiedenen Seiten muß ich hören, daß dieses Wasser oder Meer, worauf wir in diesem Augenblicke segeln, der Canal de la Mancha sein soll; darf ich Sie um Ihre Ansicht bitten?

Lieber Kamerad, man hat Sie nicht getäuscht; wir befahren wirklich und wahrhaft den besagten Canal de la Mancha.

Aha! rief Pintado — das war sein Name — triumphirend aus. Habe ich Sie endlich trotz Ihrer Weisheit und Ihrer Buchstabenrechnung bei einem grenzenlosen Unsinn, bei einer enormen Lüge ertappt!

Wie so? mein Freund?

Sie sagen und behaupten, daß wir auf dem Canal de la Mancha sind?

Freilich! das sage ich und das behaupte ich.

Nun! und ich sage und behaupte, daß es nicht wahr ist! — Meine ganze Familie stammt aus La Mancha, ich selbst bin in Ciudad-Real geboren, ich habe die Provinz in allen Richtungen durchzogen und kann Ihnen bei meiner Hidalgoehre versichern und zuschwören, daß im ganzen Lande kein einziger Kanal existirt. Wer das Gegentheil behauptet, der lügt wie ein Chinese! Was ist nun Ihre Ansicht, Señor Don Federico?

Meine Ansicht, lieber Pintado, ist, daß Sie ein braver Offizier, ein treuer Carlist und ein ehrlicher Manchego sind, aber . . .

Aber was?

Aber daß Sie in Ciudad-Real einen mangelhaften Schulunterricht genossen haben müssen!

Wie so?

Weil Sie von Karl V. so wenig wissen!

Sie spaßen, Señor Don Federico; — Karl V., den Gott erhalten möge, ist unser rechtmäßiger, vielgeliebter König; aber als ich in die Schule ging, da regierte noch sein Bruder Ferdinand VII.

Ich meine auch nicht unsern Karl V., sondern den Kaiser dieses Namens.

So, so; den kenne ich allerdings nicht.

Nun, das war ein mächtiger Herr, der über Spanien, Deutschland, die Niederlande, Italien, Indien und viele andere Gegenden herrschte; bei uns hieß er der

Erste: als Kaiser von Deutschland war er der fünfte Karl.

Das verstehe ich nun, rief Pintado vergnügt aus, denn mir selbst ist es gerade so gegangen. Beim Regiment Alcántara, bei welchem ich als Cadet stand, da nannten mich die Kameraden Sancho Panza; wie ich nun in die Provinzialgarde versetzt wurde, da gaben mir meine neuen Waffenbrüder den Namen Don Quijote: alles weil ich aus der Mancha gebürtig. Ungeachtet dieser verschiedenen Benennungen bin ich aber doch nur Pintado und werde es mein Leben lang bleiben!

Es freut mich, diese Aehnlichkeit zwischen Ihnen und dem großen Kaiser zu finden, lieber Freund, aber sie ist nicht die einzige. — So wie Sie, liebte er auch sehr die edle Provinz La Mancha, und damit diese ihren Weizen, Wein und Oel bequem nach England exportiren könnte, wo die Leute nichts ernten und ohne uns verhungern würden, ließ er einen großen Kanal anlegen, der von Ihrer Vaterstadt aus in gerader Linie nach London führen sollte. — Etwas mehr als die Hälfte war ausgegraben, als Karl V. starb; nachher hat es immer an Geld gefehlt, um sein Werk zu vollenden. Sie sehen, guter Pintado, daß Sie im Grunde recht haben, wenn Sie behaupten, daß es bei Ihnen zu Lande kein Wasser gibt, denn der Kaiser fing leider von oben an und kam nur bis Bilbao; hätte er von unten aus begonnen, so könnten zwar Ihre Landsleute sich waschen, ihre Felder begießen und ihre Producte einschiffen; dafür aber säßen wir hier an dieser Stelle ganz im Trockenen und wüßten nicht, was wir mit der Karoline vornehmen sollten.

Ich danke Ihnen, Señor Don Federico, für die freundliche Belehrung, sprach Pintado treuherzig; wir wollen aber hoffen, daß der zweite Karl V. denselben guten Willen, aber mehr Geld haben wird als der erste.

Gott gebe es, Pintado, Gott gebe es; aber so eine Wasserstraße kostet verdammt viel.

Das glaube ich gern; diese hier ist aber auch viel zu breit angelegt. Kommt sie erst in unsere Nähe, so wollen wir sie viel enger machen, sonst geht ja, meiner Seele, die ganze Provinz und die Hälfte von Castilien darauf.

Unterdessen ging es auf dem Kanal Karl's V. lustig und rasch vorwärts.

Die englische Brigg, deren Nähe zum Schutze der Spanier nicht mehr nöthig, war nach Lissabon zurückgekehrt; trotzdem fehlte es ihnen aber nicht an Unterhaltung, denn jeden Tag begegneten sie Hunderten von Schiffen, welche von Albions Küsten die vielfachen Producte seiner Industrie in die fernsten Weltgegenden trugen. — Opium und Branntwein — wenn es nöthig ist durch Kanonenkugeln unterstützt — gehören freilich auch unter die Handelsartikel, welche das mächtige Albion in Massen versendet; aber wenn auch einige Millionen Chinesen vergiftet oder erschossen und ebenso viele nordamerikanische Wilde oder Südseeinsulaner vollends in Thiere verwandelt werden — was thut das eigentlich? Die Krämer gewinnen tüchtiges Geld dabei; sonst hat es weiter keinen Zweck!

Oh England, England! hüte dich! denn schrecklich

wird die Rache sein, welche die Menschheit einst an dir nimmt! Kehre um, wenn es noch Zeit ist. Dein Ansehen, deine Macht sind bereits im Sinken! Die Stunde der Vergeltung naht! Nimm dich vor der Geisel Gottes, nimm dich vor dem Mann der Vorsehung in Acht!

Drittes Kapitel.

Rückkehr nach Spanien. — Santoña. — Sonderbares Diner, aus lauter Seeungeheuern bestehend. — Johannisfest in Santoña. Die Gigantes- und die Novillosscenen bei demselben. — Der Valle de Pas. — Der Carlist Arroyo mit seiner Bande. — Ankunft in Carriedo. — Gespräch zwischen Doña Blanca, Dolores und Genaro. —

Während Federico und seine Freunde sich nach langer und stürmischer Ueberfahrt endlich der englischen Küste, dem muthmaßlichen Ziel ihrer Reise nähern, wollen wir, da sie doch nun halb und halb in Sicherheit sind, sie für einen Augenblick ihrem Schicksal überlassen und uns ein wenig nach den andern Personen umsehen, deren Bekanntschaft wir in den beiden ersten Theilen dieser Erzählung machten.

Einmal daß wir uns auf dem Meere befinden, laß uns, lieber Leser, auf dem Kanal des großen Kaisers umdrehen und bis an die Nordküste von Spanien zurückfahren, bis wohin die riesige Arbeit Karl's V. gelangte.

Nach Süden! nach Süden!

Das Wetter ist schön, das Meer ist ruhig, der Nord-

ostwind weht günstig! Nur muthig vorwärts! Ich werde schon dafür sorgen, daß die Reise nicht gar zu lange dauert! Siehst du es?

Land! Land!

Dort gerade vor uns glänzt ein weißer Leuchthurm in der glühenden Mittagssonne! das muß die spanische Küste sein! Wir steuern darauf los!

Richtig! wir sind im Hafen von Santoña! das ist doch wahrhaftig schnell genug gegangen!

Unglückliches Santoña! Dein herrliches Wasserbecken, welches ganzen Kriegsflotten eine sichere Zuflucht bieten könnte, es ist halb versandet; deine Festungswälle vernachlässigt und von Unkraut überwuchert; die Laffetten deiner Geschütze verfault; die Röhre, im Gras und Brennesseln versteckt, dienen den Kröten und Blindschleichen zur Wohnung.

Armes Spanien! Wie groß warst du einst! wie klein bist du nach und nach geworden!

Aber wir wollen ans Land steigen.

Das große Gebäude dort außerhalb der Festung, es ist ein Wirthshaus; wir erkennen es an dem grünen Zweig, der über dem Thorweg hängt.

Laß uns hier einkehren und den Wirth bitten, uns ein paar gute Maulthiere zu verschaffen; bis zu ihrer Ankunft können wir im kühlen Schatten jener herrlichen, riesigen Citronenbäume ein drolliges Mittagsessen halten. Das Meer soll uns alles Nöthige dazu liefern: Sardinas, Atun, Merluza, Ostras, Quisquillas, Chipirones, Lapas, Muriones, Percebes nnd Angulas.

Du erschrickst über alle diese fremde Namen; du sollst

dich noch mehr entsetzen, wenn ich dir erzähle, was du eigentlich zu essen bekommst.

Die Sardinas, die kennst du schon, wenn auch nicht in frischem Zustande, aus den Blechbüchsen von Nantes. Du wirst sehen, wie viel besser sie schmecken, wenn sie, in Weinblätter gewickelt, auf dem Herd in der glühenden Asche gebraten worden sind. — Hier in der Nordküste von Spanien sind die Sardinen ungemein häufig. Sie schwimmen in dichten Massen heran, die oft mehrere Fuß Tiefe und eine ungeheure Ausdehnnng in der Breite haben; man nennt sie Sardinenbänke. Zuweilen geschieht es, daß die Thunfische und die Tummler eine solche Bank attakiren. Die dem gierigen Feinde zunächstbefindlichen Individuen fliehen entsetzt und drängen dabei ihre Nachbarn vorwärts: ein panischer Schrecken bemächtigt sich bald der ganzen Bank; pfeilgeschwind schwimmt die unzählige Schar der Küste zu; die Vordersten werden von den Nachkommenden getrieben, die Gewalt nimmt immer zu, und endlich ergießt sich oder rutscht eine lebendige, zappelnde silberne Welle viele Schritte weit ins Land hinein. — Die Menschen eilen herbei und füllen ihre Körbe und versenden die wohlfeile, ohne Mühe gewonnene Waare ins Innere, und leben tagelang nur vom Geschenke des Meeres und können doch die enormen Vorräthe nicht bewältigen. Da graben sie tiefe Löcher in die Erde und füllen sie mit den überflüssigen Fischen an, und benutzen diese nach einiger Zeit als kräftiges Düngungsmittel für ihre Felder.

Wir sprachen soeben vom Thunfisch, der die Sardinen verfolgt; das ist eben der Atun, von welchem du auch kosten sollst. Es ist ein großer Fisch von vier bis sechs Fuß

Länge, oft auch darüber. Ich möchte den Atun einen schwimmenden Kalbsbraten nennen. Sein weißes Fleisch ist im höchsten Grade nährend und schmackhaft; keine Gräte, kein Häutchen, kein Knorpel daran; nur ein unschuldiger Rückenwirbel ohne Malice, den sogar ein Blinder mit Leichtigkeit ablösen kann.

Der Thunfisch liebt sehr die Sardinen, aber man hat nicht immer das was man liebt. Die Fischer befestigen an ihre Kähne lange Schnüre, an deren Ende eine starke Angel mit einem Stück Staniol angebracht ist. Diese Angel wird ins Meer geworfen und nun heißt es aus Leibeskräften rudern. Der Atun schwimmt sehr schnell. Wenn die Fischer langsam führen, würde er gleich bemerken, daß der Staniol eine Lüge ist. Aber die rasche Bewegung treibt das Metallblättchen hin und her; der Thunfisch entdeckt nicht die List. Er glaubt den glänzenden, silbernen Bauch einer vereinzelten Sardine zu sehen und verschlingt den tückischen Haken. Wir wollen das arme Thier, welches noch obendrein so herrlich schmeckt, nicht einfältig nennen; wir Menschen machen es nicht besser.

Die Merluza ist eine Art von Kabeljau, wol derselbe Fisch, der an den Küsten von Norwegen und von Terranova in großer Menge gefangen, getrocknet und als Stock- oder Klippfisch versendet wird. Ist er dasselbe, so schmeckt er doch frisch bedeutend besser und feiner als gesalzen. Vielleicht liegt der Unterschied auch darin, daß in dem wildbewegten, sturmgepeitschten Golf von Vizcayen, wo das Meer sehr tief, die Ufer immer steil sind, alle Fische gut gedeihen. Ein Gleiches geschieht ja auch z. B. mit unsern Forellen; je ruhiger das Wasser, in welchem sie

gelebt, desto fader schmecken sie. So sind auch die Thunfische im Mittelländischen Meere lange nicht so gut wie die des Oceans; schon die Farbe des Fleisches ist eine andere, bei jenen roth, bei diesen weiß. Ich verglich es vorhin mit Kalbsbraten und finde in der That keinen passendern Vergleich.

Die Ostras das sind unsere lieben Austern, nur viel wohlfeiler, denn die meisten baskischen Küstenbewohner machen sich gar nichts daraus, finden sogar, daß man großen Hunger und noch größere Courage haben muß, um die widerwärtigen Thiere essen zu können. Für ein paar Groschen bekommen wir einen ganzen Korb. Wir befinden uns allerdings in meiner Erzählung noch im Jahre 1834; heutzutage werden die guten Leute schon etwas klüger sein.

Die Quisquillas oder Langostines, die kennen wir auch in Deutschland; das sind die Garneelen oder Krabben, womit uns die Ostsee versieht, nur etwas größer und schmackhafter.

Aber Chipirones kennst du nicht, lieber Leser. Der Chipiron oder Calamar ist ein Tintenfisch; so steht wenigstens im Wörterbuch, aber ein Fisch ist er deshalb doch nicht. Ich würde ihn eher mit einem Krebs ohne Schale vergleichen, dessen Schwanz statt flach rund wäre, nur daß das Fleisch des Calamar nicht weiß, sondern roth aussieht. Die lieben Thiere schmecken ganz vortrefflich. Manche Bewohner des Meeres müssen auch dieser Ansicht sein, denn die gütige Natur hat den Chipiron mit einer schwarzen Flüssigkeit versehen, von welcher er in den Augenblicken der Gefahr einige Tropfen verspritzt, um das Wasser zu

trüben und auf diese Art seinen Feinden entgehen zu können. Aber diese schwarze Tinte, die ihm auch den Namen gab, schützt das arme Geschöpf nicht vor der Bosheit und den Nachstellungen der Menschen. Sie fangen es ebenfalls mit einem Apparat, welcher in die Tiefe versenkt wird, an welchem das Blättchen Staniol auch die Hauptrolle spielt. Gold und Silber müssen doch einen eigenen Reiz haben, wenn selbst die Ungeheuer des Meeres Verlangen danach tragen. Der habsüchtige Calamar greift hastig nach dem glänzenden Metall, verwickelt sich mit seinen vielen Beinen, wird aus seinem Element gezogen und in die Casserolle geworfen. Die Tinte, welche die Vorsehung ihm zu seiner Vertheidigung gab, wird nun von der herzlosen Köchin dazu benutzt, eine prächtige, schwarze Sauce zu bereiten.

Die Lapas und Muriones sind zwei Muschelarten, deren deutschen Namen ich nicht kenne. Erstere haben nur eine convexe Schale und sitzen auf den Felsen, die bei der Ebbe zum Vorschein kommen. Wenn man sie überrascht, da kann man sie leicht vom Stein ablösen; sobald die kleinen Thiere aber Gefahr wittern, da saugen sie die Luft ein, die sich zwischen ihrem Körper und der Schale befindet, es entsteht ein leerer Raum, und infolge des Drucks der Atmosphäre auf denselben kleben sie so fest an, daß man nur mit Hülfe von eisernen Instrumenten sie losreißen kann. — Die Muriones sind kleine Schnecken mit sehr starkem Gehäus, dessen Oeffnung mit einem runden durchsichtigen Blättchen verschlossen werden kann, welches wie eine kleine Gummioblate aussieht. Die Thierchen beschäftigen sich wahrscheinlich mit Lectüre und brauchen

deshalb Licht in ihrer Wohnung. Wenn man sie aber kocht und mit einer Stecknadel erst das Fensterchen entfernt und dann aus den Windungen der Schale den Körper herauszieht, der sich sogleich wieder zur frühern Stellung zusammendreht, da findet man allerdings keine Spur von Büchern oder Zeitungen darin.

Nun möchte ich dir auch erklären, was die Percebes sind. F. Booch-Arkossy, dessen Dictionnaire ich bei der Hand habe, nennt sie auf deutsch „Fußzehen". Nach der Aehnlichkeit würde ich viel eher „Ziegenfuß" gesagt haben. — Die Percebes sind auf den Felsen fest angewachsen. Es sind drei bis vier Zoll lange runde Röhren, wie von dunkelm, mattem und rauhem Wachstuch, an deren oberm Ende ein grünlicher, hornartiger, flacher, doppeltgespaltener Huf sich befindet. In der Röhre selbst steckt der Körper; in dem Hufe der Kopf des Thieres. Letzterer sieht wie eine hundertbeinige Spinne aus; ersterer ist ein rother, saftiger, wohlschmeckender Fleischcylinder. Sobald die Flut eintritt und das Pflanzenthier von Wasser umgeben ist, öffnet es den Huf und streckt seine vielfältigen Arme aus, um vorbeitreibenden Nahrungsstoff mit denselben aufzufangen. Die Percebes sind nur dann genießbar, wenn sie auf Felsen gewachsen sind. Es setzen sich viele an den Rumpf der Schiffe an, aber sie taugen nichts. Waren die Schiffe gar mit Kupfer beschlagen, so sind die auf dem Metall gestandenen Percebes gefährlich und mehr oder weniger giftig.

Die Angulas sind kleine, weiße, zwei Zoll lange, aalartige Würmer. Sie werden bei Laternenlicht mit Sieben gefangen, und zwar in den Flüssen, aber nahe bei der

Mündung, oder wenigstens an Stellen, wo das süße Wasser noch mit dem salzigen abwechselt. Man weiß nicht recht, was für Thiere sie eigentlich sind. Ich möchte fast die Angulas für junge Aale halten, von welchen letztern man ja überhaupt noch im Zweifel sein soll, ob sie Eier legen oder nicht. Der spanische Name für Aal: anguila, scheint beinahe meine Vermuthung zu bestärken.

Während die Köchin uns dieses sonderbare Diner zubereitet und der Wirth sich Mühe gibt, die gewünschten Maulthiere zu verschaffen, wollen wir in die Stadt wandern, wo heute lustiges Leben ist. Wir sind am Johannistage und das ist in Spanien ein großes Fest, welches überall gefeiert wird. Die Einwohner von Santoña sind hinter ihren übrigen Landsleuten nicht zurückgeblieben. Gestern Abend hielten sie schon die Verbena, d. h. sie haben die ganze Nacht hindurch auf dem Glacis gejubelt, getanzt, gegessen und getrunken. Verbena ist Eisenkraut, welches ganz besondere Tugenden besitzt, wenn man es in der Nacht vor Johannis pflückt. Das ist wol der Ursprung dieser heidnischen Vorfeier, die aber mit der Zeit ihren botanischen Anstrich verloren und sich in ein gastronomisches Fest verwandelt hat.

Noch halbverschlafen sind die Leute heute Morgen in die Kirche gegangen und dann mit der Procession durch die Straßen von Santoña gezogen. Einige Reliquien der Märtyrer San-Emeterio und San-Celedonio haben die Hauptrolle bei letzterer gespielt. Das sind die Schutzpatrone der Provinz Santander, in welcher wir uns befinden. Diocletian oder irgend so ein Halunke ließ die beiden frommen Männer köpfen und ihre Leichname kamen eines schö-

nen Morgens mutterseelenallein auf einem steinernen Schiffe in den Hafen von Santander gesegelt. Warum denn nicht? Baut man sie nicht auch von Eisen?

Die Santoñaer haben soeben zu Mittag gegessen. Die Glücklichen! Wir sind noch gar nicht in der Stadt und doch riecht es schon nach Knoblauch und ranzigem Oel. Ich sprach von riechen, eigentlich hätte ich „stinken" sagen sollen. Bei uns in Deutschland, wenn man nur den Namen Knoblauch hört, da denkt man gleich an die leipziger Messe und an die polnischen Juden; aber dort in Spanien, wo fast jedermann davon ißt, da fällt der böse Geruch keinem Menschen auf. Similia similibus curantur.

Jetzt gehen wir über die morsche schwankende Zugbrücke in die Festung.

Die Schildwache am Thor trägt Leinwandbeinkleider und Mantel. Bei die Hitze? Freilich, und das ist Wasser auf meine Mühle. Die enge, anschließende Uniform ist dem Soldaten zu heiß; er zieht den bequemen, weiten Mantel vor. Aber die Truppen sind nun einmal überall unzweckmäßig angezogen. Die Doppelpost vor dem Winterpalast des russischen Zaren „bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus hat aufgerichtet im brennenden Ceuta", gegenüber dem gestohlenen Felsen von Gibraltar, sie tragen dieselbe unpraktische Uniform, von gleichem Stoffe, von identischem Schnitt, als wenn der liebe Gott keine Thermometer geschaffen hätte, um den Menschen anzuzeigen, daß das Klima bei den Säulen des Hercules nicht ganz dasselbe ist als an den Ufern der erstarrten Newa.

Aber was ist das für ein Lärm? Trommeln und Pfei-

fen, Böllerschüsse und wahnsinniges Geschrei dringen betäubend in unser Ohr! „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die enge Gasse brausend fort? Und drei Gestalten, häusergroß, gewahr ich aus dem Menschentroß!" Was soll das bedeuten?

Das sind die Gigantes!

Aber was sind die Gigantes?

Nun! der Name sagt es doch schon deutlich genug: die Riesen!

Die Riesen dürfen, wenigstens im nördlichen Spanien, bei keinem Feste fehlen.

Es sind enorme, aus Weiden geflochtene Figuren in altmodischem Anzug, in deren Innern ein oder mehrere Menschen stecken, die sie in Bewegung setzen und durch die Straßen promeniren.

Es ist eine ganze, ehrbare Familie. Vornweg geht der Herr Sohn, ein kleiner Baby von funfzehn Fuß Höhe. Das Kind freut sich über die Musik des neben ihm hermarschirenden Tamboriteros, der gleichzeitig Pfeife und Trommel spielt, und macht ganz ausgelassene Luftsprünge.

Sittsam trippelt die Frau Mama hinter dem ungezogenen Jungen her. Sie ist wol doppelt so groß als er, aber in ihrem Steifrocke ist Platz genug für ein Dutzend Lastträger, welche mit geringer Mühe die Dame vorwärts schleppen und sie von Zeit zu Zeit rechts und links grüßen und Knixe machen lassen.

Ernst und feierlich folgt nun der Herr Vater, einen Kopf größer als seine zärtliche Ehehälfte, mit dreieckigem Hut, Spazierstock, Spitzenjabot und Manschetten.

Und das Volk rennt und lacht und brüllt hinterher und jeder einzelne amusirt sich wie zwei Könige.

Die Gigantes werden in der ganzen Stadt herumgetragen. Diese ist klein und jene müssen mehreremal denselben Weg wandern, aber was hilft's? ins Freie können sie doch nicht. Die Festungsthore sind nicht für so enorme Persönlichkeiten gebaut und man kann doch nicht wie beim trojanischen Roß die Wälle niederreißen, damit sie aufs Feld spazieren gehen.

Wir schließen uns dem fröhlichen Zuge an und begleiten die Riesen und ihre lärmende Suite auf den Marktplatz. Das schöne große Gebäude dort, das ist das Rathhaus, la casa del Ayuntamiento. Seine Balcons sind mit rothen seidenen Decken mit Goldfransen behangen; sämmtliche Häuser in dem regelmäßigen Viereck, welche die Plaza Real bildet, sind gleichfalls schönstens aufgeputzt. Schöne Frauen und Mädchen, alle in schwarzer Mantille, stehen oder sitzen erwartungsvoll hinter den eisernen ohne Unterbrechung ringsherum fortlaufenden Geländern und fächeln sich mit dem bekannten aufregenden Geräusch. Von den ersten Etagen bis zur Erde herab sind hölzerne Gerüste amphitheatralisch angebracht und bereits von Menschen angefüllt; die Ausgänge in die Straßen verbarrikadirt.

Die Stadt gibt sich selbst eine Funcion de novillos: das ist eine Corrida de toros im kleinen Maßstabe. Die Novillos sind ein- bis zweijährige Kälber, die schon ganz gut ihren Mann tödten können; aber aus Vorsicht befestigt man hölzerne Kugeln an ihre Hörnerspitzen und wer überhaupt einen Puff vertragen kann, der hat von den kleinen Bestien nicht viel mehr zu befürchten.

Die Riesen werden umgelegt und in einen Schuppen des Rathhauses transportirt; ein großer Theil des Gefolges verläßt die mit Sand bestreute Arena und eilt auf die Barrikaden, auf die Sitzplätze des Amphitheaters oder gruppirt sich in dichten Massen in die Ecken des Platzes, diesen abrundend.

Ein Trompetenstoß und ein kleiner hoffnungsvoller Bulle stürzt fahrig hervor.

Erwarte nicht, lieber Leser, eine Wiederholung des gefahrvollen, haarsträubenden, athembenehmenden Stierkampfes, den ich dir schon im ersten Theile dieser Schrift zu schildern versuchte; hier geht es viel friedlicher zu. Kein San-Martin wird sich um deinen Beifall bewerben; du wirst keine blutenden Pferde, keine bepanzerte Picadores, keine leichtfüßigen Banderilleros zu sehen bekommen.

Junge Männer aus dem Volke werden die einzigen Helden dieses gemüthlichen Dramas sein. Sie tragen ihre gewohnte Sonntagstracht, nur daß sie den Mantel über den Arm gehangen, um den Novillo damit zu locken.

Sieh dort den kleinen dicken Kerl mit der wichtigen Miene; er wirft einen sehnsuchtsvollen Blick nach seiner Geliebten, Köchin im zweiten Stockwerk jenes Hauses, die, auf einem Stuhle stehend, über ihre Herrschaft hinweg auf ihren kühnen Paladin herunterschaut. Die elektrischen Flammen ihrer Augen kreuzen sich in der Luft; der begeisterte Ritter verbeugt sich dankbar vor seiner Dulcinea und will soeben zum blutigen Strauße eilen, da rennt plötzlich der außer der Acht gelassene Novillo von hinten gegen ihn an, und der kleine dicke Kerl rollt zum allgemeinen Gaudium zehn Schritt weit auf dem sandbedeckten

Pflaster fort. Beschämt und mit zerrissenen Inexpressibles steht er wieder auf und hinkt unter dem Pfeifen und Zischen des Volks von dannen. Er hat zu bemerken geglaubt, daß die Dame seiner Gedanken ebenfalls über seinen Unfall gelacht. Ein peinigender Schmerz ergreift seine Seele; drohend ziehen sich seine Augenbrauen zusammen. Der Mann hat irgendetwas im Sinn: er stürzt sich entweder ins Meer, um seinem elenden Dasein ein Ende zu machen, oder in die Kneipe, um den Kummer seines Herzens in rothem Chacolí zu ersäufen.

Sieh dort den zarten, schmächtigen Jüngling in rother Halsbinde am Fuße der Barrière. Auch er liebt und möchte sich gern vor den Augen seiner Schönen auszeichnen. Diese ist eine feiste Vierzigerin von energischen Geberden und mit einem dunkeln Schnurrbart unter der Nase. Mit ihren feurigen Blicken treibt sie ihren schüchternen Freund an, den Kampf mit dem Novillo zu wagen. Celadon verläßt in der That die rettende Holzwand und schleicht ängstlich nach seinem gerade weit entfernten Gegner zu. Aber dieser hat plötzlich kurzkehrt gemacht. Die Kugeln auf seinen Hörnern sind schon ganz in der Nähe sichtbar. Der Jüngling eilt zurück an die Barrière und wagt es nicht, seine Gebieterin wieder anzusehen. Aber endlich muß er es doch thun. Er erhält einen strafenden Blick, der nach Ruthe schmeckt. Das Kalb ist zum Glück auf der entgegengesetzten Seite des Platzes. Jetzt ist der Moment. Der kühne Kämpfer erfaßt sein Herz mit beiden Händen, schließt die Augen und rennt verzweiflungsvoll bis zur Mitte der Arena. So weit kam er noch nie, es soll ihm aber auch schlecht bekommen. Der Novillo ist wieder rasch

umgedreht und rennt auf seinen unfreiwilligen Feind los. Der Ritter dreht auch um, aber die Angst beflügelt nicht seinen eilenden Fuß. Im Gegentheil. Sie wurzelt ihn fest auf die Erde. Der arme Teufel will laufen und kann die bleiernen Füße nicht von der Stelle bewegen; er will nach Hülfe schreien und die Stimme versagt ihm. Sein bleiches Gesicht wird immer bleicher, seine großen Augen immer größer. Gott weiß was noch alles geschehen kann, wenn dieser Zustand noch lange dauert. Aber zum Glück kommt das Kalb noch zur rechten Zeit an und wirft die Salzsäule über den Haufen, und über ihn weg springt und trampelt das lachende Volk.

Jener stämmige Bursche dort in braunem Anzug und mit rußigem Gesicht, der scheint mehr Courage zu haben. Es ist ein kräftiger Gallego, seines Handwerks ein Carbonero oder Köhler, hier in diesem Falle Verkäufer von Holzkohle. Das sieht man dem Bengel auch an. Sein Gesicht und seine Hände sehen wie schlecht gewichste Stiefeln aus. Und doch hat er vielleicht stundenlang mit Seife und Sand an sich herumgescheuert; ich glaube es aber nicht. Auch dieser liebt. Warum denn nicht? Soll er darum Liebe meiden, weil er schwarz und rußig ist? Der Gegenstand seiner Flamme ist die vierschrötige Amme dort oben, die, von weitem wenigstens, so aussieht, als wenn sie allein den Hunger sämmtlicher europäischer Säuglinge ganz bequem stillen könnte. Ich weiß nicht recht, ob es aus Liebe oder aus Eitelkeit geschieht; so viel ist aber sicher, daß wir Männer das Bedürfniß fühlen, uns stets in den Augen unserer Damen im günstigsten Lichte zu zeigen. Dieser Gallego hier denkt auch so; da er sich

aber plump und ungeschickt weiß, will er nicht erst mit Manteltouren und Kunststücken anfangen, bei welchen er ganz schlecht wegkommen wird. Eine innere Stimme sagt es ihm, nämlich der Instinct, der doch einzig und allein Ochsen, Esel und Gallegos leitet. Dies klingt sehr hart, aber ein sehr bekanntes spanisches Gedicht fängt mit folgenden Worten an:

Soberano Señor, que permitiste
Que los Gallegos te llamasen Padre! etc.

Allerhöchster Herr, der du erlaubtest, daß die Gallegos dich Vater nennen dürfen! ꝛc.

Dem sei nun, wie ihm wolle, unser Carbonero kennt seine Schwäche und seine Stärke; er beschließt daher im buchstäblichen Sinne des Wortes, den Stier bei den Hörnern anzupacken.

Mit kräftigen Elnbogen bricht er sich Bahn durch das Gewühl der ewig neckenden und ewig fliehenden Menge und gelangt endlich ins erste Glied des weiten Bogens, welcher das ermüdete Kalb umgibt. Kühn tritt er vor und auf das zornige Thier zu. Der wüthende Novillo nimmt die Herausforderung an und rennt mit voller Kraft auf seinen Gegner. Man hört es krachen und der zweibeinige Koloß stürzt zu Boden. Er ist gewiß todt! Ja, wenn er ein vierbeiniges Rindvieh gewesen wäre! Aber so ein zweibeiniges läßt sich nicht so leicht aus dem Concept bringen! Der Gallego steht zornig aber unversehrt wieder auf, läuft dem Novillo nach, wirft zum zweiten mal die Leute nieder, die jener umgerannt hat und die schnell in die Höhe gesprungen sind, erreicht endlich seinen Gegner und packt ihn mit gewaltigen Fäusten beim Schweife. Das

Kalb dreht sich nach ihm um; er ergreift es bei den Hörnern und läßt den Schweif fahren. Ein wilder Kampf der rohen Gewalt gegen die rohe Gewalt beginnt nun: beide Kämpfer strengen alle ihre Kräfte an, um den Sieg davonzutragen. Der Mensch, d. h. der Gallego schmückt sich mit dem Lorberkranz. Er hält den unglücklichen Stier mit seinen nervigen Armen fest umschlungen, hebt ihn in die Höhe, trägt ihn unter den Balcon, in welchem seine Doña haust, und wirft ihn dort ihr zu Füßen auf die Erde, indem er höhnisch aber triumphirend ausruft: „Maruja, à razones me ganarà, pero lo que es à fuerza nó.“ —

Maruja ist das galicische Diminutiv von Maria. Die andern Worte bedeuten auf deutsch: in Bezug auf Verstand thut er es mir vielleicht zuvor, aber in Bezug auf Kraft, da nehme ich es mit ihm auf.

Doch genug von diesen Scenen wilder Roheit. Noch einen Blick auf die hübschen Frauengestalten, die sich bei denselben himmlisch amusiren und beim Lachen ihre blendendweißen Zähne uns zeigen. Die unsern sehnen sich nach Beschäftigung und das bestellte Diner ist gewiß schon fertig.

So, hier unter den schönen Citronenbäumen wollen wir es genießen.

Nicht wahr? die Seeungeheuer, womit ich dich tractire, schmecken vortrefflich! Was sagst du namentlich zu den Calamares in der schwarzen Sauce? Und du lachtest im Anfang und glaubtest, ich ließe dir Löschpapierkügelchen in Kanzleitinte serviren! Merke dir das, mein Freund, man muß nie nach dem Schein urtheilen!

Aber nun vorwärts! Wir haben noch einen weiten Weg zurückzulegen! Zum Glück sind die Tage lang und die Maulthiere, die der Wirth uns ausgesucht, vortreffliche Paßgänger.

Wie rasch und bequem sie dahinfliegen! Man sitzt im Sattel wie im Großvaterstuhl und könnte ein volles Wasserglas in der Hand halten, ohne daß ein Tropfen herausfiele!

Und mit welcher Sicherheit marschiren die guten Thiere! Bergauf, bergab, auf den schmalen Felsenwegen den tiefsten Abgründen entlang, immer und überall geht es ebenso flott vorwärts, als wenn wir uns auf der breitesten Chaussee befänden!

Die hohe, unfruchtbare, kahle Sierra bleibt in kurzer Zeit hinter uns. Jetzt noch schnell hinab, den halsbrechenden Puerto hinunter und wir sind dort in dem tiefen grünen Thale. Das ist der Valle de Pas, dessen Bewohner die uns bekannten Schleichhändler sind.

Hier in diesem Dorfe ist die Bevölkerung auf dem Marktplatze versammelt.

Vor dem Rathhause hält ein stämmiger, bärtiger Mann in schwarzer Pelzjacke auf hohem Rosse. Hinter ihm sind ein paar hundert wilde Gesellen, bewaffnet und mit poetischen Lumpen bekleidet, militärisch aufmarschirt.

Neben dem Reiter steht der Dorfpfarrer, eine brennende Papiercigarre im Munde, in lebendigem Gespräch mit seinen Beichtkindern.

Jungens, ruft er ihnen zu, zaudert nicht. Die heilige Mutterkirche ist in Gefahr und der Krieg gegen die Ungläubigen wüthet schon in den baskischen Provinzen.

Ihr könnt ohnehin jetzt nicht mehr das edle Pascherhandwerk treiben; so schließt euch doch hier dem tapfern Commandanten der Provinz, unserm Landsmann Arroyo an und helft ihm, unsern rechtmäßigen König und Herrn, den frommen christlichen Karl V., in seine Hauptstadt zurückzuführen. Es lebe die Religion! Es lebe Karl V.! Es lebe der General Arroyo!

Die Contrabandistas stimmen enthusiastisch mit ein. Sämmtliche junge Leute treten kühn vor und schließen sich der aufmarschirten Abtheilung an.

Brav, Kinder! spricht zu seinen neuen Rekruten der gute Arroyo, ein ehrlicher, aber das Pulver nicht erfunden habender Mann, ich bin mit euch zufrieden und danke euch im Namen des Königs. Jetzt geht nur einen Augenblick nach Hause, um von euern Familien Abschied zu nehmen. In einer halben Stunde marschiren wir wieder ab. Ich werde schon Appell trommeln lassen. Wenn ihr es hört, da kommt schnell wieder her und bringt so viele Flinten mit, wie ihr nur auftreiben könnt, denn es fehlt uns noch ein wenig an Waffen; sonst wären wir auch schon längst in Madrid, aber es wird schon werden.

Die jungen Freiwilligen entfernen sich jauchzend; die aufmarschirten Veteranen treten aus Reihe und Glied und stellen ihre Gewehre an die Mauer des Rathhauses, weil es ihnen an Bajonneten fehlt, um Pyramiden zu bauen.

Der Geistliche nimmt den General in sein Haus, um ihn dort zu bewirthen; die Einwohner bringen Brot und Wein herbei, um seine Truppen zu tractiren; der Tamboritero greift zu seinem Instrumentenpaar und fängt an den Fandango zu spielen; einzelne Carlisten, rasch gesättigt

oder galanter Natur, stürzen hervor und suchen sich die hübschesten Mädchen aus, und bald tanzt und jubelt alles auf dem weiten Markte und überschreit die schwachen Töne der baskischen Trommel und der clarinettartigen Pfeife.

Aber wir wollen uns nicht länger hier aufhalten, denn wir haben noch zwei Puertos und eine Sierra zu passiren.

Der Weg kommt dir bekannt vor. Du bist ihn auch schon geritten, als ich dich im ersten Kapitel des zweiten Theiles des „Dios no quiso" nach Villa=Carriedo führte. Dahin geht es wieder! — Ich glaubte, daß wir niemals in diese Gegenden zurückkommen würden, aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Die Sonne ist untergegangen, die Dämmerung rasch eingetreten. Einzelne Lichter fangen bereits an, aus den Bauerhäusern, aus den zahlreichen Fenstern des Klosters matt hervorzuschimmern. Im Schlosse der edeln Familie Velasco bleibt es immer noch ganz still und dunkel.

Das ist das Ziel unserer Reise.

Zwei Damen sitzen auf luftigem Balcon an der kühlen Westseite des schönen, mit vier verschiedenen Façaden versehenen Palastes. Die ältere ist Doña Blanca, die edle Witwe des ritterlichen Don Casimiro, der kurze Zeit nach Ferdinand's Tode für König Karl V. das Leben verlor; die jüngere ist ihre Tochter Dolores. Der kleine Genaro kauert auf einer Strohmatte zu den Füßen seiner Mutter und hat seine Arme auf ihre Knie gestützt und blickt ihr liebevoll und hingebend in die Augen.

Es ist vollständig Nacht geworden; kein Lüftchen regt sich; die Sterne glänzen ruhig und mild am dunkelblauen Firmament.

Schwärmerisch blickt Dolores auf die bläulichen, zitternden Lichter nach der Himmelsgegend zu, in welcher sie ihren Vetter, ihren Bräutigam, ihren geliebten Eduardo de Agüero vermuthet.

Ob er noch lebt! ruft sie endlich seufzend aus, ob er noch lebt und unser gedenkt!

Kind! wie du dich muthwillig quälst! sprach Doña Blanca gütig. Warum soll er denn nicht leben? Warum soll er namentlich nicht an dich denken?

Ach, Señora, erwiderte das sanfte junge Mädchen, indem ihr die Thränen in die Augen traten, ich fürchte alles, für ihn und für mich selbst.

Schäme dich, Dolores, fiel Genaro zürnend ein. Du sollst nicht immer weinen. Ich hätte viel mehr Grund dazu als du, und ich jammere doch nicht, sondern warte.

Und worüber hättest du Grund zu weinen, mein Sohn? erkundigte sich zärtlich die Mutter: worauf hast du nöthig zu warten?

Weinen könnte ich, weil ich erst zwölf Jahre alt bin; entgegnete trotzig der Knabe; warten will ich zwei Jahre noch.

Um alsdann was zu thun? fragte Doña Blanca.

Um Carlist zu werden, lautete die Antwort, und meinen Vater zu rächen!

Mein Kind, sprach die Mutter in verweisendem Tone, solche Gedanken geziemen dir nicht. Du bist viel zu jung, um an Rache zu denken, abgesehen davon, daß Gott uns die Rache verbietet. . . .

Und daß der Krieg, unterbrach Dolores, hoffentlich nicht noch zwei Jahre dauern wird.

Was das anbetrifft, Dolores, entgegnete kopfschüttelnd Doña Blanca, so möchtest du dich doch täuschen. Die Partei des Königs ist zahlreich im ganzen Lande, aber die Gegner sind kühner und unternehmender. Das ist eben das Unglück, welches immer und überall auf den Conservativen lastet. Es fehlt ihnen an Einigkeit, an Subordination; sie greifen nicht zu schlechten Mitteln; sie wollen nie den Weg der Gesetzlichkeit verlassen und ziehen immer den kürzern. Deshalb sieht man auch oft mit Verwunderung, wie ganze Städte, ganze Länder von wenigen Menschen beherrscht und terrorisirt werden, die nicht scrupulös in der Wahl der anzuwendenden Zwangsmittel sind. Alle Welt verachtet sie, aber gehorcht ihnen.

Da müssen die Royalisten feige Memmen sein, sprach Genaro entschlossen.

Nein, mein Kind, erwiderte seine Mutter, feig sind sie nicht, aber indolent und undisciplinirt. Wenn ihnen die Sache gar zu bunt wird, da geben sie wol mal einen herzhaften Coup de collier, doch ohne Plan, ohne Zusammenhang, ohne Möglichkeit des Erfolgs. Um die feindliche Burg zu zerstören, rennen sie einzeln mit den Köpfen gegen die Mauern, zerschlagen sich die Hirnschädel und haben schließlich nichts ausgerichtet. — Ganz anders verfahren ihre Gegner. Nicht zufrieden damit, daß sie alle zusammen ihre vereinte Kraft gegen einen einzelnen im voraus bestimmten Stein richten, so wenden sie noch Mauerbrecher an.

Mauerbrecher? fragte der Knabe erstaunt. Aries, arietis? Ich denke die sind seit der Erfindung des Pulvers abgekommen.

Ich spreche figürlich, mein Sohn, antwortete Doña Blanca lächelnd. Die Mauerbrecher, welche die Feinde des Königthums gegen dieses gebrauchen, sind unsichtbarer Natur, aber weit verderblicher als die der Alten. Die treuesten Anhänger des Monarchen werden verleumdet, angeschwärzt und dem Lande verhaßt gemacht, bis sie von selbst abtreten, oder der hintergangene, gutmüthige Fürst sie von seinem Rathe entfernt, um der sogenannten Stimme des Volks nachzugeben. Herrscht in der Armee ein ritterlicher, ächt militärischer Geist, so wird unter tausend kleinlichen, erfundenen oder herbeigeführten Vorwänden dagegen agitirt, bis es endlich nach und nach gelingt die vertierten Söldlinge in intelligente Bajonnete zu verwandeln. — Diese Intriguen, diese Rührigkeit, diese de longue main vorbereiteten und verabredeten unterirdischen Attaken sind, was ich vorher Mauerbrecher nannte. — Der König und seine Anhänger sehen entweder nicht das Treiben ihrer Gegner oder trösten sich bei jedem Fortschritte derselben, indem sie sich sagen: „Es war ja nur ein kleiner Stein, der von den starken Wällen unserer alten festen Burg abfiel!" — Aber ein Stein fällt nach dem andern; schließlich wird eine Bresche, durch welche der Feind in das Innere eindringt, wenn nicht gar die in ihren Fundamenten geschwächte Mauer donnernd zusammenbricht und den Thron und die Gesellschaft unter ihren Trümmern begräbt.

Aber die übrigen conservativen Mächte, erkundigte sich Dolores, können die es so ruhig mitansehen, wenn die Revolution bei ihrem gleichgesinnten Nachbar siegt.

In dieser Beziehung, meine Tochter, entgegnete Doña

Blanca, leisten die conservativen Mächte das Unmögliche. Die Könige machen es im großen ganz ebenso wie ihre einzelnen Anhänger im kleinen. Sie sind indolent und glauben, daß die Fortschritte, welche die Revolution in fernen Gegenden macht, wenig oder gar nichts zu bedeuten haben. Sie fürchten sich davor, energisch aufzutreten, um die wankenden Throne zu unterstützen, die gefallenen wieder aufzurichten. Aehnlich den Mäusen in der Fabel, getraut sich keiner von ihnen, der Katze die Schelle anzuhängen. Um ihren Mangel an Muth zu beschönigen, rufen sie ein leises „Bis hierher und nicht weiter". A, b und c, das wollen sie schon aus Liebe zum Frieden hingehen lassen, aber man gehe ja nicht zum d über, denn sonst! . . . . . Aber die Revolution, der immer neue Concessionen gemacht werden, geht das ganze Alphabet durch: ein Thron nach dem andern bricht zusammen und zuletzt befinden sich Monarchen und Völker in der Gewalt eines glücklichen Abenteurers, in dessen Augen Wortbruch, Treulosigkeit und Verrath erlaubte Mittel sind, wenn sie ihn nur zu seinen egoistischen Zwecken führen.

Sie glauben also, Señora, fragte Dolores, daß niemand unserm Könige zu Hülfe eilen wird?

Viertes Kapitel.

Antonio. — Ein Matrose aus Santander. — Flucht ans Meer. — Kampf mit den Douaniers. — Sieg. — Einschiffung in Villavaso's Lancha. — Verfolgung und List. — Der Schooner der Königin. — Neue List. — Thunfischerei. — Unterredung mit den Leuten des Pájaro. — Ankunft in Bayonne.

Doña Blanca wollte eben ihrer Tochter antworten, als die Thür des Zimmers, auf dessen Balcon sie sich befanden, aufging und der Haushofmeister Antonio mit einer Lampe in der Hand auf seinem Stelzfuße hereinhinkte.

Kummer und Schmerz haben, seitdem wir den vor wenigen Monaten noch so rüstigen Mann zum letzten mal sahen, sein graues Haar vollständig gebleicht und tiefe Furchen in sein treues Gesicht gezogen.

Die Flucht seiner Tochter Ynés von dem Hause ihrer Wohlthäterin in Madrid; der Abmarsch seines Sohnes Casimiro mit San-Martin; die Trauer um den Tod seines geliebten Herrn; die Thränen, welche Witwe und Tochter immer noch täglich am Grabe des edeln Velasco weinen; dies alles hat den guten Antonio niedergebeugt und vor der Zeit in einen Greis verwandelt. Thätig und energisch,

wie wir ihn kennen, würde er gewiß nach und nach seine Gefühle bemeistert, seinen Schmerz überwunden haben, aber Ignacia, seine treue Gefährtin, mit weniger Seelenkraft begabt als er selbst, war, durch die Trennung von ihren Kindern und namentlich durch die Ungewißheit, in welcher sie über deren Schicksal schwebte, physisch und moralisch zusammengebrochen und dem Erlöschen nahe. Zu allem diesem Elend war noch vor wenig Tagen eine gefährliche Erkrankung ihrer alten Mutter hinzugekommen und Antonio's Angst um seine geliebte Gattin hatte den höchsten Grad erreicht.

Als Doña Blanca den Diener und Freund ihres Gatten bleich und gebückt hereinwanken sah, eilte sie auf ihn zu, nahm die schwere Lampe von seiner zitternden Hand, stellte sie auf den Tisch und fragte voll herzlicher Theilnahme: Wie geht es Ihrer Schwiegermutter, lieber Antonio?

Señora, antwortete er kleinlaut, sie leben alle beide noch, aber weder mit der einen, noch mit der andern, noch mit mir selbst wird es lange mehr dauern.

Pfui, Antonio, schalt sie freundlich; wer wird so muthlos sein? Gibt es denn keinen Gott mehr im Himmel? Hat er Sie nicht schon mit väterlicher Hand aus größern Drangsalen glücklich befreit?

Das wird er auch wol diesmal thun, Señora, erwiderte Antonio; er wird mich von meinem Kummer erlösen, glücklich und für immer erlösen, nämlich durch den Tod!

Antonio, sprach Doña Blanca mit Ernst; wenn Ihnen an der Freundschaft, an der Achtung der Witwe Ihres

gütigen Herrn und Freundes etwas gelegen ist, so sprechen Sie nicht mehr in diesem Ton. Ihr Schmerz, so gegründet er auch erscheinen mag, ist und bleibt doch nur ein indirecter Vorwurf, den Sie dem Himmel machen, solange Sie nicht mit christlicher Ergebung die Prüfungen ertragen, die er auf Sie und die Ihrigen herabsendet. Hat Gott denn nicht das Recht, uns, seine Kinder, zu züchtigen? Stehen Sie denn so rein vor ihm da, daß Sie diese Züchtigung nicht verdienten? Nein, Antonio, nein; lassen Sie den Muth nicht sinken; hoffen Sie; seien Sie ein Mann!

Ich werde mir Mühe geben, Señora, lautete die Antwort. Ich fühle, daß Sie ganz recht haben in dem was Sie mir sagen; aber ich fürchte doch, daß die Last zu schwer für meine schwachen Schultern ist!

Nein, Antonio, erwiderte Doña Blanca mit muthiger Zuversicht; der Herr kennt unsere Kräfte besser als wir selbst. Er bürdet uns gewiß nicht mehr auf, als wir zu tragen fähig sind! Sehen Sie nicht das Beispiel an mir selbst?

Antonio, rief der kleine Genaro jetzt aus, indem er sich an die Brust des alten Dieners warf; auch ich werde böse auf dich werden, wenn du immer so traurig bist. Es ist doch nur, weil Ynés und Casimiro fort sind. Hast du denn nicht die Dolores und mich da? Bin ich nicht ebenso gut wie jene dein und der Mutter Ignacia Kind? Ich werde euch gar nicht mehr lieb haben, ihr garstigen Menschen!

Nein, Señorito, erwiderte der alte Mann schluchzend und den Knaben an seine Brust drückend: ich will anders

werden, ich schwöre es Ihnen zu, aber behalten Sie mich nur immer lieb; lieber als alle übrigen Menschen, Ihre gute Mamá und die Señorita Dolores natürlich ausgenommen!

Und der treue Antonio warf sich ohne Genaro loszulassen auf einen Stuhl und preßte das Kind an sein Herz und benetzte dessen Antlitz mit seinen Thränen.

Die ihrigen nicht verbergend, blickten Doña Blanca und ihre Tochter auf die rührende Gruppe: die Kindheit tröstete und ermuthigte das Alter.

Doch Antonio, durch die vergossenen Thränen erleichtert, küßte den Knaben auf die Stirn, schob ihn sanft beiseite und sprang in die Höhe.

Verzeihen Sie, Señora, sprach er, indem er sich die Augen trocknete; Ihre freundliche Theilnahme hat mich den eigentlichen Zweck meines Herkommens vergessen machen. Ein Matrose aus Santander ist unten, der mit Ihnen zu sprechen wünscht; er bringt einen Brief für Sie, den er eigenhändig abgeben will. Er meint, es hätte große Eile.

Nun, so lassen Sie ihn kommen, befahl Doña Blanca.

Während Antonio diesen Auftrag ausrichtet, wollen wir bei dem Lichte der Lampe die drei Mitglieder der Familie Velasco genauer betrachten, da wir bisjetzt wegen der Dunkelheit nicht sehen konnten, ob irgendeine äußerliche Veränderung mit ihnen vorgegangen ist, seitdem wir uns in Begleitung San-Martin's und Casimiro's von ihnen trennten.

Doña Blanca und ihre Kinder tragen immer noch tiefe Trauer um den ermordeten Familienvater, aber die Augen der edeln Witwe glänzen wieder mit gewohntem Feuer

auf ihrem blassen Antlitz. Die Zeit, namentlich aber die christliche Resignation in den Willen des Höchsten, haben ihr erläutertes Herz beruhigt, und wenn die Gattin noch von Zeit zu Zeit bittere Thränen vergießt, so lächelt doch schon die Mutter durch dieselben hindurch.

Und mit vollem Rechte thut sie es.

Die schöne Dolores hat sich nach ihrer glücklich überstandenen Krankheit vollständig entwickelt; das Kind ist eine blühende, herrliche Jungfrau geworden; ihr weißer, durchsichtiger Teint, ihr üppiges blondes Haar werden durch die schwarze Tracht noch glänzender hervorgehoben; ihre großen, blauen Augen wenden sich häufig mit einem feuchten Schimmer schwärmerisch nach oben, um des Himmels Beistand für den fernen Geliebten zu erflehen. Sie ist immer noch die zarte, sanfte Dulderin, die wir in Madrid kennen lernten, aber ihr Blut rollt jetzt mächtiger durch ihre Adern und wenn die Seele auch noch zuweilen verzagt, so gewinnt doch die kräftige Gesundheit des Körpers die Ueberhand über die moralischen Leiden oder verhindert wenigstens, daß die Folgen derselben äußerlich sichtbar werden. Sie ist wie eine süße Frucht, gereift durch die mächtige Sonne der Liebe. Gebe Gott, daß kein nagender Wurm tückisch in ihrem Innern lauert!

Genaro ist nur zwölf Jahre alt; wenn man aber seine schlanke und doch kräftige Gestalt, wenn man den energischen, männlichen Ausdruck seines brünetten, lebendigen Gesichts und seiner schwarzen feurigen Augen betrachtet, so könnte man leicht versucht sein, ihn zwei bis drei Jahre älter zu glauben. Der Verstand des Knaben hat mit seiner ungewöhnlichen, körperlichen Entwickelung gleichen Schritt

gehalten. Die Spiele der Kindheit verachtend, scheut er nicht das ernsthafte Gespräch. Er schweigt, aber nichts entgeht ihm. Wir haben schon durch seinen Ausruf auf dem Balcon erfahren, welche Gedanken seinen Kopf erfüllen und sein Herz bewegen. Aelter werden und seinen Vater rächen, das ist Genaro's einziger, aber glühender, in seiner Brust concentrirter Wunsch.

Doch Antonio tritt wieder in das Zimmer und meldet den Matrosen von Santander an.

Eine breitschulterige, kernige Gestalt mit wettergebräuntem Gesicht schwankt herein und lavirt mit dem den Seeleuten eigenthümlichen, unsichern Gange auf die Dame des Hauses zu.

Señora, spricht er mit barscher Stimme, sind Sie etwa Doña Blanca de Velasco?

Ja, mein Freund, was steht zu Ihren Diensten!

Zu m e i n e n nichts, zu den Ihrigen sehr viel.

Und indem er in die Brusttasche seiner großen blauen Jacke greift und ein Briefchen hervorzieht, welches er der Dame überreicht, spricht er: Da, lesen Sie den Wisch, aber schnell.

Ein wenig erschrocken, erbricht Doña Blanca das Schreiben und liest:

„Señora!

Ihr seliger Mann hat mich einst aus dem Wasser gezogen und ich bin ein dankbarer Kerl. Meine verehrte Pathin, die Gemahlin Ihres Herrn Onkels Don Francisco de Ceballos, hat mir soeben mitgetheilt, daß Sie aus dem Gefängnisse von Madrid entsprungen sind und morgen früh arretirt werden sollen. Wollen Sie nach Frankreich

entfliehen — dort sind Sie für den Augenblick am sichersten — so machen Sie sich sogleich auf den Weg und folgen Sie meinem Boten ans Meer. Dort treffen Sie Ihren gehorsamen Diener

N. S. der Ihre Füße küßt*)

Ich stehe für alles. Kapitän Luis Villavaso."

Nun? erkundigte sich der Matrose, als er sah, daß Doña Blanca nachdenkend schwieg.

Antonio, sprach diese, schnell sich fassend; Pferde und Leute zur Begleitung.

Während der Haushofmeister die Befehle seiner Herrin befolgte und der Bote des Schiffskapitäns in der Küche ausruhte, packten die beiden Damen rasch einiges zusammen und setzten sich an den bereits gedeckten Tisch, um ein kurzes Abendmahl zu halten. Genaro fehlte. Doña Blanca und Dolores suchten ihn lange vergeblich. Endlich fanden sie ihn im Ahnensaal, vor dem Bilde seines Vaters kniend. Der Knabe hatte sich einen Riem um die Hüften geschnallt und zwei Pistolen des Don Casimiro in den Gürtel gesteckt.

Was machst du hier, mein Sohn? fragte die erstaunte Mutter.

Ich nehme Abschied von Papa, erwiderte Genaro aufspringend.

Seine Pistolen fielen dabei der Doña Blanca in die

*) Uebliche Formel in Spanien, wenn man an eine Dame schreibt: que sus pies besa. Es wird durch q. s. p. b. abgekürzt. Männern küßt man die Hand, la mano und schreibt alsdann, q. s. m. b.

Augen. Was sollen diese Waffen bedeuten? rief sie erschrocken aus.

Daß ich Sie vertheidigen will, wenn wir angegriffen werden sollten, entgegnete Genaro.

Wir? meinte Doña Blanca.

Ja, wir; denn ich gehe jedenfalls mit.

So komm um etwas zu essen, befahl die Mutter.

Sie war unentschlossen gewesen, ob sie ihren Sohn unter Antonio's Schutz in Carriedo zurücklassen, oder mit sich nach Frankreich nehmen sollte. Die Energie des Knaben hatte sie schnell zu letzterm entschieden.

Eine halbe Stunde war seit dem Empfange des Briefs noch nicht vergangen, und schon saßen Doña Blanca und Dolores in ihren Reitsätteln und Genaro auf der Kruppe von Antonio's Pferd. Mehrere bewaffnete Leute folgten mit zwei beladenen Maulthieren; der Matrose eröffnete den Zug mit einer Laterne in der Hand.

Schweigend ging es mehrere Stunden lang in der dunkeln Nacht über Berg und Thal vorwärts.

Vom Kamme eines hohen Berges herab wurde endlich ein hellerer Streifen in der Tiefe sichtbar. Das war das Meer.

Der Matrose blieb halten und bewegte seine Laterne abwechselnd einmal im Kreis und dann wieder in Kreuzform. Dasselbe Zeichen wurde von der See aus wiederholt und das Licht von unten verschwand sogleich wieder.

Alles in Ordnung, brummte der Bote; marsch!

Am Fuße des Berges angekommen, gebot er halt. Die Reiter mußten absitzen; das Gepäck wurde von den

Handmaulthieren abgeladen und von den Männern auf die Schultern genommen.

Vorwärts! commandirte der Matrose, aber mit Vorsicht, der Feind ist da. Und er eröffnete wieder den Marsch, indem er die Laterne unter seiner weiten Jacke verbarg.

Alto, quien vive! *) erschallte es plötzlich, als sie schon nahe am Ufer waren.

Gente de paz! **) brüllte der Führer und schritt rasch auf den Feind zu, um ihn zu überfallen.

Ein Schuß krachte durch die Stille; die Kugel pfiff über den Köpfen der aufschreienden Damen. Genaro nahm eine Pistole in jede Hand.

Haltet euch ruhig, ihr Strohköpfe, drohte der Matrose, wenn ihr nicht etwa Lust habt, zu dieser späten Stunde noch ein Seebad zu nehmen.

Ohne sich intimidiren zu lassen, stürzten die fünf Douaniers, aus welchen der Strandposten bestand, mit gefälltem Bajonnet auf unsere Reisenden los.

Halt! donnerte deren Führer sie an, oder ihr seid des Todes, wir sind mehr Flinten als ihr.

Aber die Zollwächter waren muthig und ihre Gegner getrauten sich es nicht, Gebrauch von den Waffen zu machen. Sie fürchteten sich vor den möglichen Folgen einer Uebereilung.

Diese Unentschlossenheit der Angreifer ahnend und benutzend, eilte der Corporal herzhaft hervor, bemächtigte

---

*) Halt! wer da!

**) Friedliche Leute.

sich der Dolores, die ihm zunächststand, und schleppte die Halbohnmächtige mit sich fort.

Aber er hatte nicht auf Genaro gezählt.

Kaum sieht der Knabe, daß seine Schwester gefangen ist, als er ihrem Räuber nachläuft und ihn niederschießt.

Drei Schüsse der Douaniers knallen zu gleicher Zeit; der Corporal war kampfunfähig, die Schildwache hatte nicht Zeit gehabt, ihr Gewehr wieder zu laden.

Eine Kugel schlägt in Antonio's hölzernes Bein; die zweite streift einen von den Dienern an der Hüfte, die dritte fliegt durch Genaro's Mütze und wirft sie ihm vom Kopf herab. Hastig tritt der muthige Knabe einige Schritte vor, um seine zweite Pistole so nah wie möglich abzufeuern.

Der Matrose, Antonio und Doña Blanca's Leute springen, dem Kinde nach, auf die Feinde zu, die sich mit ihren Bajonneten zur Wehr setzen.

Genaro erhält einen Stich in die rechte Hand; er wirft die erste Pistole weg, spannt die zweite, die noch geladen ist, und schießt mit der Linken auf den Douanier, der ihn blessirte. Der Kampf droht allgemein und blutig zu werden, denn beide Parteien sind nach und nach in Aufregung und Wuth gerathen. Antonio und die Diener legen schon, alle Bedenken überwindend, ihre Flinten an die Backen und wollen eben ihren enragirten Gegnern ein rasches Ende machen, als eine kräftige Stimme plötzlich erschallt und gebietet: Halt! nicht feuern! — In demselben Augenblick werden die vier Zollwächter von hinten gepackt und niedergeworfen. Die Schlacht ist beendigt.

Der Kapitän Villavaso hat von seiner Lancha*) aus die Stimmen, dann die Schüsse gehört und ist mit einem Theile seiner Leute gelandet, um Unglück zu verhüten.

Al cepo de campaña! commandirt er.

Den vier Douaniers werden die Hände an den Knöcheln fest zusammengebunden; man zwingt sie niederzukauern, sodaß die Knie innerhalb der Elnbogen zu stehen kommen, steckt ihnen durch oder zwischen beide hindurch ihre eigenen Flinten und wirft sie um. Das ist der cepo de campaña, oder Campagnenfessel.

Al barco!**) befiehlt Villavaso, als die Operation vollendet.

Unser Corporal ist blessirt oder todt, ruft einer von den unbeweglich daliegenden Zollsoldaten.

Wenn er todt ist, erwiderte der Schiffskapitän barsch, so scharrt ihn ein, sobald euch jemand losmacht. Vorwärts!

Wenn er aber nur eine Wunde, vielleicht eine gefährliche Wunde hat! — jammert der gutmüthige Zöllner. Ihr werdet doch nicht als Mörder an uns handeln! Wir haben doch nur unsere Pflicht erfüllt!

Der Kerl spricht wie ein Buch, brummt Villavaso vor sich hin; wo liegt denn die Leiche?

Hier, stöhnt eine schwache Stimme aus der Dunkelheit hervor.

Wahrhaftig! der Todte lebt! lacht der Seemann, herzlich froh darüber, daß kein Leben verloren gegangen.

Der Corporal wird beim Schein der Laterne untersucht;

---

*) Schaluppe.

**) Aufs Schiff.

sein Gesicht ist mit Blut bedeckt, und der arme Teufel sieht schauderhaft aus, aber bei näherer Betrachtung ergibt es sich, daß er nur einen langen Riß am Schädel hat, der nicht weiter gefährlich ist.

Er wird in die Hütte getragen; man verbindet seine Wunde, legt nasse Tücher darauf und gibt ihm zu trinken.

So, mein Freund, spricht der Kapitän, der sich bei der ganzen Scene ebenso wie seine Leute im Dunkeln hält, um nicht etwa später wiedererkannt zu werden; an der Schmarre wirst du nicht sterben. Al cepo de campaña mit ihm!

Dies oben beschriebene Manöver wird ebenfalls an dem Corporal, aber mit schonender Rücksicht ausgeführt. Die Matrosen legen ihn sorgsam auf das Lagerstroh und einige Mäntel und Decken unter seinen Kopf, damit er weich und bequem liegt.

Können Sie den armen Mann nicht freilassen? bat Doña Blanca.

Nein, Señora, lautete die Antwort, denn der arme Mann würde augenblicklich seine Leute losbinden, und lärmen und schießen und uns eine Trincadura*), die nicht weit von hier kreuzt, auf den Hals schicken.

Ja, das würde ich thun, sprach der Verwundete.

Aufs Schiff denn und gute Besserung, rief Villavaso aus.

Doña Blanca, Dolores, Genaro und die Mantelsäcke

*) Ein kleines Küstenwachtschiff mit einer oder zwei Kanonen sehr geringen Kalibers und ohne Verdeck.

wurden durch die Matrosen auf die Lancha getragen, die der Brandung wegen zwanzig Schritte vom Ufer halten mußte.

Antonio und die Diener entfernten sich, um ihre Pferde zu besteigen und so schnell wie möglich nach Carriedo zuzückzukehren.

Halt! schrie der Kapitän ihnen nach; die Laterne her, wir könnten sie gebrauchen.

Die Ordre wurde befolgt.

Boga!*) hieß es jetzt und zwölf Ruder auf einmal tauchten mit kräftigem Schlag ins dunkelblaue Meer.

Es will mir vorkommen, sprach einer der Gefesselten zu seinen Kameraden, als es wieder still um sie herum geworden war; es will mir vorkommen, als wenn ich den einen von den verfluchten Räubern kennen müßte; ich meine den Halunken mit dem Stelzfuß. Ist es wirklich der alte Schleichhändler außer Dienst, für den ich ihn halte, so soll er an die heutige Nacht denken!

Die Lancha von Villavaso ruderte unterdessen emsig fort; die Ebbe half ihm, die schmale Mündung der Bucht von Cajo, in welcher die vorhergehende Scene stattgefunden, schnell zu erreichen.

Und es war ein Glück für die Schaluppe!

Denn kaum schwamm sie auf freiem Wasser, als von einem entgegenkommenden Schiff ihr mit dem Sprachrohre zugerufen wurde; Amaina! Qué barco?**)

Kinder, flüsterte Villavaso, der mit dem Steuerruder

*) Imperativ vom Zeitwort bogar, rudern.

**) Segel streichen! Was für Schiff?

kräftig seinen Kahn rechts wendete; das ist die vermaledete Trincadura! Al remo y alma!*)

Das königliche Kriegsfahrzeug, denn ein solches war wirklich die heranrudernde Schaluppe, hatte die sechs Schüsse gehört und eilte herbei zur Unterstützung des ohne Zweifel durch Schleichhändler angegriffenen Strandpostens. Der Kampf und das Einschiffen der Flüchtlinge hatten glücklicherweise nur wenige Minuten gedauert, denn sonst hätte die Trincadura ihnen noch zur rechten Zeit den Ausgang aus der Bucht versperrt und sie gefangen genommen. Der Commandant des Douanenschiffs hörte die Ruderschläge der entfliehenden Lancha und sah das Licht am Hintertheile desselben. Einsehend, daß er zu spät kam, gab er ihr die Ordre halten zu bleiben und zielte mit einem seiner beiden kleinen Geschütze auf die brennende Laterne, das einzige, was er in der finstern Nacht von seinen Feinden entdecken konnte.

Doch Villavaso kannte aus alter Erfahrung die Contrabandistenschliche.

Kaum hatte er den Griff des Steuerruders scharf nach links gewendet und doppelte Eile angeordnet, als er jenen zwischen die Knie nahm, die verrätherische Laterne an einem langen Haken soweit wie möglich nach rechts hielt und den uns bekannten Matrosen, den er als Boten nach Carriedo gesendet, zu sich rief.

Juan, sprach er; ich steuere auf die Felsenspitze vom

---

*) Ans Ruder und Muth. Alma heißt eigentlich Seele wird aber als ermunternder Zuruf angewendet.

Cabo de Ajo*) los. Nimm hier die Stange mit dem Licht und bewege sie auf und ab, um den Zollteufeln wenigstens das Zielen zu erschweren. Ich werde mich ganz dicht an die Klippen halten. Dort springst du mit der Laterne ab und gehst südlich dem Ufer entlang und so nahe wie möglich am Wasser, während ich selbst wieder nach Norden steuere und Machichaco*) anfahre. Kannst du die Trincadura zum Scheitern bringen, desto besser. Bum! da geht es los!

Eine Kanonenkugel flog pfeifend heran, schlug drei Schritt von der Lancha ins Meer und bespritzte die Scheiben der Laterne mit Wasser.

Gut gezielt, aber schlecht getroffen; murmelte der Kapitän zwischen den Zähnen. Munter, Kinder! das Geschütz ist klein; der Kerl muß zwei an Bord haben, eins an jeder Seite; er kann nicht rudern und schießen zu gleicher Zeit; wir sind gerettet!

Wie ein Pfeil glitt der leichte Kahn über die spiegelblanke See; die zwölf Ruder trieben die kleine Nußschale mächtig vorwärts; dauerte die Windstille noch zehn Minuten, so waren unsere Freunde wirklich gerettet.

Noch eine Zeit lang sauste die wilde Jagd über die stillen Fluten hinweg. Von drei zu drei Minuten krachte ein neuer Kanonenschuß, aber die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen wurde immer bedeutender. Die Trincadura war an und für sich größer und schwerer und hatte nur zehn Ruder; außerdem mußte sie zum Feuern beilegen

---

*) Vorgebirge in der Nordküste von Spanien, ersteres bei Santander, das andere in der baskischen Provinz Guipuzcoa.

und verlor dadurch unendliche Zeit, wie schnell auch die Matrosen der Königin die nöthigen Manöver ausführten.

Bald können die Flüchtlinge die donnernde Brandung am Cabo de Ajo hören, bald den weißen Schaum der an dem Felsen sich brechenden Wellen mitten durch die Finsterniß der Nacht deutlich erblicken.

Es ist ein ernster Moment!

Das Leben von siebzehn Menschen hängt von Villavaso's Kenntniß der gefährlichen Klippen ab; ein kleiner Druck von seiner Hand reicht hin um das Schiff zu zerschmettern,

Das vermittelst der Hakenstange immer noch in der Ferne gehaltene Licht fällt matt und zitternd auf den Kapitän, beleuchtet ihn aber doch hell genug, um den beiden ängstlichen Damen, die sich seiner Obhut anvertraut, Ruhe und Zuversicht im entscheidenden Augenblick einzuflößen.

Villavaso ist aufgestanden. Biegsam und elastisch folgt sein Körper den Bewegungen des Schiffs. Die linke Hand umfaßt mit nervigen Fingern den eisernen Griff des Steuers; die in die Höhe gehobene Rechte hält die lästigen Lichtstrahlen von seinen Augen ab, die, unverwandt nach vorn gerichtet, einen forschenden Blick in die Nacht und auf die tobende Brandung hinauswerfen.

Steuerbord klar! commandirt er plötzlich. Sechs Ruder erheben sich senkrecht in die Luft. Die Schiffswand nähert sich einen Augenblick den mitten in dem weißen Schaum schwarz und drohend starrenden Felsen.

Juan steht mit Stange und Laterne zum gefährlichen Sprunge bereit da.

Villavaso wendet seine Lancha scharf links, sodaß deren Hintertheil sich bis auf wenige Zoll dem Riffe nähert;

er stemmt sich auf den linken Fuß und stößt, während Juan mit dem Licht behend hinausspringt, kräftig mit dem rechten ab.

Boga, boga! commandirt er nun lebhaft und setzt sich wieder ruhig auf seinen Platz, als er sieht, daß der erste Ruderschlag seiner aufmerksamen Leute den Kahn eine Klafter weit von den gefährlichen Klippen gebracht.

Alma, muchachos!*) spricht er jetzt ermunternd und in einem Tone, welcher deutlich seine Zufriedenheit über das gelungene Wagstück zeigt.

In der That, die List des schlauen Seemanns ist vollständig geglückt.

Lächelnd können die Matrosen mitten beim Rudern betrachten, wie Juan's Laterne sich dem Vorgebirge entlang nach Süden zubewegt, während sie selbst in nördlicher Richtung steuern.

Nach zehn Minuten, die der rasch dahinfliegenden Schaluppe einen bedeutenden Vorsprung verschafft, erschallt wieder ein Kanonenschuß von der Trincadura, die endlich das Cap umschifft und auf das nach dem Lande zu sich bewegende Licht gefeuert hat.

Noch zwei Schüsse ertönen in langen Zwischenräumen und immer entfernter durch die stille Nacht; dann wird alles wieder ruhig.

Die Nummern zwei ab! befiehlt jetzt Villavaso, der seinen Leuten Ruhe gönnen will und eine leichte Landbrise zu fühlen glaubt.

---

*) Feuer, Jungens!

Die sechs Ruderer, die noch bei der Arbeit bleiben, brauchen sich nicht lange zu quälen.

Die Brise kommt wirklich; die Ruder werden eingezogen; das Segel ausgespannt und vorwärts schießt die feine Lancha nach Nordost zu, während die Matrosen sich auf und unter ihre Bänke zum Schlafe niederlegen.

Doña Blanca und Dolores, bisher durch die Aufregung und die Gefahr munter erhalten, fangen jetzt an, vor Müdigkeit und Frost zu zittern.

Señoras, spricht Villavaso, der sich von einem seiner Leute am Steuerruder ersetzen läßt, erlauben Sie, daß ich Ihnen in meinem Hause die Honneurs mache.

Und rasch ergreift er Mantelsäcke, Decken und warme Röcke und bereitet ein weiches Lager, auf welches er die beiden Damen zwingt sich niederzulassen.

Und du, Genaro? fragt seine Mutter, willst du nicht mit zu uns dich legen?

Ich danke, Señora, antwortet der Knabe, ich bin gar nicht müde.

Es thut nichts, mein Junge, spricht der Kapitän; lege dich doch zu deiner Mama, denn liegend hast du weniger von der Seekrankheit zu befürchten.

Ich werde nicht seekrank werden, erwidert Genaro mit Zuversicht.

Sarna con gusto no pica*), brummte Villavaso vor sich hin. In Gottes Namen denn!

---

*) Kräftiges Sprichwort um zu sagen, daß Unbequemlichkeiten, die man gern und freiwillig erträgt, keine Unbequemlichkeiten sind. Die wörtliche Uebersetzung ist: Krätze mit Freuden juckt nicht.

Und er deckt mit zärtlicher Sorgfalt Mutter und Tochter zu, setzt sich auf seinen gewohnten Platz hin und ergreift wieder die Stange des Steuerruders.

Buenas noches, Señoras! sagt er alsdann, suchen Sie in Ihrem schaukelnden Lager so gut wie möglich zu schlafen; wenn wir im Hafen von Bayonne geankert haben, da will ich Sie schon wecken.

Nach drei Stunden der günstigsten Fahrt in gerader Richtung nach letzterm zu fing der Morgen an zu grauen. Ein rosiger Schein röthete den östlichen Horizont, immer lebendiger, immer feuriger, bis endlich die Sonne majestätisch aus den Wolken emporstieg.

Villavaso kümmerte sich nicht viel um die Naturschönheiten, die ihn von allen Seiten umgaben, sondern blickte ängstlich und prüfend um sich her. Seine schwarzen Augenbrauen zogen sich finster zusammen, als er fern im Osten einen weißen Punkt zu entdecken glaubte. Noch konnte er nicht deutlich genug erkennen, ob seine Befürchtungen gegründet waren oder nicht.

Mögen sie noch ruhig schlafen solange es geht, sprach er für sich hin, wir werden vielleicht bald alle unsere Kräfte gebrauchen.

Mitleidsvoll sah er auf Doña Blanca und Dolores nieder, die vor seinen Füßen dicht nebeneinander lagen.

Ein weiches Herz schlug in der Brust des rauhen Seemanns. Die kalte Morgenluft befürchtend, die stets bei Sonnenaufgang am empfindlichsten ist, zog er seine große dicke Jacke aus und legte sie über die Schläferinnen hin, zart und sorgfältig wie eine Mutter, die ihr schwaches, kränkliches Kind bewacht.

Dann blickte er auf Genaro.

Der Knabe saß noch immer auf seinem Platz, aber er war eingeschlafen und lag mit dem Oberkörper auf den Schiffsrand gelehnt. Sein entblößter Kopf, er hatte ja während des Gefechts die Mütze verloren, ruhte auf dem harten Holze, seine Linke hielt den Kolben einer Pistole am Gürtel fest umspannt; die Rechte hing ins Wasser hinab. Das edle energische Gesicht des Kindes glänzte im Lichte der aufgehenden Sonne wie von einem Heiligenschein umflossen.

Eine Zeit lang betrachtete Villavaso gerührt den Sohn des ritterlichen Velasco, seines Retters. Dann weckte er den Steuermann, der an seiner Seite sitzend nickte, übergab ihm die Führung des Schiffs und näherte sich leise dem schlafenden Knaben, um ihn von seiner unbequemen Stellung hinwegzunehmen und zu seiner Mutter und Schwester auf den Boden des Kahns zu legen.

Wie groß auch die Vorsicht war, die der Kapitän anwendete, um ihn nicht zu wecken, Genaro erwachte doch. Ein zorniger Blick schoß aus seinen schwarzen Augen, verwandelte sich aber in einen kindlich dankbaren Blick, als er, schnell zur Besinnung kommend, den gutmüthigen Seemann vor sich entdeckte. Bei seiner ersten abwehrenden Bewegung hatte der Junge unwillkürlich seine Rechte aus dem Wasser gezogen und sie dem Ruhestörer entgegengeballt. Wie erstaunte Villavaso, als er eine tiefe Wunde an der Hand des Kindes bemerkte.

Was ist das? fragte er erschrocken, ihn lebhaft beim Arm ergreifend.

Aergerlich gebot ihm Genaro durch einen Seitenblick auf seine Mutter zu schweigen, damit diese nichts erführe.

Thränen der Freude brachen aus des Kapitäns Augen hervor, als er den Muth des Knaben sah. Zärtlich drückte er ihn an sein Herz und sagte mit bewegter Stimme zu ihm: Ja, ja, du bist der Sohn deines Vaters!

Er untersuchte die Wunde genauer.

Die Hand war von dem floretartigen Bajonnet des Douaniers durchbohrt, aber, obgleich von so gefährlicher Waffe verursacht, konnte doch die Blessur eine glückliche genannt werden, denn sie schien keine edlern Theile verletzt zu haben. Die Vorsicht oder der Instinct des muthigen Genaro, welcher die ganze Nacht seine Hand im Meere hängen lassen, hatte, noch obendrein durch die wohlthuende Wirkung des frischen Wassers begünstigt, die Entzündung der Wunde hintertrieben.

Villavaso führte diese an seine Lippen und sog mit voller Kraft das Blut aus derselben aus. Dann öffnete er eine Klappe an der Steuerbank, nahm aus dem dort befindlichen Kasten eine Papierdüte hervor und eine Hand voll braunen Farinzucker aus derselben, vertheilte ihn gleichmäßig auf den obern und untern Theil der Hand, verband sie sorgfältig mit einem Taschentuche und küßte nach vollendeter Operation den Knaben auf die Stirn.

So, mein braver Junge, flüsterte er ihm zu, nun hat es keine Noth mehr. Jetzt aber lege dich zur Mama und zur Schwester nieder und schlafe darauflos.

Ich bin aber nicht mehr müde, Kapitän, rief Genaro unzufrieden aus.

Gut, mein Kind, erwiderte der Seemann, du brauchst auch nicht zu schlafen, wenn du nicht willst oder nicht kannst, aber hinlegen mußt du dich doch, denn wenn ich nicht irre, ist das Segel dort vorn rechts ein Kriegsschiff, vor welchem ihr drei euch nicht sehen lassen dürft. Und ich selbst vielleicht noch weniger, brummte er nachträglich vor sich hin.

Ungern gehorchte der Knabe und legte sich vorsichtig zu den Damen.

Kapitän, flüsterte er dem ihn zudeckenden Villavaso zu, wenn es zum Kampfe kommt, da bin ich auch dabei.

Gut, mein Sohn, lächelte der Schiffer, ich verspreche dir, dich zu rufen, wenn es losgeht. Bis dahin aber schlafe.

Hierauf pfiff er leise.

Die Matrosen sprangen auf, folgten den Augen ihres Chefs, der nach dem zweideutigen Segel hinwinkte, und auf ein zweites Zeichen legten sie ihre Jacken ab und nahmen die am Vordertheile der Lancha auf dem Boden liegenden Netze und Angeln hervor.

Die Netze wurden langsam über Doña Blanca, Dolores und Genaro geworfen, sodaß sie vollständig damit zugedeckt und verborgen blieben; die Angeln mit dem Blättchen Staniol ins Meer ausgeworfen, um mit denselben Thunfische zu fangen oder wenigstens der Schaluppe den Anschein eines harmlosen Fischerkahns zu geben.

Nachdem alle diese Vorbereitungen, ebenso schnell wie ich sie erzähle, getroffen und vollendet waren, ließ Villavaso sein Segel einziehen, commandirte zehn Mann an die Ruder, zwei an die Leinen und steuerte entschlossen gerade auf das gefürchtete Fahrzeug zu.

Der Umweg ist nicht klein, sprach er halblaut; aber ich muß jeden Verdacht vermeiden, und wenn ich den ganzen lieben Tag Jagd auf die unschuldigen Atunes machen sollte.

Und vorwärts schoß die leichte Lancha und durchschnitt mit Windesschnelle das leichtgekräuselte Meer.

Und immer näher kamen sie dem weißen Punkte. Plötzlich zog der Kapitän sein Schnupftuch aus der Tasche und verband sich mit demselben Mund und Backen, als wenn er an den furchtbarsten Zahnschmerzen litte: das erfahrene Auge des Seemanns hatte bald im nahenden Segel einen gefährlichen Feind erkannt.

Es war ein Kriegsschooner der Königin, Namens El Pájaro — der Vogel.

Will sich denn kein einfältiger Thunfisch fangen lassen? fragte Villavaso mit gedämpfter Stimme die Leute an den Leinen.

Einer spielt schon seit fünf Minuten mit meiner Angel, lautete die Antwort des einen, aber er will nicht anbeißen. Die Thiere werden gar zu pfiffig.

Jetzt habe ich ihn, schrie der zweite Matrose, und zog lebhaft den widerstrebenden Strick an sich.

Sein Kamerad half ihm. Ein mannsgroßer Atun zappelte gewaltig gegen die Flanken der Schaluppe. Zwei Ruderer sprangen herbei und bald lag das Ungeheuer im Innern des Schiffs, sich in der Todesangst windend und furchtbar mit dem Schwanz um sich herumschlagend. Ein kräftiger Hieb auf die Nase brachte die schwarze Bestie endlich zur Ruhe.

Doña Blanca und Dolores waren bei dem Lärm aufgewacht und erschraken nicht wenig, als sie sich unter einem Berge von Mänteln, Decken und Netzen begraben fanden.

Was gibt es, Villavaso? erkundigte sich jene.

Seien Sie nur ruhig, Señora, antwortete der Kapitän, es ist nichts. Ein feindlicher Kreuzer ist in der Nähe und wir geben uns den Anschein von Thunfischern, um ihn zu täuschen. Wir haben auch soeben einen tüchtigen Kerl aus dem Wasser gezogen, der nicht sterben wollte. Jetzt liegt er aber ganz still. Thun Sie ein Gleiches, meine Damen, damit der verdammte „Vogel" Sie nicht entdeckt, denn sonst sind wir verloren.

Noch zwei Atunes wurden gefangen, ehe unsere Flüchtlinge sich dem Kriegsschiffe näherten.

Qué barco? rief die Schildwache am Bugspriet sie an, als sie bis auf Kabellänge gekommen.

Lancha San-Pedro von der Matrikel von Santander mit Thunfang beschäftigt, antwortete Villavaso mit verstellter Stimme, indem er aufhören ließ zu rudern.

Ein Seeoffizier trat vor an den Rand, warf einen prüfenden Blick auf die Lancha und erkundigte sich: Habt Ihr schon etwas gefischt?

O ja, drei ganz nette Burschen.

Wollt Ihr eins davon den Matrosen der Königin für Geld und gute Worte überlassen.

Für gute Worte ja; Geld nehmen wir aber von den armen Teufeln nicht an, die ohnehin keinen Ueberfluß daran haben werden.

Nun, lachte der Schiffslieutenant, Ihr mögt den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Legt nur bei, daß ich Euch ein Tauende zuwerfen kann.

Leicht und graziös, wie es nach seinem Namen zu erwarten war, segelte der Pájaro heran und bei der Lancha vorbei. Gewandt ergriff Villavaso in der Luft den mit Geschicklichkeit herabgeschleuderten Strick und ließ an demselben seine Schaluppe bis dicht an den Rumpf des Schooners ziehen.

Sucht den schönsten von den drei Schwarzröcken aus, befahl er seinen Leuten, und bindet ihn fest mit diesem Seil, damit er glücklich an Bord gelangt.

Ihr schleppt ja eine hübsche Masse von Netzen mit, sprach der Offizier mistrauisch, es sähe beinahe aus . . .

Unsere Kameraden, die Ihr bald entdecken werdet, sind wie wir nur auf den Thunfang ausgefahren, erwiderte Villavaso treuherzig; aber, obwol noch nicht gar zu alt, so bin ich doch eine pfiffige Seeratte und habe aus Vorsicht für sie und für uns Netze mitgebracht; der Thun ist manchmal maliciös. Da wollte ich, daß wir uns auf die Sardinen geworfen hätten, um nicht mit leeren Händen zurückzukehren.

Sie sind ein vorsichtiger Mann, entgegnete der Lieutenant halb beruhigt. Wie heißen Sie?

Kennen Sie mich denn nicht, Don José? Ich bin ja Vicente, der Sohn des alten Tio Pedro!

So! so! Sie haben sich so vermummt!

Ja, Herr! Seeluft und Zahnschmerzen passen nicht gut zusammen.

Gute Besserung, Vicente!

Bringt Ihr was Neues aus Santander? erkundigte sich der Commandant des Kriegsschiffs, seinen Kopf zeigend.

Nur Gerüchte, Herr Kapitän, antwortete der Patient.

Nun?

Es hieß, Zumalacarregui wäre von Quesada aufs Haupt geschlagen worden.

Gott gebe es, mein Freund, erwiderte der Marineoffizier, aber man sagt's schon zum zwanzigsten mal.

Unterdessen war der Atun mit dem Tau umwickelt worden.

Sie können ziehen lassen, Don José, rief ihm Villavaso zu, 's ist alles klar!

Die Matrosen thaten es auf einen Wink ihres Obern. Der mächtige Fisch rutschte langsam der Schiffswand entlang in die Höhe.

Guten Appetit dem Pájaro, schrien die Fischer hinauf.

Schönen Dank dem San-Pedro, erwiderten die Matrosen, und buena pesca.*)

Boga! commandirte der Kapitän heiter und von einer großen Last befreit.

Die Damen und Genaro mußten, solange das Kriegsschiff noch in Sicht war, liegen bleiben, sie wurden aber von der erdrückenden Last der Decken und Netze befreit.

Gesegnet sei der Erfinder der Zahnschmerzen, rief jetzt Villavaso aus, und gebenedeit tausendmal mein heiliger Schutzengel, der mir diese List eingab! Freuen Sie sich mit mir, Señoras. Der Seehund, verzeihen Sie, er ist ja mit Ihnen verwandt und außerdem noch der Sohn meiner frommen Pathin, der Don José kennt mich ganz

*) Guten Fischfang!

genau; wir waren verloren, wenn er mich erkannte, denn er weiß, daß ich zur Handelsmarine, nicht zur Fischerinnung gehöre. Dieses Taschentuch, das ich noch nicht ablegen will, denn der boshafte Kerl könnte am Ende uns mit dem Fernrohre beobachten, dieses Taschentuch hat uns alle gerettet. Ich gelobe hiermit so viel Wachs, wie nur möglich ist, hineinzubinden und eine schöne Kerze davon für die heilige Jungfrau del Socorro*) gießen zu lassen.

Der sonst so wortkarge Seemann hatte lange gesprochen; die Gefahr, der er mit seinen Schutzbefohlenen entgangen, mußte wirklich groß gewesen sein.

Endlich verschwand der Schooner im fernen westlichen Horizont und das Ufer von Frankreich tauchte allmählich aus den Wellen empor.

Die Gefangenen wurden nun in Freiheit gesetzt und durften sich auf ihre Plätze setzen; man legte die Ruder beiseite und spannte das Segel wieder auf.

Der schlanke Leuchtthurm von Biarritz ward rechts gelassen.

Die bereits eingetretene Flut und den günstig gewordenen Wind benutzend, flog die Lancha glücklich über die brandende Barre**) des Adour dahin und warf eine halbe Stunde später ihren vierarmigen Anker in dem Hafen von Bayonne aus.

Doña Blanca, Dolores und Genaro waren gerettet.

Wir wollen sie jetzt im Hotel Saint-Etienne des Herrn Détroyat verlassen und an Bord der Karoline zurückkehren.

---

*) Von der Hülfe.

**) Sandbank, die sich häufig an der Mündung der Flüsse bildet und bei schlechtem Wetter nur mit der größten Gefahr für die Schiffe zu passiren ist.

Fünftes Kapitel.

Die Insel Wight. — Ankunft in Portsmouth. — Härte der englischen Regierung. — Die Freimaurerloge. — Skandalöse Auftritte auf öffentlicher Straße. — Abfahrt nach Deutschland. — Nachricht von der Abreise des Königs nach Spanien. — Ankunft seiner Offiziere in Cuxhaven. — Federico als Abgesandter zum Amtmann Senator M. — Erinnerungen aus den Kinderjahren. — Der Senator ist unerbittlich. — Parteilichkeit Bellengero's. — Die jungen Damen an der Table-d'hôte. — Freundliche Aufnahme. — Federico findet eine Jugendfreundin wieder. — Rückkehr nach Portsmouth. — Tod der Königin.

Ungeachtet ihrer geringen Liebe zu den Engländern konnten die Carlisten nicht umhin, den Anblick zu bewundern, den die Insel Wight darbot, als sie in den schmalen Kanal einfuhren, der sie von Portsmouths Hafen trennt.

Die üppige Vegetation, die herrlichen Bäume, die vielen prächtigen Villas, die freundlichen, halb im Grün versteckten Dörfer, das zahllose auf den Wiesen weidende Vieh, und im Vordergrunde das blaue Meer von Hunderten von Schiffen aller Art, aller Größe durchschnitten — es war ein wunderbar schönes Bild. Ein jeder, der es zum ersten mal gesehen, hätte nicht umhin gekonnt, in

bewunderndes Staunen zu versinken; was sollten erst die Spanier thun, welche direct aus den verbrannten, kahlen Gebirgen Portugals kamen! — Sie trauten kaum ihren Augen! Von einer solchen Landschaft hatten sie bisjetzt keinen Begriff gehabt. Um ihrem Entzücken Worte zu geben, fanden sie in ihrer Ekstase keinen passendern Ausweg, als das was sie sahen mit einem Nacimiento zu vergleichen. Ein Nacimiento ist eine plastische Darstellung von der Geburt des Heilandes, die man in Spanien den Kindern zu Weihnachten schenkt, statt des deutschen Christbaums. Man macht sie oft sehr groß und schön, und außer den stereotypen Figuren von der Jungfrau mit dem Kinde, Joseph, den maurischen Königen, den Hirten, dem Esel und dem Ochsen, bringt man Gärten, Häuser, Springbrunnen und menschliche Gruppen an, die für den wenig gebildeten Geschmack der Mehrzahl ein reizendes Ganze bilden.

Unsere Seefahrer konnten leider den Anblick der magischen Insel nicht lange genießen. Sie wurden ins Zwischendeck beordert, weil die Schiffsmannschaft zu ihren Manövern freie Bewegung auf dem Verdeck haben mußte.

Als man die Gefangenen wieder aus ihrem Kerker herausließ, ankerte die Karoline bereits im Hafen von Portsmouth.

Neue Ursachen des Aergers erwarteten sie dort.

Dicht vor ihren Augen schwamm das Linienschiff Victory, auf welchem Nelson bei Trafalgar gefochten, gesiegt und als Held geendet hatte. Die Leiche des kühnen und glücklichen Admirals, so wurde ihnen gleich erzählt, lag im Innern des Kolosses in einem Sarge, welcher im Hauptmast eines

in jener unglücklichen Seeschlacht eroberten spanischen Linienschiffs ausgehöhlt worden. — Wandten sich die Blicke der Carlisten schmerzlich von diesem Denkmal ihres Unglücks, ihrer vergangenen Größe hinweg und folgten sie der tief ins Land eindringenden Bucht, so sahen sie mit neuem Kummer ganze Reihen von funkelnagelneuen Dreideckern und Fregatten, noch in grauem Anstrich und mit einem Dach versehen, aber vollkommen fertig ausgerüstet und fähig, in wenigen Tagen aufgetakelt und bewaffnet zu werden. — Wenn Blicke wirklich zünden könnten, wie die Dichter behaupten, die ganze Reserveflotte von Portsmouth wäre in Flammen aufgegangen! — Aber als wenn jener Spiegel der Vergangenheit und diese Drohung für die Zukunft nicht schon hinreichend gewesen wären, um die Spanier zu verstimmen, kam noch ein dritter, wenn nicht so wichtiger, doch augenblicklich vielleicht schmerzlicherer Grund hinzu.

Das liberale England, welches den Revolutionsmännern aller Länder und selbst den Königsmördern eine sichere Zuflucht bietet, von welcher aus sie neue Umsturzplane schmieden, neue blutige Attentate begehen können — England weigerte sich, den Vertheidigern der Monarchie ein gastliches Asyl zu gewähren! — Die Regierung verlangte, daß dieselben, sobald sie frische Lebensmittel an Bord genommen hätten, die englische Küste verlassen und anderswohin gehen sollten. — Aber wohin? — Das wußten die Götter, konnte auch in der That den englischen Ministern ganz gleichgültig sein.

Die Wuth der Spanier, als sie erfuhren, daß sie wieder ins Meer hinausgestoßen werden sollten, kannte keine

Grenzen und läßt sich leichter errathen als beschreiben. Unfähig, sich zu rächen, nicht etwa aus Mangel an gutem Willen, trösteten sie sich einstweilen über die Bosheit John Bull's, indem sie auf dessen goldene Kartoffeln, schneeigtes Brot und saftiges Fleisch mit wahrer Todesverachtung einhieben, als wollten sie womöglich den unfreundlichen Insulanern eine Hungersnoth verursachen.

Gesättigt nach langem Fasten fuhren einzelne von ihnen ans Land. — Aber dort neues Entsetzen!

In dem Gasthof, in welchem sie einkehrten, befand sich eine Freimaurerloge! Die guten Katholiken blickten mit Schaudern durch die offen stehende Thür in den Versammlungssaal, an dessen Wänden die mysteriösen Zeichen der ruchlosen Ketzer ringsum angebracht waren. Man muß wissen, in welchem Geruch diese Geheimbündler namentlich bei dem unaufgeklärten Theile der Royalisten standen, um deren Abscheu und die Hast zu begreifen, mit welcher sie das Hotel verließen, wo die schändlichen Masones ihr blutiges Unwesen trieben; denn das war doch eine bekannte Thatsache für sie, daß die Freimaurer von Zeit zu Zeit kleine Kinder schlachteten. — Die mit vollem Recht entrüsteten Carlisten liefen athemlos auf die Straße zurück und flanirten und schlenderten umher, sich zu beruhigen und nebenbei die Stadt anzusehen. — Auch dieses Vergnügen wurde ihnen bald verbittert. Scharenweise stürzte gemeines, freches Weibervolk auf sie zu, verfolgte sie lachend und scherzend über Straßen und Promenaden, und als die Spanier, die nicht begreifen konnten, daß die englische Polizei einen solchen widerwärtigen und unanständigen Unfug erlaubte, endlich böse

wurden und die lästigen Mädchen mit Gewalt von sich stießen, da verlangten diese wenigstens etwas Geld, um sich Gin damit zu kaufen. Ueberhaupt und nach den wenigen Worten zu urtheilen, welche die Emigrirten nach und nach verstehen lernten, schien jenes Getränk, das wol Wachholderbranntwein ist, eine große Rolle bei den unglücklichen Creaturen und überhaupt in ganz England zu spielen. — Der Mann der Algebra, unser Federico, ich habe es ja eingestanden, welcher bei den theils empörenden, theils lächerlichen Scenen gegenwärtig war, konnte sich nicht versagen, denselben ein komisches Ende zu machen. Als die Engländerinnen das verlangte Geld erhalten und sich schon entfernen wollten, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie einen letzten Angriff auf einen Herrn versuchen sollten, den er ihnen durch Augenwinke genau angab. Vergnügt über die erhaltene Erlaubniß, drang die leichtsinnige Schar mit Ungestüm auf das ihrer Verfolgung geweihte Opfer von allen Seiten lärmend, schreiend, lachend, kitzelnd und kneipend ein. — Der Unglückliche, indem er einen Widerstand aufgab, dessen Nutzlosigkeit ihm einleuchtete, ergriff ohne weiteres die Flucht, rannte nach dem nahen Hafen, stürzte ins erste beste Boot und hielt sich dort bis zur Ankunft der Matrosen Ohren und Augen zu, um die Harpyien nicht zu sehen und zu hören, die ihn erbarmungslos bis dahin verfolgt, sich aber zum Glück nicht aufs schwankende Fahrzeug gewagt hatten. — Das Lächerliche dieser ganzen Episode bestand für die lachenden Carlisten namentlich darin, daß der gehetzte Joseph ein frommer Regimentskaplan war, dessen Figur und Eile beim Fliehen lebhaft an die unheimliche Geschwindigkeit seines

Homonyms erinnerten; der ehrwürdige Herr hieß nämlich Raton — Maus.

Nach kurzem Aufenthalt im Hafen von Portsmouth segelte die Karoline wieder ab, und zwar noch einmal in nördlicher Richtung.

Auf hohem Meere angekommen, wurde durch Tagesbefehl des commandirenden Brigadiers Bellengero bekannt gemacht, daß es dem König, der schon vor mehreren Wochen am Bord des Donegal in England angelangt war und sich mit seiner Familie und Dienerschaft in Alverstock etablirt hatte, gelungen sei, die Wachsamkeit der englischen Polizei zu täuschen und verkleidet den Weg nach den baskischen Provinzen mitten durch das feindlichgesinnte Frankreich anzutreten.

Groß war die Freude der Spanier bei dieser Nachricht! — Ihre gerechte Sache war also noch nicht verloren, wie sie geglaubt hatten! Im Gegentheil, wenn es dem kühnen Don Carlos gelingen sollte, sich mit seinen getreuen Truppen zu vereinigen, so war es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die ganze cristinische Armee zum rechtmäßigen Könige übergehen und ihn im Triumph nach Madrid führen würde. — Traurig war es allerdings für sie, an diesem fast gewissen Triumphzuge nicht theilnehmen zu können und sich immermehr vom geliebten Vaterlande entfernen zu müssen; aber wenn das Princip der Legitimität nur siegte, so wollten sie sich schon freudig in ihr hartes Schicksal fügen.

Mit diesen Hoffnungen und Illusionen beglückt, ertrugen sie leicht die Unbequemlichkeiten der Seefahrt, schon bedeutend dadurch vermindert, daß in Portsmouth für die

Einschiffung besserer Lebensmittel Sorge getragen worden war. Gleichzeitig mit der Nachricht von der Flucht des Königs war ihnen bekannt gemacht worden, daß sie auf Befehl des Universalministers, des Bischofs von Leon, sich nach Cuxhaven in Deutschland an der Mündung der Elbe wenden sollten, wohin das englische Schiff mit der andern Hälfte der Emigranten bereits gesegelt war.

Elbe heißt auf Spanisch Elba.

Als die Insel Helgoland sichtbar wurde, verbreitete sich auf der Karoline das Gerücht, das wäre die Insel Elba, auf welcher Napoleon infolge der Siege des spanischen Volks von den europäischen Mächten in die Verbannung geschickt worden. — Aller Augen wandten sich neugierig und respectsvoll nach dem kleinen Felseneiland; aber zum allgemeinen Bedauern fuhr die Brigg nicht dicht genug daran vorbei, sonst hätten sie vielleicht den berühmten Feldherrn, den großen Kaiser, den furchtbaren Feind, auf seiner Morgenpromenade entdecken können!

Nach wenigen Stunden wurden die Anker in der Rhede von Cuxhaven ausgeworfen, und zwar in der Nähe der schon längst dort befindlichen englischen Brigg.

Auf Befehl des Brigadiers mußte sich Federico in möglichste Gala werfen, um in seinem Namen der Ortsobrigkeit seine und seiner Offiziere Ankunft anzumelden und anzufragen, ob sie würden ans Land gehen dürfen. — Da er, La Torre, der einzige war, der deutsch verstand, so mußte die Wahl natürlich auf ihn fallen.

Von seinen Kameraden bei der Toilette unterstützt, machte er sich so schön wie möglich und fuhr nach erhaltenen Instructionen ans Land.

Jedermann weiß, daß Cuxhaven zum Amte Ritzebüttel gehört und hamburgisches Gebiet ist.

Der Senator M. war zur Zeit gestrenger Herr Amtmann und Federico suchte ihn auf. Das Schloß, welches er bewohnte, sollte aber in Ritzebüttel, eine halbe Stunde von Cuxhaven, liegen, und der carlistische Abgesandte machte sich schleunigst auf den Weg dahin.

La Torre war als Knabe nach Deutschland gekommen und hatte seine erste Erziehung in Hamburg selbst genossen.

Wie er nun auf hohem Damme der Häuserreihe von Cuxhaven entlang wanderte, hätte er bald den Zweck seiner Sendung vergessen, so heimelte ihn alles an.

Die freundlichen, reinlichen Ziegelhäuser, die schönen Linden und grünen Bänke vor denselben, die gutmüthigen, blonden Einwohner, die neugierig auf ihn blickten und sich ihre Bemerkungen und Ansichten auf plattdeutsch mittheilten; die mit bunten Kugelguirlanden verzierten Kaufläden, gerade wie die aussehend, in welchen er als Kind Gerstenzucker genascht hatte; die an sämmtlichen Hausthüren hell und bekannt schallenden Klingeln, alles, sogar der in der Luft verbreitete eigenthümliche Geruch vom verbrannten Torf, weckte tausend und tausend Erinnerungen aus den glücklichen Kinderjahren in seiner überwältigten Seele auf. Träumend zog er seines Wegs und gedachte jener noch so nahen und doch schon so fernen Vergangenheit; er glaubte sich wieder zwölf Jahre alt geworden, in der Vorstadt Sanct-Georg, vor dem gelben, blank gescheuerten Hause seines väterlichen Freundes und Lehrers Herrn Unbehagen; er sah dessen strenge, aber liebevolle Gattin rastlos hin und her

eilen und ordnen und prüfen, und schelten und loben und mit mütterlicher Zärtlichkeit für ihre spanischen Jungen sorgen, die ihrem Herzen ebenso nahe standen als die eigenen Kinder; er hörte von den Schulzimmern in der ersten Etage herab die Stimmen der Mädchen und der Knaben, welchen in den meisten Gegenständen gemeinschaftlicher Unterricht ertheilt wurde; heitere, lächelnde, anmuthige Jungfrauengesichter schwebten vor seinem Auge vorüber; da kam zuerst die edle Mathilde, seine beste Freundin, seine Beschützerin, wenn die andern über sein schlechtes Deutsch sich lustig machten; und Angeline, seine erste unschuldige Liebe, und zwanzig andere noch, die alle dem fremden Knaben aufrichtige, treue Schwestern geworden waren; hinter den Mädchen zogen lärmend und schreiend die guten, die unvergeßlichen Freunde der Kindheit, von welchen man später ganz auseinander kommt, an die man aber immer mit mehr Liebe denkt, je älter man wird, und unter denselben Julius, Fritz, Hannibal, Adolf und mit ihnen der verehrte Hülfslehrer, der brave Herr Meyer; jetzt sah er sogar den theuern Landsmann Joaquin, seinen Liebling, ihm entgegen die Langereihe herunterkommen; freudig stürzte Federico auf den Creolen zu, um ihn in seine Arme zu schließen und — rannte mit der Brust an eine Linde.

Erschrocken und beschämt, weil mehrere Einwohner in der Nähe standen, die neugierig und verwundert den spanischen Offizier anstaunten, setzte er, die erhaltenen Grüße herzlich erwidernd, eiligst seinen Weg nach Ritzebüttel fort.

Im dortigen Schlosse sah es ernst und kriegerisch aus, da gab es große Zugbrücken und Wälle, und kleine Bürger-

gardisten als Schildwachen, und auch alte Kanonen ohne Laffetten, die im hohen, üppigen Grase schlummerten.

Mit der Würde eines Potentaten empfing der Senator und Amtmann M. den carlistischen Abgesandten. Er erkundigte sich wiederholt nach der Anzahl von Soldaten, die am Bord der Karoline angekommen wären und ob ihr Chef Autorität genug über sie haben würde, um sie in Zucht und Ordnung zu halten und zu verhindern, daß sie Excesse begingen.

Federico wendete seine ganze Beredsamkeit an, um dem mistrauischen Satrapen auseinanderzusetzen, daß am Bord der Karoline sich 120 Offiziere und keine Soldaten befänden; daß diese Herren fast unbewaffnet wären; daß aber selbst wenn eine ganze Flotte mit Truppen vor Anker läge, der Brigadier Bellengero Manns genug sein würde, die strengste Disciplin aufrecht zu erhalten.

Alles war umsonst.

Der Herr Amtmann hatte nun einmal die Furcht, daß die Carlisten in der Absicht gekommen wären, sein Territorium zu erobern, und wollte ihnen durchaus das Landen nicht erlauben.

Vergebens stellte ihm La Torre vor, daß sie, schon seit sechs Wochen wie Neger in einem kleinen Schiffe eingekerkert, wegen Mangel an Reinlichkeit und Ueberfluß an Ungeziefer furchtbar zu leiden hätten; daß es bei der großen Hitze und der Ueberfüllung des engen Raumes sehr möglich wäre, daß der Typhus oder die Cholera ausbrächen und sich verheerend dem Lande mittheilten. Der Senator blieb unerbittlich und gab endlich aus übergroßer Gnade zu, daß nur 20 Mann auf einmal auf hamburgischem

Gebiete landen und sich nach Belieben des spanischen Commandeurs dergestalt ablösen sollten, daß niemals eine größere Anzahl als die besagte vom Bord abwesend wäre.

Zornig über diese ebenso unnöthige als unmenschliche Härte, kehrte Federico mit der Trauerbotschaft auf die Karoline zurück und versetzte deren Bewohner, die sich schon darauf gefreut hatten, nach so langer Zeit endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, in einen wol nicht ungegründeten Kummer.

Aber der Spanier ist geduldig und ergeben, und alle würden sich willig in die neue Prüfung gefügt haben, hätte der Brigadier Bellengero, wie es wol seine Pflicht gewesen wäre, mit unparteiischer Gerechtigkeit das Landen und das Ablösen eingerichtet.

Doch sei es, daß er aus Nationaleitelkeit nur diejenigen unter seinen Offizieren produciren wollte, die sich durch Costüm und Bildung am vortheilhaftesten auszeichneten, oder sei es auch, daß er seine Freunde auf Unkosten ihrer Kameraden zu begünstigen wünschte, — das Resultat war, daß er nach eigenem Ermessen eine geringe sorgfältige Auswahl traf, durch welche er die große Mehrzahl kränkte und Veranlassung zu spätern Reibungen, Feindseligkeiten und unwürdigen Skandalen gab.

Federico und seine beiden Freunde, wie überhaupt sämmtliche Gardeoffiziere, befanden sich unter den durch unkluge und unpolitische Willkür Protegirten. Daß ersterer immer am Lande geblieben, das würde einem jeden recht und sogar erwünscht gewesen sein, denn seine Dienste als Dolmetscher waren von allgemeinem Nutzen und Vortheil; aber er war der einzige, zu dessen Gunsten eine Ausnahme ge-

macht werden durfte. Doch warum alle die andern zum Nachtheil des Ganzen bevorzugen?

Die ersten 20 Glücklichen verließen eilig und freudig die Karoline und mietheten sich in einem großen Hotel am Ufer der Elbe ein, wo sie durch Bäder, Eau de Cologne, Messer und Schere wieder menschliche Gestalt zu erlangen suchten. Aus weiser Vorsicht übergaben sie die Kleider und Wäsche, die sie unterwegs getragen, meistens den Flammen. Und trotzdem!!

Im Jahre 1834 war Cuxhaven noch ein Seebadeort und von vielen Fremden besucht, die sich wahrscheinlich wenig daraus machten, daß die salzigen Fluten bedeutend mit süßem Flußwasser vermischt waren. Alles kommt schließlich auf die Einbildung an! Die der Spanier war nicht wenig aufgeregt, als sie sich, möglichst rein und anständig angezogen, an der reichlichen Table-d'hôte sahen. — Die theilweise hübschen Damen aus der zahlreichen Gesellschaft, die rauschende Musik, die guten Speisen, die weißen Tischtücher und Servietten, alles kam ihnen neu und märchenhaft vor. — Sie waren wie berauscht! Ein jeder stieg unendlich in seiner eigenen Achtung, da er sich wieder Mensch fühlen konnte!

Ebenso leicht wie die freudige Stimmung der Carlisten läßt sich die Neugierde der Badegäste erklären, die beinahe Essen und Trinken vergaßen, um die jungen, brünetten, schwarzäugigen Südländer anzusehen. — Mitten unter letztern waren durch Zufall zwei Plätze frei geblieben für zwei Kameraden, die erwartet wurden, aber nicht kamen. Zwei junge Damen, die etwas spät zur Tafel erschienen, wurden von dem Kellner auf jene Stühle gewiesen und

schienen nicht böse darüber zu sein, die Wunderthiere ganz in der Nähe betrachten zu können. Die beiden anmuthigen Mädchen fanden Wohlgefallen an einigen ihrer Nachbarn und tauschten um so offenherziger ihre Ansichten über dieselben aus, da sie glauben mochten, daß keiner von ihnen ein Wort deutsch verstand. Sie sprachen mit unschuldigem Vertrauen ihre Meinung über jeden einzelnen aus. Dieser hatte schöne Augen, einen niedlichen Mund und herrliche Zähne; jener einen antiken Kopf und feine Frauenhände; ein dritter mit dem goldig braunem Teint, den man zuweilen, nicht zu oft, im Süden findet, erschien ihnen wie das Ebenbild von Max Piccolomini; ein vierter, mit dem schwärmerischen Blick unter den langen Augenwimpern, hätte einen prächtigen Marquis Posa abgegeben; Bellengero selbst mit seinem ernsten Gesicht mußte bei den romantischen deutschen Mädchen als Herzog Alba figuriren. Auf diese Weise plauderten sie ganz ungenirt und gingen endlich ans große Werk, zu bestimmen, welchen von allen eine jede für sich aussuchen würde. Nach langem Bedenken und Ueberlegen war endlich die schwierige Wahl getroffen: die eine nahm den Marquis Posa, die andere den Max Piccolomini, und jede zergliederte nun ganz gewissenhaft ihr Eigenthum.

Federico, der gegenübersaß und kein Wort verloren hatte von den vielen, die sie miteinander gesprochen, ärgerlich vielleicht darüber, daß sie sich nicht um ihn selbst gezankt, beschloß in diesem Augenblick sich furchtbar zu rächen. Er schlug mit dem Messer an das Glas, und als auf dieses Zeichen ein dienender Geist sich näherte, rief er ihm schon von weitem laut und deutlich in deutscher

Sprache zu: Kellner, bringen Sie mir eine halbe Flasche Champagner! — Diese Worte hören, feuerroth und gleich wieder leichenblaß werden, vom Tisch aufstehen und eiligst verschwinden war für die verrathenen Mädchen das Werk einer Secunde. An demselben Nachmittag verließen sie ohne Zweifel Cuxhaven, denn La Torre sah sie niemals wieder; sie hatten aber auch gar zu offenherzig und zu unvorsichtig miteinander gesprochen.

Einige vornehme russische Familien, die natürlich mit den spanischen Legitimisten sympathisirten und unter welchen es mehrere schöne Frauen gab, nahmen es sich zu Herzen, ihnen den Aufenthalt im fremden Lande so angenehm wie möglich zu machen. Ein gleiches Bestreben zeigte der im Dienst so strenge, aber im Privatleben sehr freundliche Amtmann und Senator M., dessen liebenswürdige Gemahlin und liebliche Tochter B. nicht wenig zur Annehmlichkeit und zur Freude der Verbannten beitrugen. Letztere, ein junges, blondes, reizendes Mädchen, eben erst aus der Pension ins älterliche Haus zurückgekehrt, kam den verwilderten Jünglingen wie eine sanfte wohlthätige Fee vor. Manches Herz schlug im stillen der holden Zauberin entgegen und mehr als einmal, wenn sich später zwei ihrer Bekannten begegneten, geschah es, daß sie, selbst mitten im Getümmel der Schlacht, sich zuriefen: Wo mag die himmlische Blondine jetzt wol sein! —

Fast täglich gab's Diners, Bälle, Landpartien und Concerte; die Spanier amusirten sich sehr gut, aber lieber wäre es ihnen gewesen, hätten sie ihrem König nach Madrid oder in den Kampf folgen können.

Daran war jedoch, für den Augenblick wenigstens, nicht

zu denken. Immer noch keine Ordre zur Rückreise, immer noch keine Erlaubniß zum Landen! Im Gegentheil, sogar die wenigen, die es gedurft, mußten jetzt sich wieder einschiffen; es war von Alverstock aus der Befehl dazu gekommen. Wenige Tage, ehe sie infolge dieser Ordre das Lootsenschiff Amandus bestiegen, welches der Senator M. dem Brigadier Bellengero großmüthig zur Verfügung gestellt hatte, bis der kleine Schooner segelfertig wäre, den die Spanier gemiethet, um mit mehr Bequemlichkeit als früher reisen zu können, spazierten Federico, Eduardo, Piélago und sechs bis acht Freunde in der Nähe des Hafens. Traurig zogen sie dahin, denn sie wußten, daß sie sich wieder einschiffen sollten, nicht etwa um in ihr Vaterland zurückzukehren, sondern um in unthätiger Ruhe auf unbestimmte Zeit in der öden Bucht von Cuxhaven zu bleiben. Sie gingen noch in einen Laden, um sich einen guten Vorrath von Cigarren zu kaufen. — Der Laden war leer. — Die innere Thür öffnete sich; eine reizende junge Frau trat aus derselben und fragte die Herren nach ihrem Begehren. Der Dolmetscher erzählte ihr, was sie wollten; sie sah ihn mit großen Augen unverwandt an und stürzte endlich an seinen Hals, unter Freudenthränen den Namen Federico ausrufend. — Es war eine von den Schulfreundinnen, an welche er beim ersten Landen so lebhaft gedacht, die hübsche Emilie W . . ., die sich an einen dortigen Kaufmann verheirathet hatte.

Viel Mühe kostete es dem über diese Begegnung hocherfreuten La Torre, seinen neckenden Kameraden dén Zusammenhang der allerdings ungewöhnlichen Scene begreiflich zu machen. Sie lächelten und schüttelten ungläubig

die Köpfe und gratulirten auf jeden Fall ihrem Freund dazu, daß er so gescheidt gewesen wäre, sich in Deutschland erziehen zu lassen, wo die Weiber so hübsch und so zärtlich zu sein schienen. — Aber Federico, ohne sich durch die Scherze seiner Waffenbrüder beirren zu lassen, hielt es für eine heilige Pflicht gegen seine sämmtlichen Schulfreundinnen und namentlich gegen die charmante Emilie, mit Geduld und Ernst die boshafte Interpretation seines rein brüderlichen Verhältnisses zu ihr zu bekämpfen. Endlich gelang es ihm vollständig. In Spanien selbst wäre diese Aufgabe schwieriger gewesen; aber dort in Cuxhaven waren die Carlisten schon empfänglicher geworden und fähiger, patriarchalische Zustände zu begreifen. — Die stets offenen Häuser, die Läden und Magazine, die nur durch ihre Fensterscheiben gegen den Einbruch von Dieben gesichert waren; das Vertrauen, mit welchem die Landleute ihre Schubkarren, Körbe und Packete auf offener Straße stehen und liegen ließen; die Ehrlichkeit, womit aufgefundene Gegenstände sorgsam aufgehoben und auf eine sichtbare Stelle gelegt wurden, damit der Eigenthümer sie um so leichter wiederfinden könnte; das treuherzige, bescheidene Auftreten der Eingeborenen; ihre Gefälligkeit, Diensteifer und Uneigennützigkeit, dies alles hatte längst die an solche Civilisation wenig gewohnten Spanier aufs angenehmste berührt und überrascht und bewirkte jetzt, daß sie den Versicherungen Federico's vollen und unbedingten Glauben schenkten.

Dieser bekam zur selben Zeit einen Brief aus Hamburg von einem dortigen Bankier, der ihn aufforderte hinzureisen, indem er im Auftrage von Personen, die sich leb-

haft für den jungen Offizier interessirten, ihm mit Geld und allem Röthigen zu Hülfe kommen sollte.

La Torre, der ungeachtet, oder besser gesagt, wegen der vielen guten Freunde, die er in jener Stadt besaß, unter welchen die früher schon genannte Mathilde den ersten Platz einnahm, zu stolz gewesen war, um sich dort sehen zu lassen, weil es ihm fast unmöglich gewesen wäre, herzliche Dienstanerbietungen auszuschlagen, deren er im Grunde so sehr bedurfte; La Torre antwortete kurz und fest, daß er nur seinen Aeltern das Recht anerkennen könnte, sich für ihn auf eine solche Weise zu interessiren; ginge der Auftrag von denselben aus, so würde er sich sehr freuen, Geld zu erhalten, weil es ihm sehr daran fehlte; er sehe aber durchaus nicht die Nothwendigkeit ein, nach Hamburg zu gehen, um es zu holen, indem ihm jede beliebige Summe durch die Post zugeschickt werden könnte.

Er bekam keine Antwort und schiffte sich ganz ruhig mit seinen Kameraden am Bord des Amandus ein.

Hier gaben sie der cuxhavener Gesellschaft eine kleine Fête, bei welcher es recht lustig und vergnügt herging. Während derselben sprach der Brigadier Bellengero mit der russischen Fürstin G. über die peinliche Ungewißheit, in welcher er und seine Untergebenen sich befänden, ohne Instructionen und ohne Hoffnung, je nach den baskischen Provinzen gelangen zu können. Die Fürstin, die das Traurige der Lage vollkommen einsah, schlug dem General vor, ohne weiteres und auf eigene Faust nach Petersburg zu segeln, indem der Kaiser Nikolaus sich ganz bestimmt der treuen Royalisten annehmen und ihnen Mittel und Wege verschaffen würde, sich mit ihrem Könige wieder zu vereinigen.

Der kleine Schooner lag schon segelfertig da; Bellengero hielt einen Kriegsrath und es war bereits entschieden, auf den Vorschlag der hochgestellten russischen Dame einzugehen und nach deren Vaterland zu reisen, als zum Glück noch zur rechten Zeit die Ordre des Bischofs von Leon eintraf, nach Portsmouth zurückzukehren, wo die englische Regierung endlich erlaubt hatte, daß die Spanier landen dürften.

Froh traten diese die Reise an, die sie ja dem Vaterlande näher brachte.

Nach wenigen Tagen der günstigsten Fahrt ankerten die drei Schiffe zum zweiten mal in jenem Hafen.

Eine Trauernachricht erwartete die Carlisten am Lande.

Die Königin Doña Maria Francisca de Braganza lag im Sterben. Der Schmerz über die Trennung von ihrem Gemahl; die Sorge und Angst wegen der Gefahren, denen er auf seinem kühnen Zuge durch Frankreich sich ausgesetzt; die Erfolglosigkeit seiner glücklichen Ankunft in Navarra auf die Truppen der Königin, deren Uebergang in Masse gehofft worden, und endlich die grausame, rastlose Verfolgung, die der unglückliche Monarch seitens des rachsüchtigen Rodil zu erdulden hatte — lauter Umstände und Ereignisse, auf die wir später ausführlicher kommen werden — dies alles hatte die Gesundheit der liebevollen Fürstin untergraben.

Die zärtliche Pflege ihrer drei Söhne, ihrer Schwester, der Prinzessin von Beyra, und ihrer ganzen Umgebung, und das Gebet ihrer treuen Anhänger waren vergeblich; sie starb zu Alverstock am 4. September 1834 und wurde dortselbst im stillen beigesetzt, bis der gehoffte Sieg der

Legitimität es erlauben würde, daß die königliche Leiche den im Pantheon vom Escurial ihr gebührenden Platz einnehmen könnte.

Dios no quiso!

Sechsundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Die irdische Hülle der rechtmäßigen Königin von Spanien ruht immer noch einsam und unbekannt unter dem kalten, umwölkten Himmel Englands; fern von ihr schlummert an der gastlichen Küste des Adriatischen Meeres der heißgeliebte Gemahl; aber die Sonne des Südens bescheint wenigstens und erwärmt sein blumengeschmücktes, bescheidenes Grab!

Hoffen wir, daß, wenn ihre Körper noch so sehr voneinander getrennt, die Seelen der frommen Dulder sich im Jenseits wiedergefunden und für die Ewigkeit vereinigt haben!

Sechstes Kapitel.

Agüero, Piélago und La Torre in Portsmouth. — Geldmangel und Entbehrungen. — Reise nach London. — Erstaunen unterwegs. — Wanderung durch die Riesenstadt und endliches Auffinden des gesuchten Handelshauses. — Reichliche Hülfsmittel. — Nothwendige Toilettenerneuerung. — Die drei Freunde treffen Kameraden an und beziehen mit ihnen ein Haus. — Flaniren durch die Straßen. — Federico tritt in indirecte Correspondenz mit seinem Vater. — Heftiger und unpassender Brief an denselben. — Clara's Tod gelangt zur Kenntniß La Torre's. — Krankheit, Genesung und Besuch desselben bei Herrn Murrieta. — Zorniger Brief seines Vaters; freundliche Anerbietungen des Bankiers; Stolz Federico's.

Unsere drei Freunde Agüero, La Torre und Piélago hatten eine bescheidene Wohnung in Portsmouth genommen, und lebten so einfach und knapp, wie ihre sehr geringen Mittel ihnen erlaubten. Obgleich ihre Sparsamkeit so weit ging, daß sie sich oft hungerig schlafen legten, verschwanden ihre wenigen Geldstücke eins nach dem andern, und bald mußte der längst vorhergesehene Augenblick kommen, wo sie genöthigt sein würden, Arbeit zu suchen. Die vielen Briefe, die ein jeder von ihnen an seine Familie geschrieben, um Hülfe in der Noth zu verlangen,

waren unbeantwortet geblieben und wahrscheinlich von der feindlichen Regierung in Beschlag genommen worden. Auf der Straße durften sie sich nicht mehr sehen lassen, denn sie waren so zerrissen und zerlumpt, daß bei ihrem Anblicke die Trödeljuden auf sie zueilten und sie mit einem unangenehmen Geschrei verfolgten, der wie Nian hop klang. Wahrscheinlich wollten die Kinder Israels den Spaniern zu verstehen geben, daß sie sich bei ihnen bessere Kleider kaufen sollten. Die guten Leute waren aber so zudringlich und widerlich, daß unsere Freunde es vorzogen, nur im Dunkeln auszugehen, um den lästigen Schacheranerbietungen auszuweichen. — Die Noth hatte schon den höchsten Grad erreicht; die jeden Tag mit Sehnsucht erwarteten Briefe und Unterstützungen wollten nicht ankommen; da endlich mußten sie sich zu einem Schritte entschließen, den sie für ihr Leben gern vermieden hätten.

Uhren, Ringe, Ketten und was sie sonst noch an Pretiosen besaßen, waren bereits verhandelt und das dafür erhaltene Geld auch schon ausgegeben. Ihre Gardeinfanteriesäbel blieben ihnen nur noch übrig und diese mußten sie nun auch verkaufen. Die Klingen waren aus Toledo, die Gefäße und das Beschläge von feinem, massivem Silber; trotzdem erhielten sie nur eine unbedeutende Summe dafür, mit welcher nicht einmal der Werth der erstern bezahlt war.

Federico besann sich, in frühern Zeiten gehört zu haben, daß ein großes, spanisches Bankierhaus in London die Geschäfte seines Vaters besorgt hatte, als dieser Botschafter in England gewesen war. Er konnte sich zwar auf den Namen nicht besinnen, wollte aber in der Hauptstadt

aus dem Adreßkalender sämmtliche spanische Bankierhäuser sich aufschreiben und so lange von einem zu dem andern gehen, bis es ihm endlich gelänge, das richtige zu treffen.

Dazu war es aber nothwendig, daß sie sich sobald wie möglich auf den Weg nach London machten, um die gehoffte Hülfe erlangen zu können, ehe die Mittel wieder verbraucht wären, deren sie zu ihrer Reise bedurften. Mehrere Kameraden, die Wohlhabendern, hatten sich schon längst dahin gewendet, und da England so weit zurück in der Cultur ist, daß man das im übrigen Europa so angenehme und bequeme Paßwesen dort gar nicht kennt, so konnten unsere Freunde ohne weitere Umstände ihren Waffenbrüdern nacheilen, insofern nämlich ihr Vermögen ausreichte, um drei Plätze auf dem obersten Sitze der Mallepost zu bezahlen. Zum Glück genügte es und blieben noch verschiedene Schillinge in der gemeinschaftlichen Kasse für die Ausgaben unterwegs zurück.

Große Augen machten sie, als sie den erhabenen Platz einnahmen, der ihnen auf hoher Impériale zufiel.

Der sonderbar geformte, aber elegant gebaute Wagen war in allen seinen Theilen so vollendet, so anständig, so fein lackirt und so rein und frisch, daß, von den Inschriften auf demselben abgesehen, ein Grand von Spanien mit seiner Familie auf dem Prado hätte darin fahren können. Vier wunderschöne Braunen waren davor angespannt, so herrlich, so gleich und so prächtig angeschirrt, daß sie wie ein königlicher Postzug aussahen; jedes Roß trug am äußern Backenriemen ein sehr hübsches Bouquet von natürlichen Blumen.

Eduardo, Piélago und Federico schämten sich fast, in ihrem schäbigen Anzug ein so brillantes Fuhrwerk zu besteigen. Letzterer nahm seinen Platz neben dem Kutscher, der wie ein vornehmer Herr gekleidet war und mit schneeweißen Handschuhen, die vier wie neu aussehenden Zügel und eine feine Herrenpeitsche mit gentlemanischer Nonchalance und Geschicklichkeit führte.

Ruhig und gewandt galopirte er zur Stadt hinaus und dann auf einer Chaussee dahin, die so eben und glatt wie ein Tanzsaal war; nirgends das kleinste Steinchen zu sehen; die ganze Straße war wie in einem Stück aus Eisen gegossen.

Federico konnte nicht umhin, seinem ernsten Nachbar so gut wie es ging seine Freude und Bewunderung über alles, namentlich über die Pferde auszudrücken. Das Urtheil, das er über ein jedes der prächtigen Thiere fällte, schien dem schweigsamen Automedon zu gefallen und ihm eine gute Meinung von den Kenntnissen und der Fähigkeit des Spaniers beizubringen, denn als er einmal vom Bocke stieg, um ein Gläschen des unvermeidlichen Gin zu trinken, legte er sans façon Zügel und Peitsche jenem in die Hände; eine Ehre und Auszeichnung, die La Torre erst nach längerm Aufenthalt in England vollkommen zu würdigen verstand.

Der Galop fing von neuem an; die Straße führte nach kurzer Zeit einem langen, flachen, mit Gras bewachsenen Hügel entlang. Wie wunderten sich unsere drei Freunde, als sie in riesigen Buchstaben von dunklerm, saftigerm Grün eine ganze Adresse lasen! — Eine Fläche von vielleicht zwei englischen Meilen war der großartige

Bogen Papier, auf welchem ein speculativer Handelsmann seine Niederlage von echtem Peru-Guano, der ihm als Tinte gedient, den Vorübergehenden empfahl. — Geistreiches argumentum ad hominem.

In den Poststationen angekommen, warf der vornehme Kutscher die Zügel weg und kümmerte sich um gar nichts weiter, bis sie ihm wieder respectvoll präsentirt wurden.

Zum Essen wurde auf der Mitte des Wegs angehalten; den Spaniern schmeckte es schlecht, sie mußten es aber furchtbar theuer bezahlen.

Mit der Tollkühnheit, welche die Unwissenheit zu geben pflegt, wagte es Federico, an einen mitreisenden Herrn, der freundlicher als die übrigen aussah, mit Hülfe von deutschen, französischen und lateinischen Brocken die Frage zu richten, ob er wol spanische Handelshäuser in London kenne.

Der Gefragte verstand ihn wunderbarerweise und antwortete lächelnd und gefällig. Er war gewiß auf dem Festlande gereist, sonst hätte er sicherlich einem Unbekannten keine Antwort gegeben, der ihm nicht vorgestellt worden war. Nachdem er verschiedene Namen angeführt, sprach er den von Murrieta aus. Wie Schuppen fiel es La Torre von den Augen! das war der richtige, den er gerade aufsuchen wollte! Hocherfreut erkundigte er sich noch nach der Wohnung desselben; der englische Herr gab ihm die Straße Ohld Tschiurre an, die Nummer wußte er nicht, war aber an Ort und Stelle leicht zu finden.

Federico schrieb sich die fremden Namen auf und dankte innig seinem liebenswürdigen Reisegefährten; er würde ihm noch inniger gedankt haben, hätte er gewußt, wie selten

er in der Folge ähnliche Dienstfertigkeit finden sollte. — Unsere drei Freunde bestiegen wieder ihren bereits angespannten Wagen und waren glückselig darüber, daß sie so schnell die gewünschte Adresse gefunden und daß der Tausendkünstler La Torre sich so gut auf englisch verständlich machen könnte.

In London angekommen gingen sie mühsam nach dem ersten besten Wirthshause zu, denn das Gedränge von Menschen und Wagen erlaubte ihnen kaum, mit ihren Mantelsäcken unter dem Arme fortzukommen. Die Trottoirs waren dicht gefüllt von Fußgängern, die alle ungemein pressirt sein mußten und links und rechts mit den Elnbogen stießen, um sich Platz zu machen. Die Spanier, welche diese Eile nicht begriffen und gemüthlich nebeneinander hergehend wenigstens etwas sehen wollten, erhielten verschiedentliche Rippenstöße und wurden öfters auf den Fahrweg hinuntergedrängt. — Hier war es aber erst recht ungemüthlich; Hunderte von Wagen aller Formen und Größen rasten in wildem Getümmel bei ihnen vorüber, manchmal zu sechs in der Fronte, dann wieder in ebenso vielen sich entgegenrasselnden Colonnen; von Zeit zu Zeit bildete sich ein Knäuel, so dicht und undurchdringlich, daß es aussah, als wenn Menschen, Thiere und Fuhrwerke sich gegenseitig zu Brei rühren, stampfen und rädern müßten. Allmählich, ohne fremde Anordnung, ohne Einmischung der Polizei, ohne Geschrei, löste sich der Wirrwarr wieder auf, die angestauten Wagenfluten schossen lärmend durch den frei gewordenen, engen Kanal, und bald wälzte sich der mächtige Strom in gewohnter Ordnung weiter.

Unsern Freunden wurde es schwindelig; sie drängten

sich mit Mühe und Noth aufs Trottoir hinauf, um in wenigen Augenblicken wieder hinabgestoßen zu werden; sie wären wahrscheinlich überfahren worden, denn sie fingen an, die Besinnung zu verlieren, und die Kutscher achteten auf die Fußgänger, als wenn es Ameisen gewesen wären. Da langten sie zum Glück an einem großen Hotel an, zu dessen offenem Thor sie athemlos hineinstürzten.

Portier und Kellner sahen mit Verwunderung und Verachtung auf die zerlumpten Eindringlinge herab und waren schon im Begriff, sie auf die Straße zurückzuwerfen, als Federico ihnen kühn entgegentrat und den magern Geldbeutel vorhaltend, mit Todesverachtung ausrief: One room; three Betts; very little monney; very much Hunger.

Mit stolzem Lächeln und herablassendem Achselzucken führten die vornehmen Diener die gemeinen Gäste auf eine thurmhohe Mansarde, von deren kleinem Fenster aus sich letztere wenigstens vollkommen davon überzeugen konnten, daß die Häuser von Londen ebenso gut wie die von Madrid mit Dächern versehen waren. Welche Freude! Auch Katzen gab es dort und sogar Sperlinge! — Die Verbannten hätten sich in ihrem Vaterlande glauben können, wäre nur die Sonne am Himmel sichtbar gewesen; aber d i e zog es ohne Zweifel vor, glücklichere Gegenden zu beleuchten. — Die Aermsten wußten noch nicht, daß sie sich für lange Zeit von ihr getrennt hatten!

Einige derbe Schnitte von blutendem Roastbeef, in Wasser gekochtes frisches Gemüse dazu, fades Weizenbrot ohne Salz und schlechtes Wasser: das war die Mahlzeit, welche die drei Freunde bald nach ihrer Ankunft hielten.

Sie aßen mit langen Gesichtern und standen mit halbleerem Magen auf.

Federico hatte erfahren, daß die Straße Ohld Tschiurre in Cornhill einmündete: das war hinreichend, denn letztere war nach der Versicherung des Portiers gar nicht zu verfehlen, wenn man nur der Hauptströmung der Wagen folgte.

Er machte sich mit seinen beiden Kameraden auf den Weg und schlug ihnen vor, sich diesmal bei ihrer Wanderung nur um die Straßennamen in den Ecken zu bekümmern. Flaniren und sich umsehen, das wollten sie später schon ehrlich thun, aber vor allen Dingen war es nöthig, Herrn Murrieta aufzusuchen und zu hören was er sagen würde.

Eduardo und Piélago gingen auf seinen Vorschlag ein.

Gewitzigt durch die Erfahrung bei ihrer Ankunft, zogen sie einer hinter dem andern im Gänsemarsch dahin und bahnten sich schweigend den Weg durch das Menschengedränge.

Im Hotel war ihnen versichert worden, daß Cornhill ganz nahe läge; aber die Gardeoffiziere waren schon über eine Stunde gegangen und von Cornhill noch immer keine Spur. Sie wollten eben umdrehen, um in einer andern Richtung ihr Glück zu versuchen oder eine Buchhandlung ausfindig zu machen, in welcher sie einen wohlfeilen Plan des riesigen London kaufen könnten, als sie einen Mann erblickten, der eine dunkelblane Uniform, einen runden Hut von Glanzleder und an dem einen Aermel drei silberne Litzen trug, das spanische Abzeichen für die Obersten.

Federico hatte schon sechsmal den ersten besten Vorübergehenden höflich gefragt: Cornhill, if you please? Ein unfreundliches Grunzen und ihn auf die Seite schieben war die einzige Antwort, die er erhalten.

Ein wenig entmuthigt, suchte er sich von nun an seinen Mann erst ordentlich aus und versuchte wiederum sechsmal sein Glück bei Herren, die anständig angezogen waren und einigermaßen gutmüthig aussahen, aber auch diese grunzten wie die ersten und schoben den lästigen Fremden ebenso unceremoniös von sich weg.

Das ist ein höfliches Volk, rief Piélago halb lachend, halb ärgerlich aus.

Schweig, Piélago, erwiderte Agüero scherzhaft, was verstehst du davon? Wir rohe, ungebildete Spanier werden doch nicht etwa die civilisirten Engländer lehren wollen, was Höflichkeit ist?

So ein aufgeblasener Kerl, meinte Federico, kommt nun einmal zu uns und erkundigt sich nach etwas; da springt alles herbei, erst um ihn zu verstehen, was oft verdammt schwierig ist, und dann um ihm zu helfen, ihm zu zeigen, ihn zu führen! — Ja, aber wir sind auch Faulenzer und Pflastertreter, für welche die Zeit nicht Geld ist!

In diesem Augenblicke kamen sie bei dem Mann mit den drei Litzen an.

Federico, sprach Agüero, das scheint ein Offizier zu sein; versuche es noch einmal; der ist gewiß höflich.

Ach, meinte Piélago, das kann kein Offizier sein, er trägt ja keinen Degen!

Wie käme er aber sonst zum Range eines Obersten', fragte Agüero.

Auf jeden Fall ist er nur ein halber Oberster, sprach Federico, denn er trägt das Dienstabzeichen nur auf einem Arm! Thut nichts! Ich rede ihn militärisch an.

Er nahm Positur, wie es einem hohen Vorgesetzten gegenüber sich gebührt, machte die vorschriftsmäßige Ehrenerweisung und fragte bescheiden: Cornhill, if you please, Colonel?

Der Angeredete sah ihn verwundert an, grunzte und brummte einige unverständliche Laute und zeigte mit dem Finger auf eine Art von Thor ganz in der Nähe.

Das Grunzen ist gewiß hier Landesgesetz! lachte Piélago; aber es scheint wenigstens daß wir auf dem richtigen Wege sind!

Sie zogen durch das Thor und sahen mit Freude den vermaledeiten Namen an beiden Eckhäusern zugleich.

Nun, aufgepaßt! commandirte Federico: Ohld Tschiurre wird bald kommen!

Und wiederum ging es eine Stunde lang vorwärts; die Namen sämmtlicher Seitengassen, die rechts und links abbogen, wurden sorgfältig angesehen, aber keiner wollte passen.

Es ging bei einer großen schönen Kirche vorbei, die aber vom Steinkohlenrauch ganz geschwärzt war. Das Gedränge wurde immer dichter; sie kamen an ein Gebäude, welches wol die Börse sein mußte und wohin Tausende von Menschen wie besessen hineinliefen; aber immer nichts von der gesuchten Straße und Cornhill war schon zu Ende!

Da stand noch so ein halber Oberst.

Ohld Tschiurre, if you please, Colonel?

Das ist eine schöne Geschichte! der zeigt wieder stumm nach rückwärts und deutet mit der Hand an, daß es nachher rechts geht!

Die Carlisten denken, daß sie nicht gut aufgepaßt haben, und treten ihre Rückwanderung auf demselben Wege an, den sie gekommen sind.

Keine von den rechts abgehenden Straßen führt einen Namen, der Aehnlichkeit mit dem gesuchten hätte.

Ein dritter Oberst wird gefragt, der sie schweigend an die nächste Ecke führt, auf welcher mit großen Buchstaben Old Jewry geschrieben steht.

No, Sir! ruft Federico voller Verzweiflung aus; I will no Old Jewry; I will Ohld Tschiurre.

Der Mann brummt, zeigt mit dem Finger auf den Straßennamen und dreht unsern Freunden den Rücken.

Ohne zu begreifen, fügen diese sich ins Unvermeidliche und fragen in einem Laden nach Herrn Murrieta.

Wahrhaftig, seine Wohnung liegt gerade gegenüber!

Agüero und Piélago warten auf der Straße, La Torre geht ins Haus und läßt sich beim Eigenthümer anmelden, dessen Namen er mit Freude an der Comptoirthür gelesen.

Herr Murrieta empfängt mit wohlwollender Zuvorkommenheit den Sohn seines Freundes, den er sogleich nach der Familienähnlichkeit erkennt. Er gibt ihm Geld auf Rechnung seines Vaters und erbietet sich, letzterm Briefe und etwaige Aufträge zukommen zu lassen.

Mit freudiger Rührung dankt Federico dem freundlichen,

gefälligen Mann und entfernt sich eilig, mit dem Versprechen bald wiederzukommen.

Triumphirend kehrt er zu seinen harrenden Kameraden zurück und zeigt ihnen von weitem schon die erhaltenen Banknoten.

Denkt euch nur, redet er sie an; während ich bei Herrn Murrieta angemeldet wurde, fragte ich einen seiner Gehülfen, der zum Glück spanisch verstand. Es ist unglaublich, was diese Engländer für ein närrisches Volk sind, Old Jewry schreiben sie, Ohld Tschiurre sprechen sie es aus. Das soll nun einer errathen!

Sobald sie sich im Besitz von einer hübschen Summe Geldes sahen, zogen die drei Freunde voller Stolz und Zuversicht von dannen und drängten sich durch und theilten mit den Elnbogen Rippenstöße aus, als wenn sie geborene Londoner gewesen wären.

Wie wahr ist es, daß das Geld den Menschen zum Menschen macht! Nehmt Rothschild; laßt ihn sein ganzes Vermögen verlieren und ich will den Hahn mit Knochen und Federn auffressen, der alsdann noch nach ihm kräht!

Federico und seine Freunde eilten vor allen Dingen zu einem Schneider, den sie in der Nähe ihres Hotels bemerkt hatten, und bestellten sich bei ihm lange grüne Flausröcke und graue Westen und Beinkleider. Der gewählte Stoff war wol etwas warm für die Jahreszeit, aber der Herbst stand vor der Thür und in den Gebirgen von Navarra, die sie bald zu erreichen hofften, da war es gewiß recht kalt im Winter.

Jetzt, da sie sich Kleider bestellt, war es ihnen weniger unangenehm als früher in Portsmouth, daß die lon-

doner Trödeljuden sie ebenfalls mit ihrem ewigen Nian hop verfolgten. Wartet nur einige Tage, dachten sie, und ihr werdet schon sehen, daß wir eurer Lumpen nicht bedürfen!

Sie ruhten in ihrer Dachstube von der meilenweiten Promenade aus, und erlaubten sich beim Mittagsessen den unerhörten und nie wiederholten Luxus einer halben Flasche Wein für alle drei.

Nach Tische flanirten sie noch ein wenig umher und kamen nach Piccadilly, unter dessen Arcaden sie mit den bald nach der Landung in die Hauptstadt gekommenen Kameraden zusammentrafen.

Da diese nun auch in Bezug auf die londoner Preise die theuersten Erfahrungen hatten machen müssen, so wurde unverzüglich Kriegsrath gehalten und beschlossen, ein Haus zu suchen, in welchem sie alle zusammen wohnen und sich selbst kochen könnten.

In der Nähe von Soho-Square fand sich, in ruhiger, reinlicher Straße, ein mildthätiger oder geldbedürftiger Tischlermeister, der sich erbot mit seiner Familie in die Souterrains zu ziehen und sämmtliche Etagen seines ganz hübschen und gemüthlichen Hauses für eine nicht zu hohe Summe den Spaniern zu überlassen. Diese, als sie sahen daß die Wohnung zwar charmant, die Tochter des Wirths aber und eine Freundin, die sich bei ihr befand, noch viel reizender waren, willigten freudig ein und hätten ohne Bedenken viel mehr gezahlt, als der gute Mann verlangte.

Der Umzug war bald geschehen. Einem der auf die Karoline commandirt gewesenen Diener wurde das Küchendepartement anvertraut und der Befehl gegeben, so

wohlfeil wie möglich, aber auf spanische Art, für die Beköstigung der zahlreichen Herrschaft zu sorgen.

Das Haus von Soho-Square wurde nun eine vollständige Kaserne oder Kloster — nein, wir wollen es doch lieber Kaserne nennen — deren Bewohner mit kameradschaftlicher Uneigennützigkeit, nur im Verhältniß zu den Mitteln, über die jeder einzelne verfügen konnte, zu den allgemeinen Ausgaben beitrugen. Diejenigen, die sich noch kein Geld hatten verschaffen können, lebten einstweilen pro patria; käme für sie die Silberflotte ja noch an, so wollten sie schon ihre Freunde entschädigen und die erhaltenen Vorschüsse zurückbezahlen.

Die Verbannten befanden sich nun wie die Könige, wenn man die Wohnung und Kost, die sie jetzt hatten, mit dem Zwischendeck der Karoline und dem Rancho von Pökelfleisch vergleicht, den sie dort genossen. Die Ausgaben waren für London unbedeutend zu nennen, sodaß die Gemeinde Geld genug übrig behielt, um einige Merkwürdigkeiten anzusehen. Der Tunnel, das Panorama, die fechtenden und musicirenden Flöhe und einige Schillingstheater, in welchen es allerdings etwas bunt herging, wurden nach und nach besucht und bewundert. Aber es fehlte ihnen auch an Vergnügungen nicht, die kein Geld kosteten; dahin gehörten zum Beispiel das Flaniren, das Anstaunen der herrlichen Läden und Magazine; die verschiedenen Parks; der Dampfomnibus, der alle Tage zu einer bestimmten Stunde bis an die Börse fuhr und vor welchem die Reiter und die Equipagen erschrocken die Flucht ergriffen, während die wahrscheinlich bezahlten Darinsitzenden blaß und ängstlich aussahen, als wenn sie jeden Augenblick fürch-

teten in die Luft zu fliegen; die Heldenthaten der anfangs für Oberste gehaltenen Polizeidiener; die reitenden Schildwachen der Horseguards; die elefantenartigen Pferde der Bierbrauereien; die mit Handschuhen und Strohhüten aufgeputzten Hökerweiber; die eisernen Gitterthüren des schönen Thiergartens, die nur den Ausgang aus demselben erlaubten, aber den Eingang unmöglich machten; und unzählige andere Dinge und Einrichtungen noch, welche für die Carlisten ganz neu und im höchsten Grade amusant waren.

Einer von ihnen hatte einmal den Versuch gemacht, von der Börse aus per Omnibus nach Hause zurückzukehren. Er kam auf eine falsche Linie, fuhr verwundert viele Meilen Wegs, und als er endlich abstieg, hatte er weder eine Ahnung von der Gegend, in welcher er sich befand, noch die Fähigkeit, einem Droschkenkutscher seine Wohnung zu beschreiben. Er blieb den ganzen Tag weg und seine Freunde glaubten ihn schon verloren, als er am späten Abend halb verhungert ankam und sein unangenehmes Abenteuer erzählte. Er hatte nach langem Zaudern und Zweifeln sich entschließen müssen, denselben Omnibus wieder zu besteigen und nach der Börse zurückzukehren, von welcher aus er nunmehr den bekannten Nachhauseweg zu Fuß einschlug. — Von diesem Augenblick an trug jeder der Emigrirten einen Zettel mit dem Namen ihrer Straße und einigen der nothwendigsten Redensarten in spanischer und englischer Sprache beständig bei sich, um mit Hülfe desselben und der sehr gefälligen Polizeidiener ähnliche Abenteuer in der Zukunft zu vermeiden.

Unterdessen hatte La Torre, durch Vermittelung des

liebenswürdigen Herrn Murrieta, sich mit seinem Vater in Verbindung gesetzt. Dieser schrieb zwar keine einzige Zeile direct an seinen Sohn, ohne Zweifel weil er von seinem Standpunkte aus nicht begriff und nicht recht verzieh, daß er sich für die Sache des Don Carlos erklärt hätte; aber die Briefe, die sein Geschäftsfreund von ihm erhielt und die Federico immer zu lesen bekam, enthielten regelmäßig viele Stellen, die sich auf ihn bezogen und als Antwort auf seine eigenen Mittheilungen galten. Die bereits gegebene Unterstützung wurde genehmigt und auch für die Folge zugesichert, aber das Verlangen ausgesprochen, daß der junge La Torre seine Kameraden verlassen und zu seinen Aeltern nach dem südlichen Frankreich reisen sollte. Dort konnte er immerhin seinen unerklärlichen politischen Ansichten treu bleiben, aber ohne zu deren Vertheidigung in den Krieg zu ziehen.

Federico bat himmelhoch und machte ehrerbietige Vorstellungen gegen eine solche Zumuthung. Er behauptete, daß seine Ehre und sein Gewissen ihm diese feige Treulosigkeit nicht erlaubten, und fügte hinzu, daß wenn sein Vater als solcher ihn den Gefahren des Bürgerkriegs zu entreißen wünsche, er doch als Mann seinen Sohn verachten würde, wenn er nachgäbe und von sicherer Ferne aus dem Kampfe seiner geliebten Waffenbrüder und Meinungsgenossen ruhig zusähe.

Auf diesen Brief erfolgte eine herbe, heftige Antwort, in welcher gleichfalls und nebenbei à propos von Starrsinn der schon vor langer Zeit erfolgte Tod der Doña Leonor und ihrer Tochter Clara, wie etwas ganz Bekanntes angeführt wurde. Diese unerwartete Schreckensnachricht über-

mannte den armen Federico dergestalt, daß er in der ersten fieberhaften Aufregung die Feder ergriff und ein entschlossenes, unwiderrufliches Nein aussprach. In Ausdrücken, die nie einem Sohne geziemen, die aber durch des jungen Offiziers Verzweiflung zu erklären, wenn nicht zu entschuldigen sind, brachte er, fast höhnisch, zu seiner Rechtfertigung vor, daß er im deutschen Militärdienst ganz zufrieden und glücklich gelebt hätte, als er gezwungen worden war, die spanische Uniform anzuziehen, „weil sich in seinem Vaterlande Ereignisse vorbereiteten, an welchen jeder nach seinem Gewissen theilnehmen müsse"; sein Gewissen hätte ihn nun zum Carlisten, d. h. zum Royalisten, zum Vertheidiger einer Sache gemacht, um derentwillen sein eigener Vater zweimal im Kerker geschmachtet, und sogar am Fuße des Schaffots gestanden; er glaube also, nicht nur der Stimme der Ehre, sondern auch der Familientradition Rechnung getragen zu haben, und wolle nach Navarra zum Kampfe eilen, um das ihm lästig gewordene Leben im Dienste des rechtmäßigen Königs von Spanien aufs Spiel zu setzen und hoffentlich zu verlieren, der einzige Weg, der ihm noch offen bliebe, um sich mit seiner geliebten Clara wieder zu vereinigen.

Bleichen Antlitzes und mit wankenden Knien trug er diesen unkindlichen, widerspenstigen Brief zur Post. Er fühlte recht gut, daß er seinen Vater verletzen und kränken würde, aber in der Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand, gewährte es ihm eine Genugthuung, mit ihm von der Leber weg gesprochen und jede weitere Verlockung von seiner Pflicht unmöglich gemacht zu haben.

Doch kaum war das unheilvolle Papier seinen Händen entfallen und in den schwarzen Schlund hinabgerutscht, aus welchem keine Rückkehr mehr möglich, als er die bittersten Gewissensbisse empfand und zum nächsten Park hinaustaumelte.

Er warf sich unter einen Baum und weinte Thränen des Schmerzes und der Reue; er nahm sich vor, zwar nicht seinem Vater zu gehorchen, denn das vermochte er nicht, aber doch ihm einen zweiten, demüthigen Brief zu schreiben, um ihn vor allen Dingen um Verzeihung für den ersten zu bitten und zu gleicher Zeit fest, aber respectvoll die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn verhinderten, seinen väterlichen Wünschen und Bitten nachzugeben.

Die Kühle der einbrechenden Nacht wirkte anfänglich wohlthuend und beruhigend auf den aufgeregten La Torre, aber als der Morgen kam und er bleich und entstellt zu den über seine lange Abwesenheit geängstigten Freunden zurückkehrte, fühlte er sich so krank, daß er sich sogleich niederlegen mußte. Er hatte sich im feuchten Park das heftigste kalte Fieber zugezogen.

Treulich von seinen Kameraden gepflegt, die einen jungen Arzt herbeigezogen hatten, verbrachte er mehrere Wochen in dem seiner Krankheit außer den Fieberstunden eigenthümlichen Zustand von fast angenehmer Mattigkeit und Schwäche.

Kaum erholt, fuhr er zu Herrn Murrieta, um ihm sein langes Wegbleiben zu erklären, und fand dort einen Brief seines Vaters vor, in welchem dieser seinem Geschäftsfreunde ausdrücklich gebot, von nun an dem rebellischen Sohn, dem er nun ganz und gar und für immer entsagte, jede Unterstützung vorzuenthalten.

Was sagen Sie dazu? fragte der freundliche Mann, nachdem Federico den strengen Brief gelesen.

Dieser zog schweigend seine Börse und zwei Rechnungen aus der Tasche, zählte sein Geld, bat um ein Blatt Papier und Bleistift und sprach, nachdem er seine Rechnung vollendet: Herr Murrieta, in dieser Beziehung muß ich mich wol in den Willen meines Vaters fügen; da es aber nicht in seiner Absicht liegen wird, daß ich Schulden in London hinterlasse, die ich nur gemacht, weil ich glaubte, daß ich sie würde bezahlen können, so ersuche ich Sie, wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir noch diesmal so viel zu geben, wie mir fehlt, um den Arzt und den Apotheker zu bezahlen. Hier sind die beiden Rechnungen und hier das mir von früher her übrig gebliebene Geld. Wollen Sie die Güte haben, mir das Fehlende zur Vervollständigung der Summe zu geben?

Freilich will ich das, mein Freund, erwiderte Herr Murrieta herzlich, und nehme es auch noch auf mich, Ihnen die bisherige Zulage auch in Zukunft zu verabreichen.

Mit diesen Worten legte er die gewohnte Summe auf den Tisch.

Federico nahm davon genau nur, was ihm fehlte, und bot dem freundlichen Manne die Hand.

Herr Murrieta, sprach er gerührt, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre gütige Theilnahme, aber ich bin der Sohn meines Vaters und habe auch meinen Kopf. Schreiben Sie ihm, bitte, daß ich im wahren Sinne des Worts ohne einen Maravedi Ihr Haus verlasse. Leben Sie wohl, ich werde vielleicht verhungern, aber niemals Almosen annehmen.

Und er entfernte sich, unter der Maske des Stolzes seinen Kummer, seine Trauer verbergend.

Im Fortgehen konnte er noch hören, wie Herr Murrieta halb freudig, halb ärgerlich ausrief: Diese Trotzköpfe! Diese Trotzköpfe! Echte Spanier!!

Siebentes Kapitel.

Vor dem Hortalezathor in Madrid. — Ein Begräbniß. — Beschreibung eines spanischen Kirchhofs. — San-Martin's Krankenlager. — Die Chiclanera. — Erzählung der Abenteuer des kühnen Guerrillero. — Physisches und moralisches Leiden, welches ihn betroffen. — Seine Bekehrung. — Unterredung desselben erst mit Don Rafael de la Torre, dann mit Chola, dem alten Picador.

Vor dem Hortalezathor in Madrid, hundert Schritte vom Gefängnisse des Saladero und der um die Hauptstadt herumlaufenden Ronda, liegt ein einsames, unansehnliches Haus.

Der Leser des „Dios no quiso" kennt es schon; es ist dasselbe, in welches Doña Blanca und Dolores unmittelbar nach ihrer Flucht aus dem Kerker auf einige Augenblicke traten; dasselbe, in welchem San-Martin und Casimiro nach ihrer kurzen Campagne in den baskischen Provinzen und in der Sierra de Burgos vom Pferde stiegen, um von dort aus unbelästigt und unerkannt nach der Wohnung des Stierfechters gelangen zu können.

Der Eingang und die Façade dieses Hauses liegen an der Landstraße, die nach dem nahen Chamberi führt; in

dem hintern Theile des Gebäudes gibt es ein kleines Zimmer, dessen einziges Fenster die traurige Aussicht auf die kahlen Felder gewährt, welche in allen Richtungen die spanische Residenz umgeben.

Dieses Fenster ist dicht verhangen; die Bewohner der Stube schlafen gewiß noch die Siesta.

Wir wollen sie nicht wecken, sondern ruhig abwarten, daß sie von selbst erwachen.

Unterdessen können wir uns ein wenig in der Gegend umsehen.

Aus der nahen Puerta de Fuencarral tritt soeben ein kleiner Trauerzug ins Freie.

Laßt uns ihn einholen und ihm folgen.

Vier Mann tragen eine offene Bahre, auf welcher die Leiche eines Jünglings in grauer Franciscanertracht unbedeckten Antlitzes liegt.

Hinter der Bahre schreitet ein Geistlicher in weißem Chorhemde, leise Gebete für den Verstorbenen murmelnd.

Hinter dem Geistlichen trippeln zwei alte Weiber dahin, die ganz schwarz angezogen und in eine große Mantille von dichtem wollenen Zeug tief eingehüllt sind.

Das ist alles.

Die beiden Frauen sind Beatas oder Betschwestern, die vielleicht frühere Sünden dadurch wieder gut zu machen suchen, daß sie den ganzen Tag in den Kirchen knien, dem Pfarrer folgen, der die Letzte Oelung zu einem Sterbenden trägt, die Todten bis zu ihrer Ruhestätte begleiten und ähnliche Barmherzigkeitswerke üben. Große Rosenkränze mit unzähligen Kreuzen, Medaillen und Reliquien hängen

von ihrem Gürtel herab und verursachen beim Gehen ein andächtiges, frommes Geklapper.

Der Geistliche ist ein Padre Agonizante. Dieser Orden ist dazu gestiftet, den Sterbenden in ihren letzten Augenblicken, in ihrer Agonía, beizustehen. Daher der Name. Mit bewunderungswürdiger Hingebung widmen sich die ehrwürdigen Väter der pünktlichen Erfüllung der menschenfreundlichen Pflichten, die sie sich freiwillig auferlegt. Ohne Ruhe, ohne Rast wandern sie, oft ohne Zeit zum Essen, auf Flügeln der christlichen Liebe von einem Krankenlager, von einem Kirchhof zum andern. Ehre und Dank den bescheidenen, dunkeln Helden!

Die vier Träger sind Mitglieder der heiligen Bruderschaft de la Paz y Caridad — des Friedens und der Nächstenliebe. Aus allen Ständen der Gesellschaft bunt durcheinander gemischt, unterziehen sich die frommen Brüder statutenmäßig der Uebung der Barmherzigkeitswerke, von welchen oben die Rede war, namentlich der Bestattung der Hingerichteten und der Armen, die sie, wie wir soeben sehen, auf eigenen Schultern zu Grabe tragen.

Wer ist, wer war aber der todte Jüngling auf der Bahre? Wenn er ein Franciscanermönch war, wie seine Tracht anzudeuten scheint, warum geben ihm seine Vorgesetzten und Brüder nicht das Geleit? Sind sie denn alle ermordet worden? Denn die Cholera brach vor einigen Monaten in Madrid aus und der Pöbel glaubte, daß die Mönche die Brunnen vergiftet hätten, und drang in die Klöster ein und tödtete die unschuldigen Ordensbrüder.

Nein, lieber Leser, Hunderte von unschuldigen Opfern fielen wol damals vor der blinden Wuth, vor der fana-

tischen Rachsucht des dummen, aufgestachelten Volks der Hauptstadt Spaniens, aber einzelnen der Unglücklichen gelang es doch, ihr Leben zu retten, und diese würden sich es wol auf keinen Fall haben nehmen lassen, einem der Ihrigen die letzte Ehre zu erweisen. Doch der Todte hier vor uns ist kein Mönch.

Die Franciscanertracht, in die er gekleidet worden, ist das Todtenhemd, in welches nach einer alten frommen Sitte jeder Leichnam eingehüllt wird. Der kindliche Volksglaube behauptet, daß die Seelen der Verstorbenen jenseits freundlicher und gnädiger empfangen werden, wenn man deren Körper in dem demüthigen Ordenskleide des heiligen Franciscus begräbt.

Nein, der todte Jüngling hier war kein Mönch. Im Gegentheil. Heiter und vergnügt eilte er seiner Zukunft entgegen. Seine Aeltern waren wohlhabende Leute. Er, ihr einziger Sohn, liebte und ward geliebt.

Da machte sein Vater bankrott und gab alles hin, um seine Gläubiger zu befriedigen. Sein guter, ehrlicher Name ward gerettet, aber die Familie an den Bettelstab gebracht.

Der junge Mann hatte zu seinem Vergnügen malen gelernt. Da niemand dem Sohn eines fallirten Kaufmanns Anstellung und Beschäftigung geben wollte, suchte er seine Geschicklichkeit zu verwerthen, um den krank gewordenen Aeltern eine wenn auch noch so kümmerliche Existenz zu bereiten. Er zeichnete Porträts für einen Spottpreis. Eine Zeit lang ging's leidlich und der populäre Künstler verdiente wenigstens so viel, daß weder die Seinigen noch er zu hungern brauchten. Aber selbst diese dürftige Quelle

versiegte bald. Die Cholera und der Bürgerkrieg beraubten ihn nach und nach aller seiner Kunden. Endlich kam es dazu, daß kein Brot mehr gekauft werden konnte. Da faßte der arme Maler einen heldenmüthigen Entschluß, um seinen alten Vater, seine geliebte Mutter vor dem Hungertode zu retten. Er vermiethete sich als Handlanger bei dem Bau eines Hauses. Das Brot in Spanien ist wohlfeil. Die Familie konnte wieder leben. Heute Morgen ist aber der jugendliche Arbeiter auf dem hohen, ungewohnten Gerüste schwindelig geworden und vom vierten Stockwerk aus auf das Straßenpflaster gestürzt. Einer seiner Kameraden hat den Padre Agonizante herbeigeholt. Der sterbende Diego, denn nur unter diesem seinem Taufnamen ist er dem Werkführer bekannt, hat kein Wort sprechen können und gab nach einer Stunde furchtbarer Leiden endlich seinen Geist auf. Jetzt trägt ihn die Paz y Caridad zu Grabe, während seine Aeltern ängstlich und hungerig der Rückkehr des geliebten Sohnes und der Nahrung, die er mitbringt, harren.

Aber seine Braut? Hat diese nicht dem unschuldig Verarmten, dem Geliebten, dem zukünftigen Gatten zu Hülfe eilen können?

Gott bewahre!

Das Leben ist so theuer heutzutage! Was soll ein junges Mädchen mit einem Quasi-Bettler anfangen? Sie hat den alten Bräutigam fahren lassen und einen neuen angenommen! Aber der neue gehört nicht dem Handelsstande an; er ist Grundbesitzer und das ist viel sicherer. Die Erfahrung macht den Menschen vorsichtiger.

Diego hörte von der Treulosigkeit seiner Geliebten. Er

dachte gerade an die Verrätherin und weinte, und die dummen Thränen trübten seine Augen, sodaß er nicht gut sah, wohin er den Fuß setzte; da stürzte er auf die Erde herab und zerschmetterte sich gegen das harte Pflaster. Wer hieß ihn aber auch weinen!

Ruhig, fast heiter aussehend, liegt er da auf seiner bescheidenen Bahre. Er hat ausgelitten. Wären die armen Aeltern nicht da, die in ihrer nackten, ärmlichen Dachstube hungern und warten, man möchte fast sich für ihn freuen!

Da sind wir im Kirchhof.

Ein tiefes Loch ist in einem Winkel desselben ganz frisch ausgegraben.

Diego's Leiche wird hinabgelassen.

Einer der Barmherzigen Brüder breitet vorher das eigene Taschentuch über das Gesicht des Todten aus, damit die kalte feuchte Erde ihm nicht in den Mund und in die Augen dringt.

Ich danke dir, braver Mann; Gott möge es dir vergelten.

So! jetzt ist das Grab zugeschüttet. Der Agonizante sagt seine lateinischen Gebete her. Die vier Männer und die zwei Frauen antworten in derselben Sprache darauf. Letztere wenigstens verstehen ganz gewiß kein Wort von dem, was sie hören, von dem, was sie selbst sagen.

Thut nichts! Sie meinen es gut und der Wille genügt. Leider nicht immer.

Jetzt gehen sie fort alle sieben. Einsam und still bleibt es im Kirchhof.

Wir wollen uns diesen genauer ansehen, aber vorher laßt uns einen Blick auf das Grab von Federico's

Tante und Cousine werfen. Ob wir es noch herausfinden?

Hier, an dieser Stelle war es!

Richtig, da liegt es! Ein grüner, sorgfältig gehaltener Rasenhügel, ein schwarzes Kreuz darauf mit einem Immortellenkranz und folgender Inschrift:

Aquí yacen .... Doña Leonor la Torre de Martinez y su hija Clara, muertas del cólera en 1834. E. P. D.

Die ersten Worte bedeuten: „Hier liegen"; die übrigen sind leicht verständlich. Die drei Buchstaben am Ende sind die Abkürzung von: en paz descansen, das heißt soviel als: Mögen sie in Frieden ruhen.

Ja! ruhet in Frieden nebeneinander, ihr armen Frauen! Ruhe auch du in Frieden, unglücklicher Diego!

So! nun können wir unsere Neugierde befriedigen.

Es ist ein närrisches Ding so ein spanischer Kirchhof.

Viereckige, offene Säulenhallen laufen um einen großen Hof herum.

Die äußern Wände dieser Hallen bestehen aus zehn Fuß dicken Mauern, in welchen, nur wenige Zoll voneinander entfernt, vier, fünf, ja sechs Etagen von schmalen aber tiefen Nischen angebracht sind. Jede Nische ist gegen drei Fuß breit und gegen zwei hoch. Das sind die Gräber der wohlhabenden Klassen. Gehört man zu diesen und stirbt, so läßt man sich ruhig in die Franciscanerkutte stecken und dann in den Sarg nageln. Weiter hat man nichts zu thun. Das übrige das besorgen schon andere Leute.

Der Sarg wird nun von ihnen in eins von den oben beschriebenen Löchern hineingeschoben.

War der Verstorbene ungewöhnlich dick und ist deshalb der Holzkasten höher als zwei Fuß ausgefallen, so wird der Deckel abgenommen und die widerspenstige Leiche mit aller Gewalt in die Nische hineingezwängt. Der Körper ist elastisch und gibt besser nach als das harte Holz.

Die Oeffnung wird sogleich und noch in Gegenwart der trauernden Anverwandten mit Ziegelsteinen und Gips verschlossen. Auf diese schnell trocknende Mauer wird später eine schwarze Marmorplatte mit goldener Inschrift befestigt, und nun kann der Todte warten bis die Posaune des Engels erschallt und das Zeichen zum Jüngsten Gericht gibt.

Da liegen sie nun friedlich neben-, unter-, übereinander. Die ganze Geschichte sieht wie eine große, unheimliche Bibliothek aus; jeder Band ein Sarg.

Wie viel Weisheit könnten die Menschen aus diesen Büchern schöpfen! Aber sie kümmern sich nicht darum! Nur am 2. November, am Tage aller Seelen, kommen sie in dichten Massen in die Kirchhöfe gewallt und lachen und scherzen und freuen sich des Lebens und hängen nebenbei einige Blumenkränze an die Marmortafeln, hinter welchen die bereits vergessenen Angehörigen ruhen!

Der Hof, der von den eben beschriebenen Todtenhallen umgeben wird, dient zum Begräbniß der Armen. Diese haben es, wenigstens in dieser Beziehung, besser als die Reichen, die sie so oft bei Lebzeiten beneidet; sie kommen in den Schos der heiligen Mutter Erde zu liegen.

Wenn ich in Spanien sterben soll, so will ich als Bettler begraben werden! —

Aber die Zeit vergeht.

Wir wollen nun in das Haus beim Saladero zurückkehren: hoffentlich ist die Siesta zu Ende.

Richtig! die Läden und die Vorhänge sind geöffnet; jetzt können wir in das Zimmer treten.

Weiße kahle Wände, gemeine Rohrstühle, Fußboden von rothen Ziegelquadern. Ganz wie gewöhnlich!

Aber wer ist der Mann, der im Bett dort in der Ecke sitzend liegt? Sein Gesicht kommt mir so bekannt vor.

Ja! ja! ist es möglich? San-Martin!

Doch wie verändert!

Seine sonst so feurigen schwarzen Augen blicken matt und starr aus dem bleichen, abgemagerten Gesichte, welches ein dichter, struppiger Bart verunziert; sie wenden sich traurig und wie leblos nach dem soeben von uns verlassenen Gottesacker zu, welcher durch das offene Fenster sichtbar ist.

Der muthige, der gewandte, der glänzende Espada, dessen Tollkühnheit und Grazie wir in der Arena von Madrid bewunderten, er liegt oder sitzt träumend und apathisch da, ohne ein Zeichen von Leben von sich zu geben.

Jetzt greift er krampfhaft nach seinem Herzen, verzerrt verzweiflungsvoll sein sonst so edles Antlitz und stößt einen schmerzlichen Seufzer aus. Dann blickt er, innerlich schaudernd, nach zwei Krücken, die am Fuße des Lagers stehen, und zwei große Thränen rieseln aus seinen trüben Augen auf die blassen Wangen herab.

Gott! mein Gott! spricht der Aermste sich gewaltig zusammenraffend, steh mir bei und gib mir Muth und Ergebung!

Und er faltet andächtig die Hände und richtet ein inbrünstiges Gebet zum Himmel.

Wie selten dachte ich früher an dich, o Gott! ruft er mit betrübter Stimme aus, und doch bist du meine einzige Zuflucht! Vater, vergib mir, deinem eiteln, aber reuigen Sohn!

In diesem Augenblick öffnet sich die Zimmerthür und San-Martin schiebt rasch seine Hände unter die Decke.

Ein reizendes braunes Mädchen tritt ein und trägt einen Teller mit Limonadengläsern zu dem Kranken hin.

Das ist die schöne Chiclanera, die wahrsagende Zigeunerin, die muthige Retterin der Doña Blanca und ihrer Tochter.

Ich bin recht lange weggeblieben, nicht wahr, Maestro? fragt das herrliche Geschöpf gleich beim Eintreten; Sie denken gewiß, daß das muntere Eichhörnchen sich in eine langsame Schnecke verwandelt hat.

Du bist ja eben erst aus dem Zimmer gegangen, mein liebes Kind! erwidert der Espada.

Seh einer mal den ungalanten Mann, schmollt das Mädchen, er hat es nicht einmal bemerkt, daß ich ihn eine halbe Stunde lang allein gelassen habe!

Ich bin nicht allein gewesen, Petra, entgegnet mechanisch San-Martin, sondern in zahlreicher Gesellschaft.

In Gesellschaft Ihrer garstigen, traurigen Gedanken gewiß! da denke ich doch, daß die meinige besser für Sie taugt.

Sie gibt hierauf dem Kranken die Limonade hin, von welcher dieser hastig zwei Gläser hintereinander trinkt.

Wohl bekomme es, Maestro, spricht die Chiclanera liebevoll. Ist es Ihnen recht, wenn ich mich ein wenig niedersetze und plaudere?

San-Martin ist wieder in sein voriges Sinnen versunken; er ertheilt dem freundlichen Mädchen keine Antwort; aber Petra, wir haben ja soeben erfahren, daß die stolze Gitana diesen Namen führt, scheint die Grillen des Stierfechters zu kennen, denn ohne seine Antwort abzuwarten, hat sie sogleich einen Stuhl herbeigeholt und sich zu den Füßen des Kranken hingesetzt.

Sie sind wol recht müde von den zwei Stunden, die Sie heute morgen aus dem Bett gewesen sind?

O nein, mein Kind, ich warte auch nur auf deinen Curro, um wieder aufzustehen. Ich muß meine Kräfte üben; du weißt ja, daß ich in wenigen Tagen fortreiten will.

Ja, das weiß ich, aber wohin? das hat mir noch niemand gesagt, spricht die Zigeunerin, ohne ihre Neugierde unterdrücken zu können.

Junge Mädchen brauchen nicht alles zu wissen, Petra, erwidert San-Martin mit Ernst.

Der edle Maestro vergißt wol, daß er die Ehre hat, mit der ersten Zauberin und Wahrsagerin des Jahrhunderts zu sprechen? scherzt Petra.

Desto besser für dich, brummt der Torero; da errathe es, aber frage nicht.

Es entsteht eine lange Pause.

Ob er denn nicht kommen wird? fragt der Espada endlich. Geh einmal vor die Thür, mein Kind, und sieh zu, ob du ihn entdecken kannst.

Die Chiclanera gehorcht.

Nach fünf Minuten hört der ungeduldige Patient Tritte und Stimmen im Vorzimmer. Die Thür öffnet sich ein wenig und das junge Mädchen ruft ins Zimmer: Er ist da! Soll ich ihn einlassen?

Ja, ja, schnell! antwortete lebhaft San-Martin.

Curro, der Sohn des Picadors Chola, der Geliebte der anmuthigen Chiclanera, tritt leise in die Stube und nähert sich auf den Fußspitzen dem Lager seines geliebten Führers.

Hast du ihn gefunden? fragt dieser hastig, will er kommen? Nun, so sprich doch, hombre.*)

Mi amo**), erwidert demüthig der sonst so wilde Jüngling, dessen keckes Auftreten in Carriedo gewiß noch dem Leser erinnerlich ist; mi amo, Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen!

Gut, aber rede.

Also ich ging in die Stadt und in die Kaserne, um nach seiner Wohnung zu fragen. Das ganze Regiment war ausgeflogen und nur die Guardia de prevencion***) zurückgeblieben.

Ist was geschehen?

Nein; die Königinnen kehren nur vom Escurial zurück, wo es anfing etwas heiß zu werden, und wollen nach dem Sitio†) von Aranjuez reisen, wo es frischer ist.

---

*) Mann, Mensch, gewöhnliche Art der Anrede und Ausrufung, aber nur zwischen Gleichgestellten, oder vom Vorgesetzten dem Untergebenen gegenüber.

**) Mein Gebieter.

***) Die gewöhnliche Kasernenwache.

†) El sitio ist das Hoflager.

Zur Sache, Curro.

Mi amo, ich muß doch antworten wenn Sie fragen! — Also um die Königinnen zu empfangen, sollten die Truppen und die Urbanos von Atocha bis zum Schlosse Spalier bilden; deshalb war das Regiment abmarschirt.

Von Atocha aus?

Freilich! heute ist ja Sonnabend. Die Cristina will in der dortigen Kirche beten und geht über die Ronda hin, statt gleich zur Puerta de Hierro in die Stadt zu a hren.

Weiter, weiter!

Ich erkundigte mich, in welcher Gegend das erste Gardegrenadierregiment stehen würde; man antwortete mir, daß natürlicherweise am Palaste selbst. — Ich laufe nach der Plaza de la Armeria. Dort finde ich nur die gewöhnliche Schloßwache und gleich daneben Nationalgarde. — Ich frage wieder und da schickt man mich nach der Puerta de Atocha. Es ist ein hübsches Stück Wegs vom Palais aus bis hin, aber ich habe gute Beine. Nach einer derben halben Stunde komme ich auf den Prado und finde endlich unsern Mann.

Was sagte er?

Er wollte durchaus wissen wer der Kranke wäre, der mit ihm sprechen müßte; ich that als wüßte ich es selber nicht. Da versprach er, heute noch herzukommen, sobald sein Regiment in die Kaserne zurückgekehrt sein wird.

Danke dir, Curro; jetzt laßt mich, du und die Petra, allein, bis ich euch rufe oder bis er kommt.

Der junge Mann gehorcht und ist schon bis an die Thür gegangen, als San-Martin ihn wieder zurückruft.

Noch ein Wort, Curro! Und dein Vater was macht er? wird er bald ausgehen können?

Es geht ihm, Gott sei Dank, recht gut, mi amo, erwidert Chola's Sohn. Der Arzt hat ihm erlaubt, ein wenig frische Luft im Freien zu athmen, und wenn Sie nur ein paar Tage warten wollen, so können Sie Ihre Reise mit ihm, statt mir mir, vornehmen. Das ist Ihnen gewiß lieber, mi amo.

Und dir auch, nicht wahr? Doch wann wird dein Vater kommen?

Er sprach davon, heute noch, nach dem Dunkelwerden, sich in einen Calesin zu setzen und herauszufahren.

Immer gutmüthig und vorsichtig, der alte, brave Chola!

Nun, mi amo! wollen Sie gar, daß die Polizei durch ihn erfährt, daß sie nur die Hand auszustrecken braucht, um den gefürchteten Guerrillachef San-Martin zu erwischen?

Mag sie es thun, Curro; es ist mir gleichgültig.

Aber uns nicht!

Gut, gut, mein Sohn, doch jetzt gehe und laßt mich allein.

Kaum verläßt Curro das Zimmer, da ergreift San-Martin seinen Rosenkranz, küßt andächtig das Kreuz, welches daranhängt, und fängt an zu beten.

Diese ungewohnte, ich möchte fast sagen, unnatürliche Frömmigkeit des Stierfechters erfordert wol eine kurze Erklärung.

In Portugal war es, wo wir zum letzten mal den Espada sahen.

Der Leser des „Dios no quiso“ erinnert sich gewiß noch, daß, während Federico und Eduardo das Gardebataillon des Don Carlos den pedristischen Behörden übergaben, Joseph, des erstern Diener, von zwei Männern ins Wirthshaus gelockt und dann mit Gewalt in der Richtung nach Spanien entführt wurde.

Diese beiden Männer waren San-Martin und Casimiro.

Sie langten mit ihrem Gefangenen bei der auf ihre Rückkehr wartenden Guerrilla an, und das frühere, bewegte Leben von Kämpfen, Hinterhalten und Ueberfällen begann aufs neue.

Der Espada hatte häufige Unterredungen unter vier Augen mit Joseph, aber der Erfolg derselben mußte nicht sehr befriedigend für den Stierfechter sein, denn er sah leichenblaß aus und war launisch und hart mit den Leuten jedesmal, daß er mit dem Vetter der von ihm so heißgeliebten Ynés gesprochen hatte. Wir wissen daß Joseph sich für einen solchen ausgab.

San-Martin bewachte sorgfältig seinen Gefangenen, der ihm ganz offen und freimüthig erklärt hatte, daß er die erste Gelegenheit benutzen würde, die sich ihm darböte, um wieder nach Portugal zu seinem Herrn Don Federico de la Torre zu entfliehen.

Da erfuhr der Guerrillero, daß der König erst, dann aber auch alle seine Offiziere, sich im Hafen von Lissabon eingeschifft hätten, um nach England transportirt zu werden.

Er hatte keinen Grund mehr, Joseph gegen seinen Willen bei sich zu behalten, und der junge Mann ver-

langte gebieterisch, in Begleitung seines Cousins Casimiro nach Villa-Carriedo zu seinem Onkel Antonio zu reisen.

San-Martin gehorchte.

Als die beiden Vettern sich aufs Pferd setzten, um ihre Reise anzutreten, warf sich der Torero vor Joseph auf die Knie und fragte ihn mit flehender Stimme und Thränen in den Augen: Kein Erbarmen?

Ich hasse Sie, antwortete der Jüngling verächtlich und gab seinem Pferde die Sporen.

Von diesem Augenblick war ein finsterer Geist in den unglücklichen Guerrillero gefahren. Den Tod suchend, unternahm er mit seinem Trupp die verwegensten Operationen.

Aber sie glückten ihm; der Tod wollte von dem lebensmüden jungen Mann nichts wissen, und der Name San-Martin brachte die Truppen und die Anhänger der Königin in Andalusien und in der Mancha zum Zittern.

Das Unglück, welches auf der Seele des Stierfechters erdrückend zu lasten schien, sollte noch einen höhern Grad erreichen.

Bei einem Angriff auf eine feindliche Infanterieabtheilung wurde ihm der Knöchel des linken Fußes von einer Kugel zerschmettert.

Die Wunde war gefährlich.

San-Martin übergab an den Parteichef Palillos diejenigen seiner Leute, die auch ohne den bisherigen angebeteten Führer der Sache des Königs fortdienen wollten, und trat, nur in Curro's Begleitung, den Weg nach Madrid an.

Wenn auch langsam und mit aller Vorsicht gemacht,

hatte doch die weite Reise seine Wunde so sehr verschlimmert, daß der gleich nach der Ankunft in der Hauptstadt herbeigerufene Wundarzt der Stierfechter die Amputation des linken Fußes vornehmen zu müssen glaubte.

Ein Krüppel an Körper und Seele geworden, wandte sich der junge unglückliche Mann in seiner Verzweiflung an den, der es einzig und allein vermag, den schwachen Menschen Trost und Linderung in ihren Leiden zu gewähren. Längstvergessene Worte der Demuth und das Gebet erwachten im Herzen San-Martin's und fanden wieder den ungewohnten Weg zu seinen Lippen.

Der leichtsinnige, der leidenschaftliche Stierfechter wurde ein frommer, reuerfüllter Christ.

Ebenso übertrieben und feurig in seiner Andacht wie er es vorher in seiner Gleichgültigkeit gewesen, hatte er sogar einen schrecklichen Entschluß gefaßt, vor dessen naher Ausführung er noch eine ihm am Herzen liegende Angelegenheit besorgen wollte.

Deshalb Curro's Sendung, deren Resultat wir oben sahen.

Der Neubekehrte war noch nicht mit seinem Rosenkranz zu Ende, als es an der Thür klopfte und die Chiclanera ins Zimmer rief: Er ist da!

Er soll die Güte haben hereinzukommen, befahl der Kranke.

Die Thür öffnete sich, und ein junger Gardeoffizier mit zwei vollen Epauletten, also ein Premierlieutenant, trat ins Zimmer. Er war in voller Uniform, aber diese hatte einige Veränderungen erlitten, seitdem wir sie an Eduardo und Federico sahen. Die Bärmütze war ver-

schwunden und hatte einem hübschen Tschako mit weißem Federbusch weichen müssen; die frühern dunkelblauen Galabeinkleider waren krapproth geworden.

Der Offizier trat rasch bis in die Mitte der Stube und blieb dort halten, indem er verwundert auf deren Bewohner blickte.

Beso á Vsté la mano, Caballero!*) sprach dieser mit Anstand.

Beso á Vsté la suya!**) erwiderte der Fremde sich höflich verbeugend.

Quiere Vsté tener la bondad de tomar asiento?***) fragte der Kranke.

Con mucho gusto!†) entgegnete der Gardist und nahm den angebotenen Platz ein.

Einen Augenblick lang schwiegen die beiden Männer und betrachteten sich gegenseitig mit Neugierde.

Endlich ergriff der Stierfechter wieder das Wort und fragte in verbindlichem Tone: Sie sind Don Rafael de la Torre; nicht wahr, mein Herr?

Aufzuwarten! Aber mit wem habe ich selbst die Ehre zu sprechen?

Ich bin, d. h. nein, ich war San-Martin.

Wie! rief Rafael aus und sprang erschrocken von seinem Sitz; Sie San-Martin? doch wahrhaftig, ja! jetzt erkenne ich Sie wieder!

---

*) Ich küsse Ihnen die Hand, Ritter.
**) Ich küsse Ihnen die Ihrige.
***) Wollen Sie die Güte haben, Platz (Sitz) zu nehmen?
†) Mit viel Vergnügen.

Nicht wahr, ich bin recht verändert? Aber Gott sei gedankt, daß ich es innerlich noch mehr als äußerlich bin. Sie selbst, Don Rafael, Sie sehen auch etwas elender aus, seitdem ich Sie zuletzt sah.

Wo und wann war es, wenn ich fragen darf?

Am Grabe Ihrer Tante und Ihrer Cousine!

Also Sie waren einer von den beiden Herren!

Und wiederum ein langes Schweigen. San-Martin unterbrach es endlich, indem er, seinen innern Gedanken Worte gebend, mit einem tiefen Seufzer ausrief: Selig sind die Todten!

Was steht zu Ihren Diensten, San-Martin? fragte der Gardeoffizier.

Haben Sie Nachrichten von Ihrem Bruder Don Federico? erkundigte sich der Espada, ohne auf des andern Frage zu achten.

Nein! wenn er überhaupt noch lebt, so wird er wahrscheinlich noch in Deutschland sein.

Bis dahin wird sie ihm doch wol nicht nachlaufen, sprach leicht aufathmend der Kranke für sich hin.

Kennen Sie denn meinen Bruder? forschte Rafael.

Nein, Caballero! ich kenne ihn nicht, obgleich er mich unglücklich .... nein, nein, glücklich, sehr glücklich gemacht hat, so hoffe ich wenigstens.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Das thut auch nichts zur Sache, Don Rafael; verstehe ich mich doch momentweise kaum selber!

Darf ich Sie noch einmal fragen, womit ich Ihnen dienen kann?

Ja, ja; Sie haben recht, Señor de la Torre; wir

verplaudern die Zeit, und Sie haben gewiß etwas Besseres zu thun, als am Krankenlager eines Unbekannten sich zu langweilen.

Mit diesen Worten griff er unter das Kopfkissen und holte ein schwarzgesiegeltes, ziemlich starkes Packet hervor, das er dem jungen Offizier einhändigte.

Bitte, sehen Sie Aufschrift und Siegel an, bat er. Rafael las laut: Al Señor Don Federico de la Torre: en propias manos.*)

Ich danke Ihnen; nun das Siegel.

Der Offizier sah sich dieses an. Ein Degen mit sehr kleinem Gefäß, wie wir sie schon in der Plaza de Toros sahen, lag übers Kreuz mit einer Muleta**), um deren Stab der zusammengefaltene Mantel sich wand; über diesem Kreuze trat ein scharf und fein gestochener Stierkopf hoch hervor; links von demselben war ein S, rechts ein M angebracht.

Jetzt, Don Rafael, sprach San-Martin weiter, thun Sie mir den Gefallen, dieses Kleinod hier mit dem Hammer, der dort auf dem Fensterbret liegt, vor meinen Augen zu zerschlagen. Niemand soll wieder Gebrauch von diesem Wappen machen, welches ich in bessern Tagen, nein, nein, nicht in bessern, unterbrach er sich seufzend, aber in den Tagen der eiteln Hoffnungen, des geträumten Glücks mir gewählt.

---

*) In eigene Hände.

**) Der Leser erinnert sich noch, daß die Muleta der rothe wollene Mantel des Stierfechters ist, mit einem Stabe versehen, um eine größere Fläche von Tuch in möglichster Entfernung vom Körper vor dem Stiere entfalten zu können.

Und er übergab dem Offizier ein zierliches Petschaft, welches einen kämpfenden Espada in Gold auf einem Postament von rothem Stein darstellte.

Die Arbeit war so vollendet, so künstlerisch, daß La Torre zauderte sie zu zerstören.

Ich darf es doch nicht mehr führen, lächelte San-Martin schmerzlich, indem er seinen verstümmelten Unterschenkel unter den Decken hervorstreckte.

Sie Unglücklicher! schrie Rafael voller Theilnahme auf.

Glauben Sie das nicht, mein Freund. Ganz glücklich bin ich zwar noch nicht, aber es wird schon werden, so Gott will. — Bitte, zerschlagen Sie nun das Petschaft.

La Torre gehorchte, aber er konnte es nicht über das Herz bringen, die kleine, niedliche Figur zu beschädigen, sondern begnügte sich damit, nur den Karneol vorsichtig zu zertrümmern. Dann sammelte er die einzelnen Stücke desselben auf und legte sie, nebst der geretteten Bildsäule, in die Hand des grilligen Kranken.

Mit trüben Augen betrachtete dieser eine Zeit lang die Ueberreste, dann warf er die Steinchen zum offenen Fenster hinaus. Diese einfache Handlung schien dem armen Mann eine große moralische Ueberwindung gekostet zu haben, denn er athmete hoch und freudig auf, wie von einer ungeheuern Last befreit, und sprach leise vor sich hin: Das war das erste Opfer!

Der Unglückliche hatte soeben von seinem frühern glänzenden Leben, von den erregenden Gefahren und dem berauschenden Beifall der Arena auf ewig Abschied genommen.

Ich danke Ihnen, Caballero, sprach er nun; Sie

können nicht wissen, was in meiner Seele vorgeht, aber Ihre Gegenwart erleichtert mir nichtsdestoweniger einen furchtbaren, innern Kampf. Was wollen Sie? die menschliche Natur ist schwach und wenn die Seele sich in höhere Regionen hinaufschwingen will, da zieht sie der leidige Körper wieder herab, in den Schmuz und das Elend dieser Welt.

Und traurig blickte er bei diesen Worten auf das kleine, goldene Bild, das er noch immer in der Hand hielt.

Herr Offizier, sagte er plötzlich, diese Spielerei hier schien Ihnen zu gefallen; ich biete sie Ihnen nicht an, denn dieses Gold gehört nicht mehr mir, sondern den Armen. Wollen Sie den Werth derselben Ihrem Regimentskaplan zu Almosen übergeben, so mögen Sie sie meinetwegen behalten.

Ich gehe auf den Vorschlag ein, San-Martin, erwiderte Rafael, und werde diese Spielerei, wie Sie sie nennen, mein Leben lang als ein Andenken von Ihnen behalten.

Das thun Sie, Don Rafael, und so wäre dieses Eine abgemacht. Doch jetzt komme ich zu dem eigentlichen Dienste, den ich, der Unbekannte, von Ihnen verlangen möchte. Nicht wahr? Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen? Es ist die Bitte eines Sterbenden.

Eines Sterbenden, San-Martin? Sie scherzen!

Ich weiß recht gut, was ich sage, und verstehe mich.

Nun, und was ist Ihr Wunsch?

Daß Sie das Packet da sicher aufbewahren, bis Sie Gelegenheit haben es Ihrem Herrn Bruder Don Federico

eigenhändig zu übergeben. Wollen Sie mir diesen Gefallen thun?

Vom Herzen gern, San-Martin. Ich verspreche Ihnen, das mir unvertraute Depositum noch sorgfältiger aufzuheben, als wenn es das wichtigste Document für mich selbst wäre.

Ich danke Ihnen, Don Rafael; ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht.

Wünschen Sie noch irgendetwas von mir?

Nein, ja!

Da sprechen Sie offen.

Was ich noch wünsche, betrifft Sie selbst, Señor de la Torre.

Und das wäre?

Daß Sie über die Freuden des Lebens nicht ganz und gar den Tod und das ewige Jenseits vergessen.

Ich glaube, Ihnen versichern zu können, San-Martin, daß auch dieser Ihr gutgemeinter Wunsch nicht unerfüllt bleiben wird.

Gott, dessen Schutze ich Sie empfehle, mag es gnädig erlauben. Leben Sie wohl, Don Rafael; auf Wiedersehen!

Wann? wo, San-Martin?

Wann? wiederholte der Espada nachdenklich; bald! Wo? dort oben, und sein Finger erhob sich langsam gegen den Himmel, der im Glanze der untergehenden Sonne über dem großen Kreuze des Kirchhofs feurig strahlte.

Rafael entfernte sich gerührt: der Stierfechter sank auf seine Kissen zurück und schluchzte: Das war das zweite Opfer. Gott, gib mir Kraft zum dritten und letzten!

Wir wissen nicht, wenigstens bisjetzt noch nicht, worin dieses dritte Opfer bestehen soll, welches der reuige Stierfechter bringen zu wollen scheint; aber sehr schwer muß es ihm doch fallen.

Seine Seufzer, seine Thränen, sein Zittern, wenn er von seiner Brust die grünseidene Geldbörse hervorzieht, die er einst von der geliebten Ynés erhalten, die glühenden Küsse, die er daraufdrückt; dies alles zeigt klar und deutlich, daß das Herz des armen, unglücklichen Mannes momentweise noch für die Welt und ihre Freuden schlägt.

Nach und nach ist es dunkel geworden.

Das Schellengeläute eines trabenden Pferdes, das Rasseln eines Wagens werden plötzlich auf der einsamen Chaussee hörbar.

Das muß Chola sein; denn zu dieser Stunde wagt sich niemand gern vor die Thore Madrids aus Furcht vor den Dieben, die in der allernächsten Umgebung der Hauptstadt mit einer Frechheit, die man Gemüthlichkeit nennen könnte, vor der Nase der Polizei ihr Handwerk treiben.

Der Lärm nähert sich; es ist ein Calesin; er hält vor der Hausthür, der alte Picador, blaß und abgemagert, tritt, auf einen Stock gestützt, ins Zimmer.

Wir erinnern uns, daß Chola auf San-Martin's Befehl mit dessen beiden Maulthieren die muthige Ynés auf der Reise begleiten mußte, die sie vor einigen Monaten angeblich nach Carriedo, in der That aber nach Portugal unternahm.

Dem treuen Picador war von seinem Chef auf die Seele gebunden, sich blindlings in den Willen und selbst in die Launen des theuern Mädchens zu fügen.

Er verzog wol ein wenig sein runzeliges Gesicht, als er hörte, wohin die Reise gehen sollte; aber San-Martin hatte befohlen und der alte Mann gehorchte.

Nachdem er die ihm anvertraute junge Dame glücklich nach Braganza geführt, wo sich der Hof des Prätendenten gerade befand, hatte er schleunigst den Rückweg nach Madrid angetreten, vor Ungeduld brennend, dem Espada mitzutheilen, daß Ynés sie alle beide hintergangen.

In Tordesillas fühlte er sich krank und mußte sich niederlegen. Er hatte das furchtbarste Nervenfieber.

Viele Wochen lang schwebte er zwischen Leben und Tod, doch endlich siegte seine kräftige Natur und er war gerettet.

Ohne seine vollständige Genesung abwarten zu wollen, hatte Chola sich beeilt, sobald es ihm nur halbwegs möglich war, seine Reise nach der Hauptstadt fortzusetzen. Der Gedanke, daß sein Herr und Meister auch nur einen Augenblick denken könnte, daß er mit seinen werthvollen Maulthieren auf und davon gegangen wäre, trieb den alten Stierkämpfer zu einer Schnelligkeit an, die mit seinem Zustande unverträglich war.

Als er in Madrid ankam, hatte er nicht mehr die nöthige Kraft, vom Maulthiere abzusitzen; er mußte vom Sattel gehoben und ins Bett gelegt werden. Das Nervenfieber hatte sich mit verdoppelter Kraft seines ihm kaum entgangenen Opfers wieder bemächtigt. In den ersten Augenblicken hatte er gleich erfahren, daß San-Martin, Curro und sein ganzer Trupp die Hauptstadt verlassen.

Die verderbliche Eile des alten Mannes war noch obendrein ganz und gar überflüssig gewesen.

Gott weiß, was aus dem armen Kranken geworden wäre, wenn sich sein Sohn nicht, zur rechten Zeit noch, bei ihm gemeldet hätte.

Beruhigt über dessen und des Espada Schicksal, genas Chola allmählich, und heute kam er um dem angebeteten Chef, den er wol verwundet und leidend, aber nicht amputirt wußte, seinen ersten Besuch zu machen.

Herzlich drückten sich beide Männer die Hände; doch es war dunkel im Zimmer und keiner von ihnen konnte sehen, welche Verheerungen die Krankheit in dem andern hervorgebracht.

Doch wer beschreibt Chola's Entsetzen, als die Chiclanera mit Licht hereinkommt und sein Blick erst auf die Krücken, dann auf das Gesicht des Meisters fällt?

Sprachlos wirft sich der treue Alte auf einen Stuhl nieder und betrachtet, schluchzend und wie ein Kind weinend, den fast unkenntlichen San-Martin.

Und doch weißt du nicht alles, mein Freund! spricht dieser nach einer kurzen Pause; aber du bist ein Mann und ich sage es dir lieber auf einmal. Die Stöcke da am Fuße meines Betts, sie sind kein Luxusmöbel, guter Chola. Ich werde nicht mehr dir zu Hülfe springen können, wenn du unter der Last deines durchbohrten Pferdes keuchst und dich mühsam mit seinem blutenden Leibe gegen die spitzigen Hörner des wüthenden Stiers schützest. Diesen Liebesdienst, ein anderer Kamerad wird ihn dir erweisen müssen. Dein alter Chef, auf dessen Kunst und Muth Ihr alle fest vertrautet, — er ist zum Krüppel geworden!

Weinend stürzte der Picador auf die Knie und küßte die magere Hand, die ihm so oft das Leben gerettet.

Gottes Wille geschehe, mi amo! sprach er alsdann mit Ergebung. Besser wäre es freilich gewesen, er hätte diese harte, schwere Prüfung auf mich geladen, aber geheiligt werde sein Name!

Höre, lieber Chola, sagte hierauf San-Martin; deine frommen, christlichen Worte beruhigen mich zwar, aber schon deine Gegenwart macht mich weich, weicher als ich es sein möchte, als ich es sein will; sie erinnert mich gar zu lebendig an meine so schnell verschwundene Jugend. Der Herr wird mir hoffentlich beistehen, aber jetzt bin ich noch nicht stark genug, um an die Vergangenheit zu denken. Laß uns daher rasch ein paar Worte in Bezug auf die nächste Zukunft sprechen, und dann gehe in die Küche zu deinem Sohn und zur Chiclanera.

Wie Sie befehlen, mi amo; der alte Chola kennt keinen Willen als den Ihrigen.

Was machen die Maulthiere?

Es geht ihnen, Gott Lob und Dank, ganz gut, zu gut beinah bei dem faulen Leben, das sie jetzt führen. Sie sind ganz übermüthig.

Desto besser. Ich habe eine Reise vor, mein Freund, aber niemand darf wissen wohin. Wirst du mich begleiten wollen und können?

Wann Sie befehlen; wohin Sie befehlen.

In wie vielen Tagen denkst du so weit wiederhergestellt zu sein, daß du dich auf den Weg machen kannst?

Ich bin wohl genug, um Ihnen auf der Stelle folgen zu können, mi amo.

Nein, Chola; eine Woche müssen wir wenigstens

warten; wir sind alle beide noch viel zu matt und ich muß mir auch vorher einen Stelzfuß machen lassen.

Gut, Señor!

Ja; ich denke wir können es dabei lassen, Freund. Heute über acht Tage in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag triffst du mit den beiden Maulthieren hier vor dem Hause ein; punkt 12 Uhr, hörst du? Ich will das heilige Werk, welches ich vorhabe, am heiligen Tage des Herrn beginnen. Hier könnte ich ohnehin nicht in die Messe gehen, das besorgen wir unterwegs im ersten besten Dorfe, während wir unsere Thiere füttern. Für mich nimmst du keinen Sattel, sondern einen Baste*), den du mit Decken und Kissen weich und bequem polsterst. Meines Fußes wegen muß ich halbliegend reisen können. Hast du mich verstanden?

Ganz gut, mi amo. Sie können sich darauf verlassen, daß ich alle Ihre Befehle pünktlich befolgen werde.

Ich weiß es, Chola, und danke dir herzlich. Doch jetzt gehe zu den jungen Leuten. Adieu, gute Nacht.

Gute Nacht, Herr. Mögen Sie ordentlich schlafen und gestärkt wieder erwachen.

Chola, rief San-Martin dem bereits sich Entfernenden nach, thue mir den Gefallen und blase das Licht aus.

Der Picador that's.

Chola, sprach jetzt, da es im Zimmer dunkel geworden,

---

*) Baste ist der Packsattel eines Lastthiers.

der Espada mit leiser, verlegener Stimme, mir gibst du das Thier, das sie ritt; hörst du?

Bei diesen Worten überzog eine tiefe Röthe das blasse Gesicht des Guerrillero; zum Glück war das Licht ausgelöscht.

Hatte San-Martin darauf gewartet um sie auszusprechen? Wer weiß!

Der arme Mann ist auf jeden Fall nicht so fertig mit dem Leben, wie er glaubt. Wenn er nur keinen übereilten Entschluß gefaßt!!

Achtes Kapitel.

Reise von San-Martin und Chola ins Kloster von La Trapa. — Einrichtungen und Leben in demselben. — Der strenge Abt nimmt den Espada nicht auf. — Abreise des letztern. — Allgemeine Betrachtungen über das Klosterleben und insbesondere über die Trappisten.

Im Königreich Aragon, Provinz Zaragoza, nicht weit von der Stadt Maella, in einer wilden, schroffen Gebirgsgegend, die durch ihre Felsen und Klüfte dem erschrockenen Auge das vollständigste Bild des Chaos bietet, sehen wir zwei Maulthiere muthig dahingehen, sich bedächtig einen Weg durch die Basaltsäulen und das überall herumliegende lose Gestein bahnend.

Auf dem vordersten Hengste, dem schönsten und kräftigsten von beiden, sitzt auf hohem, mit bunten Decken aus Valencia bedecktem Saumsattel ein blasser junger Mann mit schwarzem Barte; vor ihm sind ein Stelzfuß und eine Krücke angebracht, auf welche er von Zeit zu Zeit einen traurigen, zuweilen zornigen Blick wirft.

Der Leser hat es bereits errathen; das ist der Stierfechter San-Martin, der, wie wir im vorigen Kapi-

tel sahen, infolge einer Wunde den linken Fuß verloren hat.

Hinter ihm reitet Chola; der alte Mann sieht wieder kräftig und rüstig aus, aber er läßt mit dem Ausdrucke des tiefsten Kummers den Kopf auf die Brust fallen und hebt ihn nur dann und wann in die Höhe, um mit thränentrüben Augen zärtlich und besorgt den Espada zu betrachten.

In dumpfes Sinnen versunken ziehen die beiden Männer auf dem gefährlichen Wege sorglos und stumm dahin.

Jetzt erreichen sie den Rand des kahlen Plateau und sehen mit Schaudern unten tief im dunkeln Felsenthale ein großes, unregelmäßiges Gebäude liegen, in dessen Nähe jedoch einzelne Bäume und gelbe Weizenstreifen freundlich hervorschimmern, die, durch menschlichen Fleiß der undankbaren Natur abgerungen, den trostlosen Anblick der ganzen Gegend noch entsetzlicher und erdrückender machen.

Warum das Schaudern der Männer?

Weil das zu ihren Füßen liegende Gebäude das Ziel ihrer langen, beschwerlichen Reise, das Kloster von La Trapa ist.

Ja, der lebensmüde, der mit sich und der Welt zerfahrene Jüngling, der sein blutendes Herz für abgestorben hält, obgleich es noch, leider nur zu oft, krampfhaft zusammenzuckt, er hat beschlossen, sich und seine zertretenen Hoffnungen und sein verschwundenes Glück in den Mauern des Trappistenklosters zu begraben.

Ist er wirklich reif für dieses dritte und letzte Opfer, welches er der zürnenden Gottheit zu bringen gedenkt? Wird er nicht bald einen Schritt bereuen, den er jetzt

freiwillig thut? Wird er ihn nicht mehr bereuen, als das Unglück oder die Enttäuschungen, die ihn dazu treiben, an denen er doch unschuldig ist?

San-Martin hat sein Maulthier angehalten und einen langen, ernsten Blick auf das offene Grab gerichtet, das seiner wartet. Er zittert. Vielleicht besinnt er sich noch eines Bessern und dreht um, ohne in die Wohnung des Todes hinabzusteigen. Jetzt greift er in seine Brust und holt den grünen Beutel der Ynés hervor. Thränen treten in seine Augen; er führt das seidene Gewebe an seine trockenen Lippen. Kehre um, San-Martin! Noch ist es Zeit! Kehre um; du bist jung, die Welt ist groß, das Leben lang, die Hoffnung ewig! Kehre um! Vielleicht erkennt noch die Undankbare deine grenzenlose Liebe an und erwidert sie einst! Vielleicht bist du noch glücklich an ihrer Seite! — Und wenn es nicht wäre, gibt es denn in Spanien nicht noch mehr Mädchen als die Ynés? Solltest du nicht eine andere finden können, die deiner würdiger ist als jene Herzlose? eine andere, die dich begreift, dich liebt und dich beglückt?

Vergebens!

Er preßt einen letzten glühenden Kuß auf die grüne Börse, wirft sie dann mit zugedrückten Augen, aber entschlossen weit von sich weg und haut energisch mit der Zügelpeitsche auf sein Thier.

Vorwärts! ruft er mehr verzweifelnd als ergeben aus, und er trabt hinab über die rollenden Steine des Puerto.

Chola hat einen Augenblick gehofft. Als er aber den unwiderruflichen Willen des Maestro sieht, folgt er ihm traurig und langsam in die unheimliche Tiefe.

Sie kommen unten an; sie reiten eine Strecke weiter durch das wilde Thal und erreichen bald den Fuß des felsigen Hügels, auf welchem das schreckliche Kloster steht.

Schrecklich?

Ja, lieber Leser, warte es ab und urtheile selbst.

San-Martin bleibt halten.

Bis hierher und nicht weiter, mein Freund, sagt er zum alten Chola. Thue mir nun den letzten Liebesdienst und schnalle mir dies hölzerne Bein an.

Der Picador springt herab und erfüllt mit zitternden Händen die Bitte des Espada.

Ich danke dir, spricht dieser alsdann, ich danke dir vom ganzen Herzen für deine Freundschaft und Gefälligkeit. Lebe wohl. Ich will allein und zu Fuß demüthig zur Pforte des Himmels hinansteigen.

Maestro, ruft der treue Chola schmerzlich aus, indem er sich weinend auf die Knie wirft, theurer Maestro! wollen Sie uns denn wirklich verlassen? Bleiben Sie bei uns!

Mein Freund, es geht nicht an: was sollte euch auch der Krüppel nutzen?

Ach, Maestro, was thut uns Ihr verlorener Fuß? Ihren Kopf, Ihr Herz, das ist, was wir wollen! Sie können, Gott sei Dank, immer noch uns Ihre Rathschläge ertheilen; Sie können unsere braven Jungens anleiten und belehren, damit die großen Traditionen unserer edeln Kunst nicht untergehen.

Nein, Chola, es geht nicht mehr; mein Muth ist dahin, mein Leben ist vergiftet, mein Herz ist gebrochen; mein einziger Wunsch ist nur noch das Grab.

Ist es der berühmte Maestro, ist es der tollkühne San-Martin, der diese unmännlichen Worte spricht? Der Mann, der mit kaltblütiger Todesverachtung ruhig vor den wüthenden Stier hintrat, ist er zum schwachen Kinde geworden wegen der schwarzen Augen einer nichtswürdigen Kokette?

Sprich schonend von ihr, wenn du nicht willst, daß ich im Zorn von dir scheide. Ist es ihre Schuld, wenn sie meine wahnsinnige Liebe nicht erwidern konnte? Hat sie mich je durch ein Wort, durch einen Blick, durch ein Zeichen ermuthigt, daß ich das Recht haben könnte, sie eine treulose Verrätherin zu nennen? — Doch genug davon. — Ich gehe. — Lebe wohl, Chola. Diese beiden guten Thiere, behalte sie als ein Angedenken von mir, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Adieu! — Grüße Curro und die Jungens alle. Ich brauche dich nicht daran zu erinnern, daß du mir das strengste Geheimniß zugeschworen hast.

Gott beschütze Sie, Maestro, und verhindere Sie daran, einen dummen Streich zu machen. Sie passen nun einmal zum Mönch wie ich zum Kaiser von China. Wenn Ihnen aber das neue schauderhafte Leben, das Sie anfangen wollen, nicht mehr gefällt; wenn Sie einsehen lernen, daß die Welt doch nicht so übel ist, wie Sie jetzt denken, da rufen Sie mich und ich hole Sie ab und führe Sie in Triumph auf die Plaza de Toros. Dort ist es, wo wir hingehören, dort müssen wir leben, dort müssen wir sterben, unter Gottes freiem Himmel, beim Glanze seiner Sonne, vor den Augen von zehntausend Menschen, durch die Hörner eines muthigen und wuthentflammten Stiers; nicht hinter finstern, kalten, unheimlichen Mauern, ohne Luft, ohne Licht

und ohne weitere Zeugen als zwanzig fanatische Tollhäusler, die da glauben, dem lieben Gott einen Gefallen zu thun, wenn sie das Maul halten, bei lebendigem Leibe verhungern und sich morgens und abends in einfältiger Wuth abschinden und blutig geiseln. Pfui!

Chola, Chola, erwidert San-Martin kopfschüttelud und erstaunt über die Beredsamkeit, die der Schmerz der Trennung dem alten, rohen, aber gutmüthigen Picador eingeflößt; schämst du dich nicht, solche ketzerische Ansichten auszusprechen? Fürchtest du nicht Gottes Zorn?

O nein, Maestro, wenn der liebe Gott sich die Mühe geben will, zornig zu werden, so hoffe ich, daß ich ihm keine Veranlassung dazu gebe. Ich bin ein treuer Sohn unserer heiligen katholischen, apostolischen, römischen Mutter Kirche, in deren Schos ich zu sterben gedenke. Aber was zu toll ist, ist zu toll, und Unsinn ist und bleibt immer Unsinn. Sehen Sie es ein, Maestro, und kommen Sie mit; ich will gern auf diese beiden schönen Thiere verzichten, die Sie mir so großmüthig geschenkt; ich will den ganzen Weg zu Fuß machen; ich will Sie sogar auf meinen Schultern tragen, wenn Sie Ihre unglückselige Idee aufgeben und nach Madrid zurückkehren wollen!

Und der alte Mann wirft sich nieder auf die Erde und weint und bittet und jammert und ballt drohend die Fäuste gegen die dunkeln Mauern von La Trapa.

Du meinst es gut, Chola, spricht San-Martin und seine Stimme klingt weich, fast gerührt; du meinst es gut und ich verzeihe dir. Doch mein Entschluß ist unwiderruflich. Lebe wohl!

Und er gibt die Hand dem treuen Picador, der sich schluchzend in die Arme des Maestro stürzt.

Hierauf ergreift Chola die Zügel seiner Thiere und entfernt sich schweigend von San-Martin.

Nach zwanzig Schritten bleibt er wieder halten und setzt sich auf einen Stein, immer noch die stille Hoffnung hegend, daß der Espada, der bereits den Weg nach dem Kloster angetreten, Reue empfinden und zurücktreten wird. Es ist ja nicht möglich, denkt der alte Mann für sich hin, daß er wirklich einen solchen Unsinn begeht!

Aber es ist doch möglich!

Gesenkten Hauptes hinkt San-Martin den steilen, holperigen Weg hinauf; er sieht sich nicht um, weil er die Nähe des auf ihn wartenden Versuchers ahnt; er drückt mit aller Kraft seiner freien rechten Hand den Rosenkranz an die Brust, als wolle er mit Hülfe der heiligen Waffe die mächtige Stimme der Natur, die sich widersprechenden Gefühle seines Herzens bändigen und besiegen; er eilt, denn er fühlt, daß Langsamgehen Halten, daß Halten Umkehren ist.

In Schweiß gebadet, an allen Gliedern zitternd, erreicht er endlich das Thor und springt hastig auf den Klingelzug und reißt wie wahnsinnig an demselben. Scharf und durchdringend wie ein Schmerzensschrei der geängstigten Seele erschallt ein Glöcklein im Innern des Gebäudes; die schwere Thür öffnet sich in ihren Angeln knarrend; San-Martin stürzt in die Porteria*) und wirft sich auf eine steinerne Bank. Wie von einer unendlichen Last befreit,

---

*) Pförtnerei; Raum am Eingange eines Klosters.

wie jemand, der soeben einer drohenden Gefahr noch glücklich entgangen, stößt er einen tiefen Seufzer aus und spricht: Ich danke dir mein Gott! Das ist das dritte und letzte Opfer.

Armer San-Martin! Dieses Opfer scheint dir schwer geworden zu sein! Es hat dir einen harten Kampf gekostet, härter als alle deine frühern Kämpfe auf der blutigen Arena! Ich bedaure dich! Du betrittst diese heilige Stätte nicht mit der innigen Freude des Schiffbrüchigen, den eine mitleidige Welle auf das rettende Ufer treibt! Greife in deine Brust, untersuche dein wundes Herz! Sieh zu, ob es nicht die verletzte Eitelkeit ist, die dich nach La Trapa führt!

Der Pförtner, ein Laienbruder in schwarz und weißer Ordenstracht, kniet mit gefaltenen Händen und den Kopf tief zur Erde geneigt vor dem aufgeregten Fremden.

Ich erwarte Eure Befehle, spricht er demüthig.

Der Abt! der Abt! murmelt der Espada mit matter Stimme.

Der Pförtner entfernt sich und holt seinen Vorgesetzten herbei, der sich zum Glück in der Nähe befindet. Er hat heute zufällig den Dienst, die Treppe und die Kreuzgänge zu kehren.

Ein alter, ehrwürdiger Mann mit langem, weißem Barte tritt nach wenigen Augenblicken in die Halle; er wirft sich ebenfalls vor San-Martin auf die Knie und fragt ihn mit ernster, ruhiger Stimme: Was befiehlt mein Bruder? Ich bin der unwürdige Abt dieses Klosters.

Die Beichte! entgegnet der Torero hastig.

Langsam erhebt sich der Greis und fordert den Jüngling auf, ihm zu folgen.

Bald sind sie in die Kirche angelangt. Aermlich, kalt und düster umfängt sie feucht und unheimlich der dem Gebete geweihte Raum. Dumpf hallen ihre Tritte in den Steingewölben wider.

Der Abt kniet einen Augenblick vor dem Altar und nimmt alsdann Platz im finstern Beichtstuhle.

San-Martin stürzt zerknirscht zur Erde und legt das Bekenntniß seiner Sünden ab.

Aber welche Sünden konnte der edle und großherzige Espada begangen haben?

Er war jung gewesen; er hatte geliebt und gehofft. Er hatte für seinen König gefochten; seine Liebe war nicht erwidert worden; er hatte in seiner Verzweiflung den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen, und war nach La Trapa geeilt. Dieses und seine letzten Kämpfe, aus denen er endlich durch Gottes gnädigen Beistand siegreich hervorgegangen war, das waren die Verbrechen, die auf der Seele des Jünglings lasteten.

Lächelnd aber schweigend ertheilte der Abt die Absolution dem Reuigen und befahl ihm, ihm zu folgen.

Er führte ihn durch den Chor in den untern Kreuzgang. Der von diesem eingeschlossene viereckige Hof diente zum Begräbniß der kleinen Gemeinde. Einfache Grabhügel, ohne Schmuck, ohne Namen, standen in langen regelmäßigen Reihen da. Dicht an dem letzten Hügel lag ein offenes Grab und zwei Mönche waren damit beschäftigt, gleich daneben ein zweites auszuschaufeln.

Die Arbeiter sahen nicht auf und kümmerten sich nicht

um die Nahenden, wenn sie sie überhaupt bemerkten. Ruhig und stumm setzten sie das begonnene Werk fort, aber langsam und gemessen; man sah deutlich, daß es keine Eile damit hatte.

Mein Bruder, sprach jetzt der Abt zu seinem Beichtkinde, das fertige Grab ist schon besetzt; das neue, das wird für denjenigen von uns sein, der zuerst stirbt.

Hierauf ging's in den Garten, dann in die Werkstätten der Schuster und der Schneider; überall derselbe Ernst, dieselbe Ruhe, dieselbe Gleichgültigkeit, dasselbe Schweigen. Die Trappisten arbeiteten fort, als wenn unter Gottes Sonne nichts anderes existirte als gerade das, womit sie eben beschäftigt waren.

Diese Abstumpfung, dieser Tod bei lebendigem Leibe erschienen dem erstaunten San-Martin zu übertrieben, als daß sie wahr und natürlich sein könnten; er beschloß eine Probe anzustellen. Als sie das Zimmer verließen, in welchem einige Ordensbrüder die Sandalen für das Kloster nähten, ließ der Espada den Abt zuerst hinaustreten, that als wenn er ihm auf dem Fuße folgte und verschloß die Thür, aber indem er selbst in der Stube blieb und einen forschenden Blick auf die stummen Arbeiter warf. Keiner von ihnen sah in die Höhe; kein Laut, keine Bewegung, kein Athemzug anders als vorher!

Enttäuscht aber beruhigt trat er hinaus und schloß sich wieder dem auf ihn wartenden, schmerzlich lächelnden Abte an.

Auf dem Gange begegneten sie einem Mönch, der mit gesenktem Haupte und gekreuzten Armen ihnen entgegen-

kam. Memento mori!*) sprach er feierlich im Vorübergehen, aber ohne den Blick von der Erde zu heben.

Memento mori! erwiderte San-Martin's Begleiter und fügte, sich an diesen wendend, hinzu: das ist unser Morgen- und Abendgruß, unsere Erkundigung nach der Gesundheit, unser Gespräch über politische Neuigkeiten, unser Alles; im ganzen Kloster darf niemand mehr als diese zwei Worte sprechen; nur wir beide, der Pförtner und ich, sind berechtigt, wenn es unumgänglich nöthig ist, mit den Fremden zu reden.

Der Espada wurde jetzt in eine Zelle geführt.

Der Bewohner derselben lag vor einem schwarzen hölzernen Crucifix auf den Knien und betete, ohne sich durch die Eintretenden nur im geringsten stören zu lassen.

In einer Ecke des engen Gemachs stand eine Bettstelle von Holz, ohne Matratzen, ohne Decken, ohne Tücher, nur mit einem harten Kopfkissen versehen. Ein Tisch mit mehreren Büchern und einem Todtenkopf darauf und ein Lederstuhl davor: das waren die übrigen Möbel.

Das sind unsere comfortablen Wohnungen, sprach der Abt; damit wir uns aber nicht verwöhnen, müssen wir dreimal in jeder Nacht das weiche, bequeme Lager verlassen, um eine Stunde lang im Chor zu beten.

Sie traten aus der Zelle und gingen in die Klosterküche.

Ein Mönch stand am Waschtrog mit aufgestreiften Aermeln und scheuerte die irdenen Teller seiner Brüder,

---

*) Erinnere dich, daß du sterben mußt.

ebenso schweigsam, ebenso eifrig, als wenn er mit dem wichtigsten Werk beschäftigt wäre.

Der Dienst wechselt ab, sagte der Abt zu seinem Begleiter; ein jeder von uns muß der Reihe nach alles thun.

Auf dem Herd war ein einziger großer Topf am Feuer sichtbar. Der Abt fuhr mit einem hölzernen Löffel hinein, den er mit folgenden Worten dem jungen Fremden entgegenhielt: Will mein Bruder vielleicht unsere Kost versuchen?

San-Martin that es und brachte das dampfende Kraut an den Mund.

Es ist ja kein Körnchen Salz darin! rief er unwillkürlich aus.

Der heutige Koch war in der Welt ein Grand des Königreichs und commandirte ein Cavalerieregiment, erwiderte der Greis, deshalb versteht er sich wenig auf die Kochkunst; aber es liegt nicht daran, mein Sohn. Wenn das Kraut fade schmeckt, so ist es, weil wir erst morgen Salztag haben; dafür aber kommt alsdann kein Oel in das Essen. Wir halten nun einmal auf Abwechselung in der Zubereitung, da wir doch immer und ewig nur von frischen oder trockenen Gemüsen leben müssen.

In diesem Augenblicke drang langsames ernstes Todtengeläute durch die Grabesstille des Klosters bis in die ferne Küche.

Mein Bruder folge mir, sprach der Abt, es gibt jetzt etwas Neues zu sehen.

Sie eilten in die Kirche zurück, in welcher sich nach und nach fast die ganze Gemeinde versammelte.

Zwei Mönche waren damit beschäftigt, am Fuße des Altars ein großes Kreuz von Asche zu streuen, an dessen oberes Ende ein Stein zu liegen kam. Kaum hatten sie diese für unsern Freund räthselhafte Operation vollendet, als vier andere Brüder in den Tempel traten, die einen fünften auf ihren Schultern trugen. Sie näherten sich mit ihm dem Aschenkreuz und legten ihn auf dasselbe mit dem Kopf auf das steinerne Kissen.

Das ist der Besitzer von dem bereits vollendeten Grabe, sprach der Abt ins Ohr des Espada; die Ordensregel verlangt, daß wir, wenn es möglich ist, auf diese Weise sterben.

Die ganze Gemeinde kniete vor dem harten Sterbebette des scheidenden Bruders und bat Gott um Erbarmen für seine schuldbeladene Seele.

Eine lange Stunde dauerte der Kampf zwischen Leben und Tod.

Der Tod siegte.

Der Abt näherte sich der Leiche, drückte ihr die Augen zu und legte ein schwarzes Kreuz in ihre auf der Brust zusammengefaltenen Hände.

Darauf besprengte er sie mit Weihwasser.

Er trat alsdann vor den Altar, begrüßte das verborgene Allerheiligste durch eine Verbeugung, ließ den Sprengwedel in den kupfernen Weihkessel fallen und sprach zu seiner Gemeinde gewendet folgende Worte:

Brüder, außer dem Tode dieses Mannes, der morgen früh in das für ihn bestimmte Grab gelegt werden wird, hat es dem Herrn gefallen, uns mit einem zweiten sogenannten Trauerfall heimzusuchen. Jemand draußen in

der Welt, der einem unter uns sehr nahe stand, ist ins bessere Leben abberufen worden. Laßt uns für die Seelenruhe beider Verstorbenen beten!

Manches hagere Antlitz wird von einer verstohlenen Thräne benetzt; manches Herz pocht ängstlich unter den groben Kutten der Trappisten.

Die harten Ascetiker sind doch noch nicht so ganz unempfindlich; sie haben ihre menschliche Natur nicht vollständig abstreifen können!

Jemand draußen in der Welt hat aufgehört zu leben!

Vielleicht ist es die immer noch heißgeliebte Mutter des einen; vielleicht ist es der Vater des andern, dessen weißes Haar er mit Schimpf und Schande bedeckte; vielleicht der treue Bruder des dritten, der ihn so eindringlich bat, der ihn so rührend warnte, als er sah, daß sein Liebling sich seinen schlechten Neigungen hingab und den Weg zu wandeln begann, der zum Verbrechen, der zum Galgen führt; vielleicht ist es das junge Mädchen, das dieser hier betrog und verließ und dessen liebliches Bild ihn noch oft in seiner Andacht stört!

Schrecklich!

Jeder weint und betet für die Seinigen; keiner erfährt je ob seine Thränen und Gebete einem Unbekannten gegolten.

Hier bei diesen Menschen übt die Zeit nicht ihre lindernde Macht; die Ungewißheit dauert immer; die Wunden dieser Herzen vernarben nie; jeder neue Trauerfall reißt sie von neuem wieder auf, bis die armen Herzen ganz verblutet sind, bis sie auf den harten Steinfließen des Tempels endlich zum allerletzten mal schlagen!

Schauderhaft! unmenschlich! unnatürlich!

Der Abt steht nach vollendetem Gebete auf und winkt dem Espada, ihm nachzukommen.

Er führt ihn in sein eigenes Zimmer, welches sich von den andern Zellen nur dadurch auszeichnet, daß es statt eines zwei Stühle hat, sonst dasselbe Lager, derselbe Tisch, derselbe Todtenkopf, dasselbe Crucifix.

Mein Sohn, spricht der Greis zu San-Martin, nachdem beide Platz genommen, was sagst du zu dem, was du gesehen?

Daß ich auf Gottes Beistand hoffe, der mir wol die nöthige Kraft verleihen wird, mich nach und nach an dieses Leben der Entsagung und Selbstüberwindung zu gewöhnen.

Zähle nicht darauf, mein Sohn, denn dein Platz ist nicht in diesen Mauern. Du bist nicht krank genug, um einer solchen Arznei zu bedürfen!

O ja, mein Vater! das Leben ist mir zur Last, und da ich als Christ es mir nicht nehmen darf .....

So willst du wenigstens die Genugthuung haben, unterbrach ihn der Abt mit Strenge, einen moralischen Selbstmord an deiner Seele zu begehen? — Schweig jetzt, fuhr er energisch fort, als er sah, daß der Jüngling antworten wollte; schweig jetzt und höre mich an. — Weißt du, Kind, weißt du, was du eigentlich thun willst? Kennst du genau genug den Ort, den du in deinen kleinlichen Leiden als Zufluchtsstätte dir gewählt? O, du blinder, eitler Thor, der du glaubst, daß die göttliche Vorsehung dich stiefmütterlich behandelt, weil ein junges Mädchen dir einen andern vorzog! Denkst du denn, daß der Herr ein

Opfer annehmen wird, das du nicht Ihm, sondern deiner eigenen Eitelkeit bringst? Meinst du, daß Seine ewige Allmacht keinen Balsam für die Nadelstiche hat, die du für tödliche Wunden hältst? Wo sind bei dir das hohe Alter, die traurigen Erfahrungen, die schmerzhaften Enttäuschungen, die dich nach stürmischer Fahrt auf den bewegten Wellen des Lebens in dem sichern Hafen der Ruhe zu ankern zwingen? Welche Verbrechen hast du begangen, die dir das Dasein unter deinen Mitmenschen unmöglich machen? Was hast du gethan, Knabe, was hast du gelitten, daß du wie ein wildes Thier der schönen Welt, der freundlichen Menschheit den Rücken wenden willst? Zurück mit dir, zurück ins Leben; ich nehme hier in dem traurigen Asyl der Reue, in der ernsten Vorhalle der Ewigkeit keine Schuljungen an, die da glauben, daß Himmel und Erde zu Grunde gehen müssen, weil sie selbst Ruthenstreiche bekommen haben! Gehe, der Mann, der dich herbegleitet, er wartet unten im Thale noch auf dich. Ich habe ihm sagen lassen, daß du kommst; gehe!

Aber, mein Vater, sprach etwas lebhaft der beschämte San-Martin, vor Zorn erröthend über die strengen Worte des Abts, habe ich denn nicht das Recht, meine Verirrungen einzusehen und zu bereuen?

Das Recht, Wurm? Kann der Mensch seinem Schöpfer gegenüber von Rechten sprechen, deren man sich nach Belieben entäußern kann? Die Pflicht hast du, zu bereuen und wieder gut zu machen; das thue von nun an und gehe.

Aber wenn ich mein Leben dem Herrn weihen will?

Was soll der Herr mit deinem elenden Leben machen?

benutze es nach Seinem heiligen Willen; diene deinen Nebenmenschen und liebe sie; meide das Laster; übe die Tugend und da brauchst du nicht ins Kloster zu gehen; du wirst, wo auch die Vorsehung dich hinstellen mag, ein brauchbares und ein glückliches Werkzeug in der Hand des Allmächtigen sein! — Jetzt gehe, mein Sohn, verlasse dieses Grab, in welches du noch nicht gehörst! Lebe! Und wenn das Leben einmal dich wirklich unglücklich gemacht; wenn der Kelch der erlaubten Freuden, den du an die durstigen Lippen setzt, dir nur noch bittere Hefen bietet; wenn du das Unglück haben solltest, ein Verbrechen zu begehen, das nicht wieder gut zu machen ist; wenn es dir durchaus unmöglich geworden, auf eine oder die andere Art draußen deinen Brüdern nützlich zu sein: dann kehre reuig oder verzweifelnd hierher zurück und ich werde dich mit offenen Armen empfangen! Dann sollst du durch Buße und Kasteiungen dich selbst für deine Sünden bestrafen; dann sollst du einen Trost für die Enttäuschungen der Welt in dem immerwährenden Anblicke des Todes finden: dann sollst du für die arme Menschheit beten, zu deren Glück, zu deren Besserung du nicht mehr thätig mitwirken konntest! — Doch jetzt, zurück ins Leben, denn ich gebe dir kein Asyl in diesem Heiligthum, denn ich verwerfe im Namen Gottes das unüberlegte und unnöthige Opfer, welches du nicht Ihm, sondern einer Tochter Eva's bringen wolltest!

San-Martin warf sich vor dem Abt auf die Knie und küßte in Demuth die Hand des strengen, aber väterlichen Greises.

Ich gehorche Euch, mein Vater, sprach er, denn ich fühle, daß Ihr recht habt.

Danke dem Himmel, mein Bruder, erwiderte der Abt, danke ihm inbrünstig dafür, daß du es noch zur rechten Zeit fühlst. Doch jetzt, lebe wohl! Die Glocke ruft mich ins Refectorium und ich darf das schöne Kraut mit dem herrlichen Oel nicht kalt werden lassen! Lebe wohl, mein Sohn! Gott beschütze dich und verhüte, daß wir uns jemals hienieden wiedersehen! Ich segne dich, mein Kind!

Und der ehrwürdige Mann drängte den erstaunten Jüngling aus seinem Zimmer, aus dem Kloster hinaus, dessen Pforte er eiligst zuwarf, während San-Martin mit Hülfe des überglücklichen Chola sein vor das Thor geführtes Maulthier bestieg.

Was ging in der Seele des verstoßenen Espada vor? Ich weiß es nicht, ich könnte nicht genau angeben, ob der Kummer in derselben größer als die Freude war. So viel ist nur sicher, daß, auf der Höhe angekommen, von welcher aus er am Morgen das Kloster von La Trapa betrachtet hatte, der Picador auf seinen Befehl absitzen und die weggeworfene Börse suchen mußte.

Chola fand sie, nicht ohne Mühe, endlich wieder und übergab sie dem ungeduldigen Maestro, der sie feurig küßte und an ihrem frühern Platze an seiner Brust verbarg.

Ich sagte es vorher schon: der arme liebeskranke Mann konnte noch nicht reif zum Trappisten sein. —

Während er und Chola schweigend weiter reiten, wollen wir noch einige, wenn auch nur oberflächliche Betrachtungen über das Klosterleben anstellen.

Die Mehrzahl der Leser dieser Blätter (wenn sich überhaupt viele finden, welche Interesse daran nehmen) wird

wahrscheinlicherweise der protestantischen Kirche angehören, und da ist es wol doppelt nöthig, daß ich vom katholischen Standpunkte aus einige Worte über einen so wichtigen Gegenstand spreche.

Diese meine Worte, von dem wenig autorisirten Munde eines Laien kommend, werden gewiß schwach und nicht überzeugend sein, aber ich halte es doch für meine Pflicht, sie auszusprechen.

Ich will zu allererst damit anfangen, eine große Concession zu machen, indem ich mich auf das Klosterleben, wie es sein *soll*, nicht wie es leider manchmal *ist*, beziehe.

Aber selbst die streng und genau nach ihren Ordensregeln lebenden Mönche finden keine Gnade vor den Protestanten; sie werden von diesen zum mindesten als eingefleischte Egoisten geschildert, die statt als Menschen ihre Pflichten gegen die Mitmenschen zu erfüllen, sich hinter den friedlichen Mauern des Klosters verbergen, um nur auf sich selbst und ihr eigenes Seelenheil bedacht zu sein.

Abgesehen davon, daß nach dem katholischen Glauben, ohne von den Almosen und andern Barmherzigkeitswerken der Mönche zu sprechen, ihre Gebete allein wichtiger und ersprießlicher für die Menschheit sind, als viele für bedeutender gehaltene Wohlthaten der in der Welt Lebenden; abgesehen von alledem und um nur von dem Egoismus zu sprechen, den Ihr den Klostergeistlichen vorwerft, antwortet ehrlich auf eine Frage.

Denkt Ihr, denken wir alle *wirklich* so oft an unsere Nächsten, als man nach obigem Tadel glauben sollte? Wie viele gibt es unter uns, die sich bei ihren Handlungen nur von der reinen Menschenliebe leiten lassen?

Du sollst Gott über alles lieben und den Nächsten wie dich selbst.

So steht es geschrieben, klar und deutlich geschrieben!

Aber wer thut es? Wer von uns kann mit freier Stirn und offenen Augen vor Gott treten und Ihm sagen: „Herr, ich habe dieses dein Gebot gehalten, ich habe es wenigstens halten wollen"? Wer denkt nicht vor allen Dingen an sich selbst, an seine Familie und dann erst an sein Vaterland im allgemeinen, und zuletzt vielleicht en passant auch hier und da an seine leidenden Mitmenschen? Wer von uns ist nicht, mit sehr seltenen Ausnahmen, mehr oder weniger Egoist?

Ja, Egoist; denn, wollten wir die Worte des Heilands pünktlich befolgen, keiner von uns dürfte sich den geringsten Ueberfluß erlauben, solange es noch einen darbenden Bruder in der Welt gibt.

Denken wir aber an diese Unglücklichen, an diese zahllosen darbenden Brüder bei unserm gewöhnlichen Leben? denken wir an sie namentlich bei unsern Festen und Diners?

Ach! vielleicht indem wir in Tafelfreuden schwelgen, verhungert in demselben Hause, einige Stufen über uns, eine ganze Familie in zugiger kalter Dachstube, Vater, Mutter und Kinder dicht zusammengedrängt um den ungeheizten eisernen Ofen!

Laßt uns dieses und manches andere, das ein jeder sich selbst am besten sagen wird, herzlich bedenken, und ich wette, daß wir alsdann die egoistischen Mönche nicht mehr so streng beurtheilen!

Gut — sagt Ihr, wir wollen die gewöhnlichen Klöster

allenfalls begreifen oder dulden. Aber z. B. die Trappisten? Wie läßt sich das Leben von Selbstverleugnung und Selbstquälerei rechtfertigen, das du uns soeben beschrieben? Wie kann der Mensch sich einbilden, daß er durch naturwidrige Buße den Zorn des Himmels entwaffnet? Ist Gott nicht ein liebender Vater? Wenn er die Thränen der Reue, wenn er namentlich die Besserung des Sünders sieht, wird er ihm nicht in seiner Barmherzigkeit verzeihen?

Wir wollen ein Beispiel annehmen.

Ein gütiger, freundlicher Mann hat seit langen Jahren einen Diener, den er immer väterlich behandelt, dem er das größte Vertrauen geschenkt hat. Dieser Diener misbraucht dieses Vertrauen und bestiehlt seinen Herrn. Der Herr entdeckt das Verbrechen und macht dem Verbrecher ernste aber freundliche Vorwürfe. Der zerknirschte Diener wirft sich vor ihm auf die Knie, gesteht alles ein, gibt das Gestohlene zurück, zeigt eine wahre, innige Reue über seine Schlechtigkeit und verspricht unter Thränen sich zu bessern. Der Herr läßt sich erweichen und glaubt den Worten und Betheuerungen des andern. Er verzeiht ihm großmüthig und behandelt ihn mit gewohnter Liebe fort. Der Diener erkennt die unendliche Güte seines Herrn an; er bessert sich wirklich und bleibt sein Leben lang ein Muster von Ehrlichkeit und Treue.

Nun ist es gut, denkt Ihr als Protestanten.

Aber nein, es ist nicht gut.

Der Diener hat ein reges Ehrgefühl. Er gibt sich nicht damit zufrieden, daß sein Herr ihm verziehen hat. Im Gegentheil. Eben die Bereitwilligkeit, die Großmuth,

mit welcher er ihm verziehen, sie vermehren seine Gewissensbisse, sie schütten, wie man zu sagen pflegt, glühende Kohlen auf sein Haupt. Wie, spricht er zu sich selbst, du bist fähig gewesen, einen so gütigen Herrn zu beleidigen? Du hast so schändlich an ihm handeln können, und er bestraft dich nicht einmal dafür! Nun, wenn er so gut ist, daß er dich für dein Verbrechen nicht züchtigt, du selbst willst dich so behandeln, wie du verdienst, daß er dich behandelt hätte! — Und er legt sich zum Schlafen auf die kalte Erde nieder; er versagt sich alle die Vergnügungen und Zerstreuungen, an welche er gewöhnt war; er lebt nur von Brot und Wasser und erfüllt alle seine Pflichten mit unermüdlichem Eifer, mit unerschütterlicher Treue. — Er glaubt nicht, daß er durch diese Entbehrungen, durch diese Kasteiungen seinem Herrn einen Gefallen, einen Dienst erweist, der weiß ja nicht einmal davon; aber er hofft durch die harten Strafen, die er sich auferlegt, vielleicht nach und nach dahin zu gelangen, daß er die erhaltene Vergebung verdienen, daß er sich selbst verzeihen kann.

Das ist die katholische Lesart; das sind die Gefühle, welche die öden Mauern des Klosters von La Trapa bevölkern.

Eingebildete Schmerzen, vorübergehende Reue finden in demselben keinen Platz; wir haben es aus den strengen Worten des Abts an San-Martin ersehen können.

Ich weiß nicht, ob das Beispiel, das ich erwählt, ein passendes ist oder nicht; ich befürchte sehr, daß der Leser bei seiner frühern, wahrscheinlich ungünstigen Meinung geblieben sein wird, aber ich habe, als Unparteiischer, sprechen zu müssen geglaubt, wie ich eben gesprochen habe

Mehr als einmal ward mir die unangenehme Pflicht, nicht die katholische Religion selbst, sondern einzelne Misbräuche und Aberglauben vieler ihrer Bekenner zu schildern. Ich ergreife daher freudig die Gelegenheit, die sich mir darbietet, eine Einrichtung, welche das Wesen dieser meiner Kirche innig berührt, mit meinen schwachen Kräften gegen Angriffe zu vertheidigen, die, meiner Ansicht nach, oberflächlich und ungegründet, leider auch zuweilen böswillig sind.

Doch genug davon. Wir wollen jetzt zu unserm Freunde Federico zurückkehren, von welchem wir uns trennten, als er, unglücklich und arm aber stolz, das Haus des liebenswürdigen Herrn Murrieta in London verließ.

Neuntes Kapitel.

Seelenzustand Federico's. — Entschluß nach Navarra abzureisen. — Besuch bei der Prinzessin von Beyra. — Empfehlung dieser Fürstin. — Zaghafte, egoistische Politik der nordischen Mächte. — Federico verschafft sich durch List einen Paß. — Er reist mit Gabriel ab. — Der liberale Passagier. — Ueber den Fanatismus in Bürgerkriegen. — Frühstück unterwegs. — Federico verräth sich. — Flucht aus Paris. — Trennung von Gabriel. — Vergebliche Bemühung des letztern, sich mit seinem Freunde wieder zu vereinigen.

Zwei Schmerzen, die gleichzeitig in das Herz des Menschen dringen, wenn sie sich nicht einander ganz aufheben, so vermindern oder mildern sie sich doch gegenseitig. Trifft dieses Axiom im allgemeinen nicht zu, so geschah es doch bei Federico. — Der Leser kennt seinen leidenschaftlichen, zu Extremen geneigten Charakter hinreichend, um zu begreifen, daß seine Niedergeschlagenheit über Clara's plötzliches Hinscheiden vor dem Gedanken an das Elend, dem er jetzt entgegenging, wenigstens augenblicklich in den Hintergrund treten mußte. Außerdem ist ja das menschliche Herz, namentlich in der Jugend, wie ein Ball von Gummi-elasticum; die eiserne Hand des Schicksals drückt

es zusammen, aber, wenn der Druck allmählich aufhört, nimmt es gleich wieder seine frühere Gestalt an; die kleinen Löcher, welche die scharfen Krallen des Geschicks hineinbohrten, verhindern es nicht daran und bleiben beinahe unsichtbar; erst in spätern Jahren kommen sie wieder zum Vorschein, wenn das häufig und hart geprüfte Herz Gefühle beherbergen soll, die alsdann durch die kleinen Oeffnungen entweichen. Auf diese Weise ließe sich bei manchen der Egoismus erklären und beinahe rechtfertigen.

Wir sind aber vielleicht ungerecht, indem wir aus Eitelkeit unsere neuerfundene Theorie bei dem armen Federico à toute force in Anwendung bringen wollen. Möglicherweise befand er sich in der Gemüthsstimmung, die bei energischen und auch bei eigensinnigen Charakteren häufig vorkommt und die eine Art von trotziger Freude über das zunehmende Misgeschick hervorbringt; es ist zwischen beiden nur der Unterschied, daß die ersten, durch das Gefühl ihrer Unschuld gestärkt, auf die eigene Kraft und Widerstandsfähigkeit pochen, während die zweiten durch ihre Leiden dem lieben Gott einen rechten Possen zu spielen glauben. — Das „Es ist meinem Vater schon recht" des berliner Gassenjungen dürfte eine bezeichnende Anwendung auf letztere finden.

Ohne uns ein Urtheil darüber erlauben zu wollen, ob Federico zu diesen Schwachen, zu jenen Starken oder gar zu den mit einem Gummiball begabten Egoisten gehörte, begnügen wir uns damit, die Thatsache festzustellen, daß er, beim Eintreten in das Haus von Soho-Square, ruhig, fast heiter ausrief: Kinder, bisjetzt habe ich zu den allgemeinen Kosten nach Kräften beigetragen; von nun an

müßt Ihr aber mich miternähren, denn ich habe nichts mehr.

Das Gefühl der Abhängigkeit von fremder Güte war indessen zu peinlich und drückend für den stolzen La Torre. Als er noch im Besitz von hinreichenden Geldmitteln war, hatte er mit seinen beiden Freunden Agüero und Piélago verabredet, in ihrer Gesellschaft nach den baskischen Provinzen zu reisen, wo der Bürgerkrieg unterdessen nach Ankunft des Königs mit erneuerter Kraft aufgelodert war. Da dieser Plan nun nicht mehr ausgeführt werden konnte, entschloß er sich, wie schmerzlich es ihm auch sein mußte, sich von seinen Kameraden zu trennen und allein den weiten Weg ins Vaterland anzutreten. Seine Kenntniß der deutschen und der französischen Sprachen sollte ihm, so hoffte er, dazu verhelfen, sich einen Paß zu verschaffen, während die Mehrzahl seiner Waffenbrüder in Ermangelung eines solchen Documents, selbst bei Ueberfluß an Geld, nicht daran denken konnte, England zu verlassen.

Kurze Zeit nach dem Tode der Königin war die Prinzessin von Beyra mit dem Prinzen von Asturien und seinen Brüdern, den Infanten Don Juan und Don Fernando, von Alverstock aus nach London übersiedelt.

Federico meldete sich bei der trauernden Schwester und erbot sich, dem König in Navarra Briefe und Nachrichten zu überbringen. Sichere Gelegenheiten ins Hauptquartier waren so selten, daß die Prinzessin freudig auf den Vorschlag des Gardeoffiziers einging und ihm jede nur mögliche Unterstützung ihrerseits zusagte.

Die hätte ich schon verlangt, Señora; antwortete Federico; denn ich habe kein Reisegeld und bedarf noch eines

Empfehlungsbriefes von Ew. königlichen Hoheit, um mich bei dem Gesandten irgendeiner der uns befreundeten Mächte zu legitimiren und einen Paß von ihm zu verlangen.

Voller Hoffnung auf die Wirkung dieser sogleich geschriebenen Zeilen begab sich La Torre auf die österreichische Gesandtschaft, von deren politischen Sympathien er das Meiste erwartete. Er zeigte seinen Creditbrief vor und bat in geläufiger, deutscher Sprache um einen Reisepaß, indem er sein Ehrenwort gab, wenn er ja in Frankreich arretirt und verhört würde, auszusagen, daß er falsche Papiere producirt und sich auf diese Art jenes Document erschlichen hätte. — Vergebens. Ein gleiches Schicksal ward ihm in den Legationen Preußens und Rußlands. — Niemand wollte sich compromittiren; jeder entschuldigte sich damit, daß er nur wirklichen Staatsangehörigen Pässe ausstellen dürfe.

Die Memmen! dachte Federico und erinnerte sich lebhaft einer ähnlichen Ausrufung der kühnen Ynés bei der Unterredung, die wir im zweiten Kapitel des ersten Bandes des „Dios no quiso" beschrieben; die Engherzigen! die Feigen! Sie nennen sich Verfechter des monarchischen, des legitimen Princips und lassen es nicht nur ruhig geschehen, daß England und Frankreich offen für die Usurpation zu Felde ziehen, sondern fürchten sich sogar davor, daß ein lumpiger Paß zum casus belli für ihre Regierungen wird! Armer König Karl! das sind deine natürlichen Bundesgenossen!

Enttäuscht und zornig kehrte Federico der vorsichtigen Heiligen Allianz den Rücken. — So wollen wir denn auf

uns selber bauen, rief er aus; siegen wir, so werden sie schon kommen und gratuliren!

Um den Leser mit so kleinlichen Details nicht gar zu sehr zu langweilen, wenn er überhaupt die Geduld gehabt hat, die uninteressanten Erlebnisse meines spanischen Freundes bis hierher zu verfolgen — will ich die vielen unnöthigen Schritte unerwähnt lassen, die er thun mußte, bis er sich endlich in Besitz des gewünschten Documents sah. Da es ihm nicht gelungen war, selbiges auf offene ehrliche Weise von den soi-disant Freunden seines Königs zu erlangen, hatte er zur List, zur Lüge greifen müssen. — Der Consul eines deutschen Mittelstaats, dessen diplomatischer Vertreter auf Urlaub abwesend war, ging um so treuherziger in die Falle, als er kein Wort von der Sprache des Landes verstand, dessen Handelsinteressen seiner Obhut anvertraut waren. La Torre gab sich bei ihm für einen Eingeborenen aus jenem Staate aus und erzählte dem gutmüthigen Herrn eine schauderhafte Geschichte, in welcher Wahrheit und Dichtung in so glücklichen Verhältnissen miteinander verwebt waren, daß sie vollen Glauben fand und wol auch finden mußte.

Mit dem erhaltenen Paß, der auf einen angenommenen Namen lautete, der aus Vorsicht so gewählt worden, daß dessen Anfangsbuchstaben mit den Zeichen in seiner Wäsche übereinstimmten, eilte Federico in vollem Lauf davon, aus Angst, daß der betrogene Consul die List bemerken und das Document zurückverlangen könnte.

Einer seiner Kameraden, ein Peruaner von Geburt, hatte einige Tage vorher dem Gesandten dieser Republik ebenfalls einen Paß für sich und seinen Diener abgeschwin-

delt und war bereits mit dem braven Thous, dem groß-müthigen Gastgeber von der Karoline, der zu der beschei-denern Stellung eines Dieners seines Freundes herabge-stiegen, nach Frankreich abgereist.

Ein zweiter Gardeoffizier, Don Gabriel, aus Méjico gebürtig, hatte bei dem Vertreter dieses Landes dieselben Schritte und mit ebenso günstigem Resultat gethan und war gleichzeitig mit Federico in den Stand gesetzt worden, den Weg nach dem Kriegsschauplatz einzuschlagen. — Sie beschlossen, ihr Glück zusammen zu versuchen.

Unterdessen wurde im stillen und mit großen Opfern eine Expedition vorbereitet, an welcher Eduardo und Pié-lago mit 25 andern Emigrirten theilnehmen durften. Es war nämlich ein kleines Schiff gemiethet worden, worin aber nur die genannte Zahl von Passagieren unterge-bracht werden konnte, da dessen hauptsächliche Bestimmung, Waffen und Munition nach den baskischen Provinzen zu führen, den ohnehin kleinen Raum fast vollständig in An-spruch nahm. — Der Schooner sollte die Wachsamkeit der zahlreichen spanischen, französischen und englischen Kreuzer zu täuschen und in irgendeinen kleinen Hafen von Gui-puzcoa oder Vizcaya einzulaufen suchen, in welchem auf ein vom Schiffe gegebenes und vom Gebirge aus beobach-tetes Zeichen einige Compagnien Zumalacarregui's eiligst erscheinen würden, um die Landung zu protegiren und die kostbare Ladung in Empfang zu nehmen.

Als Federico sich von seinen brüderlichen Freunden trennte, nachdem er sich von der Prinzessin von Beyra verabschiedet und Briefe und Depeschen für den König in Empfang genommen hatte, geschah es in der frohen Zuver-

sicht, daß sie sich nach wenigen Wochen im Vaterlande wieder umarmen würden. Es war bestimmt in Gottes Rath, daß mehrere Jahre vor diesem Wiedersehen vergehen sollten; aber die Hoffnung wirkte darum nicht minder wohlthuend auf Agüero, Piélago und La Torre, indem sie ihren Schmerz über die nothwendige Trennung bedeutend milderte. — Die Hoffnung ist das einzige, wahre Glück hienieden!

Gabriel und Federico kehrten auf demselben Wege, den sie befolgt hatten um nach London zu kommen, nach Portsmouth zurück.

Die Mallepost und die schönen Pferde, die Guano-Inschrift auf der Wiese, die hohen Preise im Gasthofe, die Marktweiber in Strohhüten und Handschuhen; dies alles und manches andere noch, welches bei der Herreise ihnen aufgefallen war, ging jetzt spurlos an ihren Augen vorüber. — Sie hatten Besseres, Größeres gesehen. — So ist der Mensch!

Am selben Abend ihrer Ankunft bestiegen sie in Portsmouth das Dampfschiff; am folgenden Morgen landeten sie im Hâvre.

Die ganze Equipage der beiden Reisenden bestand aus zwei Nachtsäcken; die Visite der Douane dauerte folglich nicht lange. — Weniger schnell ging es auf dem Polizeibureau, denn sie mußten dort ihre Pässe zurücklassen und gegen Zahlung einiger Francstücke Interimsscheine in Empfang nehmen, welche am Ziele ihrer Reise gegen jene wieder ausgetauscht werden sollten.

Endlich waren sie fertig mit allen den lästigen Förmlichkeiten und eilten ins nächste Hotel, und zwar sogleich

ins Speisezimmer, um sich ein Frühstück geben zu lassen.

Mit Mühe und Noth unterdrückten sie das Lachen, als sie beim Eintritt in dasselbe den Obersten Thous erblickten, der, mit der Serviette unter dem Arm, seinem einstweiligen Herrn beim Essen aufwartete. Mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt verrichtete der treue Diener sein Amt und wechselte die Teller und schenkte ein, als wenn er sein Leben lang Kellner gewesen wäre. Die rechtmäßigen Besitzer dieser hohen Würde im Hotel lächelten zwar über den Diensteifer des Fremden, ließen sich aber doch seine Usurpation gern gefallen; ganz wie die Regierungen, die ruhig zusehen wenn gegen einen fremden Staat ein Unrecht begangen wird, das für sie selbst von Vortheil ist, aber im entgegengesetzten Falle lärmen und schreien und drohen und das Völkerrecht anrufen und vermoderte Tractate aus den staubigen Archiven hervorholen. — Man beobachte nur, was gerade in diesem Augenblicke in Neapel und Sicilien passirt, was vor wenigen Monaten in Toscana, Parma, Modena und den Legationen, was vor einem Jahre in der Lombardei geschah. — Ich habe nichts dagegen, daß die Menschen und die Regierungen auf ihren Vortheil bedacht sind und demselben, oder auch ihrer Furcht, Pflicht und Ehre zum Opfer bringen; aber lügen und heucheln sollten sie doch nicht; mit schön klingengenden, hohlen Phrasen läßt sich ohnehin heutzutage niemand mehr täuschen!*)

Kaum waren die vier Spanier allein im Eßzimmer

---

*) Im Sommer 1860 geschrieben.

geblieben, als Thous und sein Herr erschrocken auf Gabriel und Federico zusprangen und ausriefen: Wir sind verloren! Die guten Leute hatten sich erkannt und verrathen geglaubt, als man ihnen ihren Paß abnahm und den französischen Schein dafür gab.

Vollständig beruhigt durch La Torre, der diese Einrichtung von früherher kannte, setzten sie noch am selben Mittag ihre Reise nach Paris fort. Wir werden später den braven Thous auf dem Schlachtfelde wiederfinden.

Gabriel und Federico bestiegen abends in der neunten Stunde das hohe Haus auf Rädern, wie man die damaligen Diligencen in Frankreich ohne Uebertreibung nennen konnte. Diese ungeschickten und gefährlichen Fuhrwerke, auf deren Verdeck die Koffer der Reisenden zwischen Körben, Kisten und Fässern riesenhoch und drohend aufgethürmt wurden, verhielten sich in ihrer Schwerfälligkeit zu den leichten, englischen Mallepostwagen wie der plumpe Elefant zum niedlichen Windspiel.

Es war im Monat October und bereits ganz dunkel. Die Reisenden wurden beim Schein einer Laterne verlesen und nahmen einer nach dem andern ihren Sitz in der ungemüthlichen Arche Noah ein. Die beiden Freunde hatten Eckplätze im Intérieur, einander gegenüber; die Nummer 6 in der Mitte des Rücksitzes blieb frei und sollte erst während der Nacht, einige Meilen vom Hâvre, von ihrem Eigenthümer besetzt werden.

Von fünf starken Percheronschimmeln gezogen, setzte sich endlich die schwere Maschine in Bewegung und sämmtliche Bewohner derselben verfielen bald in tiefen Schlaf.

Um Mitternacht wurde angehalten; der Passagier der Nummer 6 stieg auf offener Landstraße ein.

Gabriel und Federico, die in jedem Unbekannten einen Polizeidiener, einen Spion witterten, hatten sich unwillkürlich vor dem Reisebegleiter gefürchtet, der sich unterwegs mit ihnen vereinigen sollte. Als er nun plötzlich im Freien halten ließ und eilig und schweigend im Dunkeln seinen Platz einnahm, da war die Sache in ihren Augen ganz sicher. — Aber was konnten sie thun? — Schlafen und das Tageslicht abwarten, um sich den Gefürchteten genauer anzusehen.

Aengstlicher vielleicht als sein Freund, schon wegen der wichtigen Papiere, deren Ueberbringer er war, schloß Federico zuerst die Augen auf, als noch tiefe Dämmerung im rasselnden Kasten herrschte. Jede neue Lichtwelle, die ins Innere drang, überzeugte ihn mehr und mehr, daß seine Ahnungen ihn nicht getäuscht. — Die Nummer 6 schlief noch. Schwarzes Haar, brauner Teint, mageres Gesicht, hervorspringende Backenknochen, zusammengebissene Lippen; gewiß, das war ein Spanier, er hatte böses Gewissen, folglich mußte er ein Liberaler, ein Feind, ein Spion sein!

Der Leser wird diese Logik nicht begreifen und ich gestehe ehrlich, daß sie sehr schwer zu erklären ist. Der Name, den ich ihr geben möchte, nämlich logica de bello civili, könnte vielleicht diese Erklärung bedeuteud erleichtern.

In einem Kriege gegen ein fremdes Volk haßt man vielleicht, namentlich im Anfange, seinen Feind; aber selbst in diesem Haß liegt eine gewisse Gemüthlichkeit. Solange der Kampf dauert schlägt ein jeder weidlich zu; ist aber

jener zu Ende, so kommen sanftere Gefühle zum Vorschein und sehr häufig werden dieselben Menschen, die vor einer Stunde noch ganz erbittert aufeinander schossen und stachen, sich ohne Zorn, fast mit kameradschaftlicher Freundlichkeit alle nur möglichen Liebesdienste leisten.

Ganz anders ist es im Bürgerkriege; da erlöscht nicht der Haß, im Gegentheil, er steigert sich immermehr. Gerade weil die Feinde Landsleute, vielleicht frühere Freunde sind, gerade deshalb hält ein jeder sich für berechtigt, ja für verpflichtet, sie unerbittlich zu verfolgen; befinden sich Verwandte oder gar Brüder unter denselben, nun, desto schlimmer; denn diesen wird unter keiner Bedingnng verziehen. Schiller zeigt sich als großer Menschenkenner, wenn er in seiner Jungfrau von Orleans der Königin Isabeau, die von ihrem Sohne spricht, die Worte in den Mund legt: Ich darf ihn hassen, da ich ihn geboren. —

Eine Folge dieser Leidenschaftlichkeit ist, daß man unwillkürlich seinen Gegnern alle möglichen Schändlichkeiten zumuthet und zuschreibt. Eine und dieselbe Handlung, von den Freunden oder von den Feinden begangen, ist im ersten Falle schön und verdienstlich, während sie im zweiten als verrätherisch und schurkisch geschildert wird. Ein wirklicher Spitzbube und Galgenstrick, der unsere eigene Partei ergriffen, sieht, sogar äußerlich, nur energisch und unternehmend aus; der ehrlichste Mann von der Welt bekommt gleich ein Gesicht, auf welchem das böse Gewissen sichtbar, einfach weil er in die feindlichen Reihen tritt. Schon die Namen, die man sich gegenseitig beilegt, zeugen von dem blinden, parteiischen Haß, der beide Lager trennt: die

Freunde sind los buenos, die Guten; die Gegner, ohne Ausnahme, los malos, die Bösen. —

Bei diesem allgemeinen Vorurtheil bleibt für den Beobachter die Sicherheit auffällig, mit welcher ganz fremde Personen sich auf den ersten Blick für Meinungsgenossen oder für Widersacher erkennen. Ein jeder wird durch eine Art von thierischem Instinct geleitet, der ihn niemals trügt und dessen Richtigkeit sich auch bei unserm Federico bewährte.

Denn kaum hatte die Nummer 6 die Augen aufgeschlagen und sie auf ihn fallen lassen, als sie augenblicklich zu ihm sagte: Buenos dias, Caballero; puede Vsté decirme qué hora es; me hé olvidado de dar cuerda á mi reló.*)

Diese plötzliche Anrede in seiner Muttersprache hätte bald den darauf unvorbereiteten La Torre aus dem Concept gebracht; zum Glück faßte er sich noch schnell und antwortete auf französisch: Monsieur, je ne vous comprends pas.

Comment? rief Nummer 6 verwundert, fast erschrocken aus: vous n'êtes pas Espagnol?

Non, Monsieur, erwiderte Federico trocken.

Alors vous êtes Portuguais?

Non plus, Monsieur.

Ah! je comprends: vous êtes Italien.

Der junge Offizier hatte nicht übel Lust dem neugierigen und zudringlichen Spion eine tüchtige Impertinenz

---

*) Guten Tag, mein Herr; können Sie mir sagen welche Zeit es ist; ich habe vergessen meine Uhr aufzuziehen.

zu sagen, aber er bezwang sich noch und antwortete ein zweites, lakonisches non plus.

Der Liberale gab sich aber noch nicht für geschlagen. Pardon, Monsieur! rief er aus; je vois bien que vous êtes Polonais.

Vous êtes diablement curieux, erwiderte La Torre zornig. Je suis Allemand et maintenant laissez-moi dormir.

Allemand! Allemand! seufzte der enttäuschte Inquisitor, setzte aber bald darauf sein lästiges Interrogatorium mit folgender naiver Frage fort: Comment se fait-il donc que vous ne soyez pas blond? Das war doch gar zu unverschämt!

Federico wollte eben eine derbe Antwort ertheilen, als er eine schadenfrohe Gesticulation seines vis-à-vis und Freundes Gabriel bemerkte, durch welche dieser darüber zu frohlocken schien, daß sein Kamerad sozusagen in der Tinte saß. Der Aerger, den La Torre über diese Bosheit empfand, bezwang augenblicklich seinen Zorn über die indiscrete Wißbegierde des vermeintlichen Spions. Um sich an Gabriel zu rächen, beschloß er den Spürhund auf ihn zu hetzen, und um es zu erreichen, sprach er freundlich und ruhig zu diesem: Monsieur, je suis juif, et les juifs nous ne sommes presque jamais blonds. Mais puisque vous paraissez tenir à parler espagnol, je vous dirai que vous en aurez la plus belle occassion sans sortir de voiture, car votre voisin de droite, dont j'ai fait hier la connaissance sur le bateau à vapeur, m'a dit être Mexicain.

Gabriel warf einen wüthenden Blick auf Federico, der

über seine gelungene List innerlich jauchzte, während jener anscheinend ruhig weiter schlief, in der That aber einen Campagneplan entwarf, um auf gute Manier seinen zudringlichen Nachbar los zu werden. Als er endlich für gut fand aufzuwachen, stürmte dieser gleich mit Fragen auf ihn ein. Gabriel freute sich ungeheuer einen halben Landsmann in ihm zu finden, und es entspann sich zwischen beiden das harmloseste Gespräch. Der Gardeoffizier erzählte von sich und seinen Absichten, was ihm gerade einfiel; der Liberale theilte mit, daß er ein Emigrirter vom Jahre 1823 wäre, der sich in der Gegend vom Hâvre niedergelassen und eine Fabrik etablirt hätte, in deren Angelegenheiten er jetzt nach Paris reiste. — Dachte ich es doch! brummte Federico vor sich hin. Der Kerl sah auch beim ersten Blick wie ein eingefleischter Constitutioneller aus. Während der Erbfeind und der Freund sich verabredeten in Paris zusammen zu wohnen, um sich in so angenehmer Gesellschaft fabelhaft zu amusiren; kam der Rumpelkasten in einer kleinen Stadt an und hielt dort auf eine halbe Stunde, damit die Reisenden frühstücken könnten.

Die beiden Carlisten thaten sich eine Güte, wie man zu sagen pflegt. Wein und Obst standen in längstvergessener Quantität und Qualität auf dem Tische.

Seit der halben Flasche Bordeaux, die er am ersten Tage ihrer Ankunft in London mit Agüero und Piélago getrunken, um den durch Herrn Murrieta's Güte erlangten Reichthum zu feiern, war kein Tropfen Rebensaft über Federico's Lippen gekommen.

In Bezug auf Obst, da war er glücklicher gewesen.

Einige Tage vor seiner Krankheit flanirte er wie gewöhnlich mit seinen Freunden in den Straßen umher. Ein schöner Laden fiel ihnen in die Augen, in welchem nur Früchte verkauft wurden. Aber welche Früchte! Keiner hatte sie je so schön und saftig gesehen. Und wie zierlich und appetitlich waren sie aufgestellt! — Auf Tischen von weißem Marmor oder auf unsichtbaren Krystallplatten standen niedliche Körbe, worin Prachtexemplare von allen möglichen Sorten aus allen Himmelsstrichen zwischen zartem Moos und frischen Blättern prangten. — Die duftenden Ananas, die goldenen Orangen, die erröthenden Pfirsichen, die wohlriechenden Aepfel, die riesigen Birnen, die durchsichtigen Weintrauben mit Beeren wie Hühnereier, die noch größern, aromatischen Erdbeeren, Hasel-, Wal- und Kokosnüsse, Melonen, Bataten, Guayaven, Mangos, Granatäpfel, Bananen — alles war da in unendlicher Auswahl, in nie geahnter Güte, mit einladender Koketterie arrangirt und vollkommen fertig zum Einbeißen. — Lange Zeit standen die Spanier bewundernd vor dem magischen Laden und verglichen dessen Ordnung und Reinlichkeit mit der liederlichen, schmuzigen Art im eigenen Vaterlande, wo man mitten auf dem Straßenpflaster ganze Berge von jeder besondern Art aufbaut, reifes und unreifes, frisches und verfaulendes widerlich durcheinander gemischt.

Einer der Carlisten, Namens Leyva, der nach bezahltem Zuschuß in die allgemeine Kasse sich noch im Besitz einer ganzen Guinee sah, beschloß großmüthig, den Kameraden einen Antheil an seinen unermeßlichen Reichthümern zu gönnen.

Kinder, sprach er, laßt uns eintreten; ich tractire euch.

Wählt nur nicht vom Theuersten, denn ich habe nur eine Guinee und die darf doch nicht ganz daraufgehen.

Großer Kriegsrath! — Was wollen wir denn nehmen? — Ach, Weintrauben, die kosten ja gar nichts! — Und sie traten ein, ungefähr sechs Mann hoch, und ein jeder von ihnen nahm bescheiden eine kleine Traube, nicht zwölf Beeren hingen daran, aber sie wollten Leyva's Großmuth nicht misbrauchen.

Mit wichtiger Miene und die Hand vornehm in die Tasche gesteckt, trat dieser vor den Comptoirtisch und fragte mit dem Selbstvertrauen eines reichen Mannes: How much?

Funfzehn Schilling, lautete die Antwort der Demoiselle de Comptoir. Leyva verstand es nicht. Die Dame machte dreimal ihre niedliche Hand auf und zu und fügte der Pantomime den Namen der bekannten Münze hinzu. — Ohne sich den Schreck merken zu lassen, den er empfand, warf Leyva kaltblütig sein Goldstück auf den weißen Marmor und zündete sich gleichgültig eine Cigarre an, während das Fräulein die fünf Schilling, welche übrig blieben, hervorsuchte und sie ihm mit Worten des Dankes übergab. Ohne sie jedoch anzunehmen, verbeugte sich Leyva höflich und schrie ihr laut zu, damit sie es verstände; Para la muchacha! Para la muchacha! — Für das Mädchen — und entfernte sich mit würdevollem Anstand, aber mit leerer Tasche. — Stolz will ich den Spanier!

Diese zwölf Weinbeeren und der dritte Theil jener halben Flasche Bordeaux waren das Einzige, das Federico in der Art in London genossen hatte. Er entschädigte sich nun ordentlich, sättigte sich am Obst und sprach dabei fleißig der Bouteille zu.

Als der Conducteur sein „En voiture, Messieurs, s'il vous plait" ertönen ließ, kletterte er vergnügt auf seinen Platz zurück und fühlte sich hauptwohl infolge seiner reichlichen Libationen.

Gleich beim Einsteigen erzählte der Liberale seinem neuen Freunde und zwar wie natürlich in spanischer Sprache: Beobachten Sie, Caballero, daß in diesem Orte, wenigstens auf der engen Straße, die wir passiren, und die wahrscheinlich die breiteste im ganzen Neste ist, die Häuser nur aus dem Parterre und einer Dachstube bestehen. Vor vier Jahren kam ich hier durch und saß oben auf der Impériale, denn es war gleich nach der Julirevolution, das ganze Land strömte nach Paris und ich hatte keinen bessern Platz finden können. Während wir nun durch diese Straße fuhren, eilten die neugierigen Einwohner an Thüren und Fenster, um sich die Diligence anzusehen. Aus der Dachstube eines Hauses in kurzer Entfernung von mir blickte eine alte Frau ebenfalls auf die Straße; dicht neben ihr stand auf einem Bret ein Topf, der aber kein Blumentopf war. — Ein Gedanke fährt mir durch den Kopf, und als wir vor der alten Hexe vorbeirasseln, halte ich mich fest an den Riemen, der zum Hinaufklettern dient, hänge mich zum Wagen hinaus, ergreife das oben angedeutete Geschirr vor der Nase der erschrockenen Eigenthümerin und setze es, ungeachtet ihres Schimpfens und Schreiens und Weinens, zehn Häuser weiter auf ein anderes Fensterbret hin. Ich sehe noch das verwunderte Gesicht des beraubten Weibes und höre den jämmerlichen Ton, mit welchem sie ausrief: „Mon pot, mon pauvre pot! Au voleur, au voleur!"

Dem guten, ein wenig angestochenen Federico kam die einfältige Geschichte so komisch vor, daß er, alle Vorsicht vergessend, in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Blitzschnell wandte der Emigrirte sich an ihn und fragte etwas spöttisch: No decia Vsté que no habla español?*)

Der ertappte La Torre behielt dessenungeachtet Geistesgegenwart genug, um in gebrochenem Spanisch zu antworten: Oh! mí entender uno poco!**)

Aber der Blick, den der Liberale auf ihn warf, war so mistrauisch und so stechend, daß Federico sich in seine Ecke warf und die Augen schloß, um zu überlegen, wie er seine Dummheit wieder gut machen und dem boshaften Spion entgehen könnte.

In Paris angekommen, ergriff er rasch seinen Nachtsack, und während jener und Gabriel sich nach ihrem Gepäck umsahen, eilte er ins Bureau, nahm sich einen Platz für den folgenden Morgen um 4 Uhr, aber nur bis Orleans, und stürzte ohne Abschied fort und in die erste beste Kneipe, wo er sich gleich zu Bett legte, um nicht gesehen und entdeckt zu werden.

Den nächsten Tag zur besagten Stunde saß er wieder im Wagen und rollte nach Süden zu.

Kaum auf der gepflasterten Landstraße hinausgekommen, wurde seine Diligence, die zu den Messageries Royales gehörte, von dem zu gleicher Zeit abfahrenden Wagen von Lafitte et Caillard eingeholt. Da beide Unterneh-

---

*) Sagten Sie nicht, daß Sie nicht spanisch sprechen?

**) Oh! ick verstehen eine wenick.

mungen sich die heftigste Concurrenz machten, begannen sogleich die zwei plumpen Rumpelkasten einen haarsträubenden Wettlauf, der, merkwürdigerweise ohne Unfall, bis zur nächsten Station dauerte.

Federico, der diesmal, um statt fünf nur zwei Nachbarn resp. Feinde zu haben, im Coupé reiste, verkroch sich so gut er konnte und verbarg sich vor den Blicken der im andern Wagen neben ihm her galopirenden Spione.

Er wußte freilich nicht und sollte es auch erst mehrere Jahre später erfahren, daß sein Freund Gabriel, den er eben in Orleans abwarten wollte, einer von diesen gefürchteten Spionen war. Da er sich aber ebenso und aus demselben Grunde wie La Torre versteckte, so konnten sie sich natürlich nicht sehen und durch diesen Zufall trennten sich ihre beiderseitigen Pfade, um sich nach langer, langer Zeit wieder zu durchkreuzen.

Während Federico nun in Orleans aussteigt und vierundzwanzig Stunden lang jede von Paris ankommende Diligence genau untersucht, um zu sehen, ob sein Freund sich unter den Reisenden befindet, will ich in kurzen Worten erzählen, auf welche Weise dieser sich von seinem lästigen Gefährten befreite.

Sie begaben sich zusammen in eins der besten Hotels und soupirten herrlich. Gleich nach dem Souper gab Gabriel vor, zu seinem Gesandten gehen zu müssen, um zu erfahren, wie viele Tage es ihm vergönnt sein würde, in der liebenswürdigen Gesellschaft, die ihm des Himmels Gunst beschieden, die Freuden der Hauptstadt Frankreichs zu genießen.

Er verließ auch wirklich das Hotel, statt aber den

diplomatischen Besuch zu machen, an den er gar nicht dachte, stellte er sich im gegenüberliegenden Trottoir in den Schatten einer Laterne auf und wartete darauf, daß der Emigrirte ausginge. Das that dieser nun auch nach einiger Zeit. Gabriel lief augenblicklich in sein Zimmer zurück und schrieb jenem einen zärtlichen Brief, worin er seine plötzliche Flucht damit entschuldigte, daß er um Mitternacht mit dem Courrier abreisen müsse, weil, wie er soeben im mexicanischen Gesandtschaftshotel erfahren, das Schiff, mit welchem er in sein Vaterland zurückkehren wollte, seine Ladung unerwartet schnell eingenommen und schon in drei Tagen absegeln würde.

Er übergab den Brief an den Kellner zur Besorgung, bezahlte seine Rechnung, nahm seinen Nachtsack unter den Arm und eilte hinaus auf die Straße.

Er athmete hoch auf aus Freude sich so leichten Kaufs gerettet zu sehen; aber was nun? Es war schon fast Mitternacht, er kannte nicht die Straßen und sprach kein Wort französisch.

Auf dem Boulevard hielten noch eine Menge Fiaker; er wollte einen davon besteigen und sich ins Bureau des Diligences fahren lassen. Aber die Kutscher schliefen ganz gemüthlich auf hohem Bock; er wagte es nicht sie aufzuwecken, da er ohnehin nicht wußte, ob er sich ihnen verständlich würde machen können. Er schlich die lange Reihe hinauf; endlich fand er, was er suchte. Der Vorderste zündete eben seine Pfeife an, also war er wach. — Ohne sich weiter auf Erklärungen einzulassen, stieg er in den Wagen und rief voller Selbstvertrauen dem Automedon zu: Al Boureau des Dilichans.

Die pariser Gamins sind wie bekannt sehr aufgeweckt; die Droschkenkutscher rekrutiren sich aus älter gewordenen Gamins; kein Wunder also, daß der in so sonderbarer Sprache von Gabriel Angeredete ihn doch verstand und, was dieser freilich nicht wissen konnte, ihn, statt nach den Messageries Royales, mit welchen er nach Paris gekommen, nach den ganz in der Nähe gelegenen von Lafitte et Caillard fuhr. — Es war noch nicht 1 Uhr Morgens; alles schlief und Gabriel versuchte vergeblich, in der Stube des durch ein Trinkgeld gewonnenen Portier ein paar Stunden lang das Nämliche zu thun.

Um 3 Uhr wurde es lebendig im Hofe und die Bureaux öffneten sich. Gabriel durchlief sie eins nach dem andern, indem er den noch halb schlafenden Schreibern verzweiflungsvoll zuschrie: Bordeaux, Monsieur Allemand; nombre impossible!

Comprends pas, Monsieur, wurde ihm jedesmal brummig geantwortet. Es war aber auch schwer, daß die guten Leute ihn verstünden, selbst wenn sie gewußt hätten, daß nombre auf spanisch nicht Zahl, sondern Namen bedeutet.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß es ihm unmöglich sein würde, die Spur Federico's wiederzufinden, ergab sich der arme Gabriel in sein Geschick und begnügte sich damit, Bordeaux auszurufen. Nun verstand man, was er wollte. Er bekam sein Billet, bestieg seinen Wagen und rollte nach einer Stunde mit der andern Diligence, in welcher der gesuchte Freund saß, um die Wette nach Süden.

Kein Wunder, daß der in Orleans ausgestiegene La Torre ihn dort vergeblich erwartete und endlich, die Geduld verlierend, seine Reise weiter fortsetzte, indem er, obgleich sein Paß nur bis Bordeaux lautete, muthig einen Platz gleich bis Bayonne nahm.

Zehntes Kapitel.

Die französischen Gensdarmen. — Ankunft in Bayonne. — Besuch bei Herrn Détroyat. — Es war der Falsche. — Scene beim Richtigen. — Endliches Verständniß. — Unverhoffte Zusammenkunft mit Doña Blanca, Dolores und Genaro im Hotel Saint-Etienne. — Gegenseitige Mittheilungen. — Drollige Zumuthung Genaro's an Federico. — Abschied und Abreise. — Verkleidung. — Abenteuer beim Ueberschreiten der Grenze. — Ankunft in Spanien. — Betrachtungen Federico's. — Cartolas. — Rast in Zugarramurdi.

Die französischen Gensdarmen bieten seit vielen Jahren ihren schelmischen Landsleuten ein beliebtes Thema zu beißenden Witzen und unverdientem Spott; trotzdem sind sie für die große Mehrzahl der Nation eine Art von uniformirter Vorsehung in Dreimaster. Die Minderzahl, das heißt die Spitzbuben und diejenigen, welche, ohne Spitzbuben zu sein, mit falschem Passe reisen, die denkt freilich anders, und wenn sie sich über die guten Leute nicht lustig macht, so geschieht es einfach und allein, weil sie sich vor ihnen fürchtet. — Zu dieser Minderzahl gehörte, wie der Leser weiß, unser Freund Federico.

Wie oft mußte er unwillkürlich zittern und beben, wenn so ein vermaledeiter Kerl mit weißbetreßtem, dreieckigem Hute und gelbem Lederzeug sich in der Ferne blicken ließ oder gar an den Wagen herantrat und die Reisenden höflich, aber ernst ersuchte, ihre Legitimationen vorzuzeigen. Bis Bordeaux, wohin La Torre's Paß ausgestellt war, da ging es noch an, denn er befand sich halb und halb in Ordnung, und der Diener der Gerechtigkeit konnte ihm nichts anhaben, wenn ihm der angenommene Name nicht auffiel, und das war fast undenkbar. Aber von Bordeaux an, da standen die Sachen schlimmer und bei den Sympathien der französischen Regierung für die Königin Isabel bedurfte es keines großen Unglücks, damit unser Freund unterwegs aufgehalten und arretirt würde.

Er hatte die Beobachtung gemacht, daß die Gensdarmen, wahrscheinlich von dem irrigen Grundsatze ausgehend, daß die Spitzbuben lauter arme Schlucker sein und nur auf der Impériale oder in der Rotunde reisen müßten, die Bewohner des Intérieur sehr selten, die des Coupé fast gar nicht incommodirten. Aus diesem Grunde hatte er seinen Platz im letztern genommen, und diese Vorsicht war vom herrlichsten Erfolg gekrönt worden, denn er kam glücklich bis Saint-Esprit, auf dem rechten Ufer des Adour und unmittelbar gegenüber von Bayonne gelegen. Dort gab er dem Conducteur ein Trinkgeld und bat ihn, seinen Reisesack aufzubewahren, bis er vom Hotel aus danach schickte, denn er wolle zu Fuß in die Stadt gehen und sich dabei die Schiffbrücke genau ansehen. Der Conducteur lächelte, denn er sah wohl ein, daß der eifrige Promenadenfreund nur dem lästigen Gensdarmen aus dem Wege gehen wollte,

der jedesmal bei Ankunft einer Diligence anwesend ist und die Papiere sämmtlicher Reisenden visitirt. Aber was kümmerte ihn das? Er strich sein Geld ein und trabte weiter, während Federico wie ein harmloser Spaziergänger flanirend in die Stadt einzog.

Es war gegen 9 Uhr morgens; er frühstückte, machte seine Toilette und erkundigte sich gleich nach einem gewissen Mr. Détroyat, den der Bischof von Leon ihm als den carlistischen Agenten genannt, der für sein weiteres Fortkommen sorgen würde. Er hörte mit Freude, daß Mr. Détroyat in der Nähe wohnte, ließ sich das Haus beschreiben und war nach wenigen Minuten in seinem Comptoir.

Mr. Détroyat war ein ältlicher, ernster Mann, der ohne eine Miene zu verziehen die offenherzigen Mittheilungen des Spaniers ruhig anhörte. Mein Herr, sprach er sehr höflich, aber mit einem gewissen spöttischen Zug um die Lippen, als Federico zu Ende gekommen, es thut mir unendlich leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich in mir vollständig geirrt haben. — Weit davon entfernt, die Sache des Don Carlos zu begünstigen, je fais des voeux für den Triumph der Königin. — Es wundert mich, daß man Sie nicht besser instruirt hat, denn obgleich ich wirklich Détroyat heiße, so bin ich doch nicht der, den Sie suchen, sondern nur dessen Onkel. Mein Neffe, zu dem ich Sie sogleich werde führen lassen, der scheint allerdings nach allem, was ich höre, der Mann zu sein, bei welchem Sie die gewünschte Hülfe finden dürften.

Mein Herr, erwiderte der erschrockene Federico, indem ich Ihnen für Ihre beabsichtigte Freundlichkeit herzlich danke, möchte ich es noch wagen, zwei Bitten an Sie zu

richten: erstens, daß Sie als Ehrenmann, als Franzose an mir handeln und mein unfreiwilliges Vertrauen nicht misbrauchen, und zweitens, daß Sie mich wegen desselben nicht für dümmer halten als ich wirklich bin. Man hat mich an Mr. Détroyat in Bayonne, wie an den einzigen dieses Namens, adressirt und mir auf mein Verlangen nach einem Empfehlungsbrief die Antwort ertheilt, daß es ganz überflüssig wäre, indem die Papiere, deren Ueberbringer ich bin, mich vollständig bei ihm legitimiren würden.

Ich verspreche Ihnen, Sie nicht zu verrathen, entgegnete galant der Franzose, und halte Sie für vollkommen unschuldig an dem stattgefundenen Quidproquo. Ja, ich will noch mehr thun, nämlich Ihnen den Rath geben, daß Sie sich in Acht nehmen, wenn Sie ins Haus meines Neffen gehen, denn ich weiß, daß, obgleich es ein Hotel ist, die Polizei ein wachsames Auge auf dasselbe und auch auf die Aus- und Eingehenden hat. Der junge Mann, den ich Ihnen zum Wegweiser geben will, soll Sie aus diesem Grunde zur Hinterthür hineinführen.

Federico dankte dem ernsten, aber freundlichen Mann und folgte dem von ihm gerufenen Begleiter.

Mr. Détroyat, der Neffe, sollte nicht zu Hause sein, wohl aber seine Gattin, bei welcher der Spanier sich sogleich anmelden ließ.

Er wurde in ein elegantes Zimmer geführt und erwärmte sich eben am freundlichen Kaminfeuer, als eine sehr schöne, junge Frau eintrat, die sich nach seinem Begehren erkundigte.

Durch die eben erfahrene Täuschung vorsichtiger gemacht, erkundigte sich Federico mit liebenswürdiger Höflich-

keit: Habe ich die Ehre vor Madame Détroyat zu stehen?

Ich bin Madame Détroyat, mein Herr.

Könnte ich das Vergnügen haben, Ihren Herrn Gemahl zu sprechen, Madame?

Das ist leider nicht möglich, Monsieur, denn er ist abgereist.

Dürfte ich Sie fragen, Madame, wann er wol zurückzukehren gedenkt?

Das kann ich Ihnen nicht sagen, Monsienr, mein Mann wußte es selber nicht, als er mich verließ.

Das ist ein wahres Unglück für mich, Madame, denn ich habe ihm eine sehr wichtige Mittheilung zu machen.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er ein leises Geräusch im Kamin vernahm, darauf hinblickte und eine Klappe sah, die sich drehte und zwei Beine zum Vorschein kommen ließ. Den Beinen folgte bald ein ganzer Mann, der sich mit mistrauischem Blick zu Federico wandte und sprach: Ich bin Détroyat, was steht zu Ihren Diensten?

Lächelnd sah der Spanier zuerst zu der Gattin des gespensterhaft Erschienenen und sagte ihr: Madame, ich gratulire Ihnen herzlich zur unerwarteten Rückkehr Ihres Mannes von seiner langen Reise.

Je vous remercie, Monsieur, sprach sie erröthend und entfernte sich aus dem Zimmer.

Komisch war das Gespräch, welches sich nun zwischen Mr. Détroyat und unserm Freunde entspann. Dieser fürchtete sich, eine neue bévue zu begehen, während jener sich die Wichtigkeit eines der Regierung gefährlichen Conspira-

teurs gab und die Angst, arretirt zu werden, nicht verbergen konnte, wenn er überhaupt nicht mit einer solchen kokettirte.

Was steht zu Ihren Befehlen, mein Herr? erwiderte er mit feierlicher Miene.

Habe ich wirklich das Glück mit Herrn Détroyat zu sprechen? fragte Federico seinerseits.

Der bin ich allerdings.

So? also sind Sie der Neffe Ihres Herrn Onkels, ich meine des Onkels gleichen Namens wie Sie, der aber, zum Unterschied von Ihnen, voeux für den Triumph der Königin Isabel macht, während Sie selbst . . . .

Monsieur!

Seien Sie ruhig, mein Herr, ich bin wahrlich kein Polizeispion.

Was verlangen Sie denn eigentlich von mir?

Nicht viel; nur daß Sie die große Güte und Freundlichkeit haben, mir im Vertrauen mitzutheilen, welche Ihre politischen Meinungen sind?

Das ist ein Verhör, mein Herr, zu welchem ich Ihnen kein Recht einräume.

Ich spreche auch nicht von Recht, sondern nur von Gnade. Ich suche einen Mr. Détroyat auf, an den ich mich in einer wichtigen Angelegenheit wenden soll; man gibt mir seine Adresse; ich gehe hin, theile ihm mein Anliegen mit, und auf einmal kommt er mir mit seinen voeux für die Königin, ist aber doch liebenswürdig genug, mich zu Ihnen, seinem Neffen, zu schicken, überzeugt, daß Sie derjenige sind, den ich in ihm zu finden glaubte. Diese Ueberzeugung, ich möchte sie theilen, um nicht zum zweiten

mal aus der Schule zu schwatzen. Verstehen Sie mich, mein Herr?

Nicht ganz, erwiderte argwöhnisch der Mann der schönen Frau.

Es wird schon kommen, fuhr La Torre fort. Nicht wahr, Sie haben hier in Bayonne einen Onkel, der ebenso wie Sie heißt? Die Antwort auf diese Frage kann Sie doch nicht compromittiren, selbst wenn ich der Polizeiminister wäre.

Das ist richtig, ich habe in Bayonne den Onkel, von dem Sie sprechen.

Nun sagen Sie mir, bitte, ob Sie dessen einziger Neffe sind, d. h. hier im Orte und von demselben Familiennamen. Das ist doch auch unverfänglich.

Hier im Orte und in der ganzen Welt bin ich der einzige Neffe meines Onkels Détroyat.

Nun, ich sehe mit Freuden, daß wir nach und nach weiter kommen! Wenn Sie also der einzige Anverwandte in diesem Grade des liebenswerthen, ich sage nicht liebenswürdigen, Herrn Détroyat wirklich sind, so sind Sie auch ein Parteigänger, sogar ein Agent des rechtmäßigen Königs von Spanien, Don Carlos Quinto de Borbon.

Monsieur, ich will Ihnen nicht erst sagen, wie ich Ihr Benehmen und Ihre Fragen und Vermuthungen finde.

Vermuthungen, sagten Sie, mein Herr? O nein! Gewißheiten wäre richtiger gewesen. Ihr Herr Onkel ist ein Ehrenmann; an ihn müssen Sie sich halten, wenn es Ihnen nicht recht ist, daß ich von Ihren Sympathien für die Sache der Legitimität unterrichtet bin.

Und was sollten Ihnen diese Sympathien nutzen, selbst angenommen, daß ich sie wirklich empfände.

Geben Sie zu, daß Sie sie empfinden?

Das habe ich nicht gethan; ich habe nur gefragt, inwieweit Sie selbst dabei interessirt sein könnten.

Aha! ich soll das erste Pfand geben! — Aber meinetwegen. Es ist ja natürlich, daß Sie zweifeln. — Wir wollen also annehmen, daß Ihr Herr Onkel mir die Wahrheit gesagt hat, und daß Sie so eine Art von carlistischem Generalconsul in Bayonne sind.

Angenommen.

In diesem Falle muß ich doch vermuthen, daß Sie einem Offizier des Königs, der sich bei Ihnen meldete, um durch Ihre freundliche Vermittelung wichtige Papiere, die ihm anvertraut sind, ins Hauptquartier zu bringen, einen sichern Führer verschaffen würden?

Das thäte ich ganz gewiß und mit der größten Freude, denn ich nehme gleichfalls an, daß besagter Offizier nicht ohne einen Empfehlungsbrief von seiner Behörde kommen würde.

Ja, Sie haben vollkommen recht: wenn er aber eine solche Legitimation verlangt und die Behörde ihm geantwortet hätte, daß sie überflüssig wäre, was würden Sie da thun?

Ich würde sehr bedauern, eben nichts für ihn thun zu können.

Aber als Agent seiner Partei müssen Sie am Ende doch Schrift und Siegel Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzessin von Beyra und Sr. Eminenz des Herrn Bischofs von Leon kennen?

Natürlich kenne ich sie ... das heißt, müßte ich sie kennen, wenn ich ein solcher Agent des Königs wäre. Deshalb würde ich von dem angeblichen carlistischen Offizier verlangen, daß er mir die Documente vorzeigte, deren Ueberbringer zu sein er mir versichert hätte.

Hier sind sie, Mr. Détroyat; ich sehe, daß Sie mein Mann sind.

Détroyat erkannte wirklich Adresse und Wappen und konnte, als Federico ihm sein Abenteuer mit dem Onkel ausführlich erzählte, sich nicht genug über die Unvorsichtigkeit in London wundern.

Da das Haus des Herrn Détroyat, wie schon angedeutet, ein Hotel und zwar das Hotel Saint-Etienne, eines der besten in Bayonne, war, entschloß sich La Torre, ein Zimmer in demselben zu nehmen, um durch das Hin- und Hergehen zum carlistischen Agenten den Verdacht der Polizei nicht zu erregen.

Sein neuer Wirth versprach soeben, für einen guten zuverlässigen Führer nach Navarra sorgen zu wollen, als die schöne, junge Frau wieder ins Zimmer trat und unsern Freund mit mysteriöser Miene an ein Fenster rief.

Verwundert blickte der Franzose auf dieses Einverständniß zwischen seiner Gattin und dem Fremden, entfernte sich aber doch aus der Stube mit der den Ehemännern eigenthümlichen, hier aber ganz und gar gegründeten Gemüthsruhe.

Mein Herr, sprach Madame Détroyat zu unserm nicht wenig erstaunten Freunde, ich sehe mit Freuden, daß Sie sich mit meinem Manne verständigt haben, und hoffe, daß Sie auch mir Ihr Vertrauen schenken werden.

Madame, Sie haben mir schon so deutliche Beweise von Ihrer Klugheit und Verschwiegenheit gegeben, daß ich kein Bedenken tragen würde, Ihnen irgendein Geheimniß mitzutheilen, das mich allein anginge; ich habe aber leider kein solches.

Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, mein Herr, und glaube, Ihnen versichern zu können, daß ich sie verdiene.

Davon bin ich fest überzeugt, Madame.

Heißen Sie nicht Don Federico de la Torre?

Das ist wirklich mein Name, erwiderte erschrocken unser Freund; doch woher...?

Das sollen Sie gleich erfahren, sprach die junge Frau, freudig von ihrem Stuhl aufspringend. Folgen Sie mir, fügte sie hinzu, ihre feine weiße Hand in den Arm des Verwunderten legend.

Auf diese angenehme Weise gefesselt, ließ er sich von der holden Zauberin blindlings führen.

Sie kamen an ein Zimmer in der ersten Etage.

Madame Détroyat pochte leise an die Thür, öffnete diese und schob den nichts begreifenden Federico mit den Worten hinein: Er ist es; da haben Sie ihn!

Der junge Spanier drehte sich nach der Verrätherin um, eine Erklärung zu verlangen, doch die Thür war schon zugeschlossen und zwei feine Damenhände deckten seine Augen zu.

Geben Sie Ihr Wort, nicht aufzublicken, bis ich es Ihnen erlaube, sprach eine ihm nicht unbekannte Stimme in spanischer Sprache, so lasse ich Sie in Freiheit, sonst thue ich es nicht, bis Sie errathen haben, wo Sie sind.

Señora, ich bin zum Errathen viel zu ungeschickt und ergebe mich in Ihren Willen. Ich werde die Augen zuhalten.

Ein Mann, ein Wort, erwiderte die Dame, ließ ihren Gefangenen los und führte ihn bei der Hand vorwärts, bis sie ihn mit sanfter Gewalt in ein Fauteuil hineinsetzte.

Federico hörte die Bewegungen von einigen Personen, die zu ihm herbeieilten.

Jetzt können Sie in die Höhe sehen, befahl die Stimme.

Er gehorchte, doch wer beschreibt seine Freude, als er Doña Blanca, Dolores und einen ihm unbekannten Knaben erkannte, die mit freudigen Blicken um ihn herumstanden!

Er sprang hastig auf, küßte Doña Blanca's Hand und schloß die bewegte Dolores in seine Arme.

Im Namen meines brüderlichen Freundes und ganz frisch von ihm, sprach er und berührte die Stirn des sanften Mädchens mit seinen Lippen.

Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen? fragte sie erröthend; war er wohl? Kommt er nicht auch bald?

Kinder, meinte Doña Blanca, das können wir alles sitzend anhören.

Sie nahmen Platz und nun, nachdem letztere ihren Sohn Genaro vorgestellt, mußte Federico erzählen. Die Damen wußten gar nichts; die Ankunft der jungen Leute in Portugal, das war alles, was sie aus La Torre's Brief an seine Tante Doña Leonor erfahren hatten.

Stumm und mit Thränen der Rührung hörten sie von den Abenteuern, Irrfahrten und Leiden der jungen Freunde; aber alles war ja mit Gottes Hülfe glücklich überstanden

und Eduardo auch im Begriff nach Spanien in den Kampf zu eilen! Wie herzlich wurde bedauert, daß er auf dem von der Prinzessin gemietheten Schooner und nicht zu Lande kommen sollte! Wie gern hätten sie ihn wiedergesehen!

Vielleicht ist es noch möglich, tröstete La Torre die betrübte Dolores, schreiben Sie ihm recht schnell nach London und fügen Sie Ihrem Brief einen Wechsel auf kurze Sicht bei. Dann ist es noch möglich, daß er über Bayonne reist.

Aber wir schrieben ihm schon so oft nach England, nach Portsmouth, wo wir Sie alle wußten, und Sie sagen uns, daß er doch keinen einzigen Brief erhielt!

Das wird schon anders werden, da ich Ihnen seine genaue Adresse angeben kann.

Dolores ging sogleich ans Werk. Unterdessen erzählte Doña Blanca ihre eigenen Erlebnisse und die vielfachen Gefahren, denen auch sie, schwache Frauen, ausgesetzt gewesen.

Genaro, sprach sie zuletzt zu ihrem Sohne, vielleicht hauptsächlich um das Lob zu unterbrechen, welches der junge Offizier dem Knaben für den bewiesenen Muth spendete; thue mir den Gefallen, zu unserm Bankier zu gehen, du kennst ihn ja schon und sein Comptoir auch. Sage ihm in meinem Namen, ich ließe ihn bitten, mir sogleich einen Wechsel nach Sicht auf London im Betrag von hundert Pfund Sterling zu schicken. Wird diese Summe für den Augenblick ausreichend sein? fragte sie La Torre.

Ganz vollkommen, erwiderte dieser, und Genaro entfernte sich, nachdem er seiner Mutter die Versicherung gegeben, daß er sie ganz gut verstanden habe und ihren Auftrag pünktlich ausrichten werde.

Und Ynés? erkundigte sich Federico mit Theilnahme. Doña Blanca erröthete, sichtbar verlegen, als sie zur Antwort gab: In Carriedo bei ihren Aeltern.

Der Offizier bemerkte die Verlegenheit. Er dachte sich, daß die Frau von Velasco aus einem oder dem andern Grunde, vielleicht aus Unzufriedenheit mit der etwas heftigen Pflegetochter, den Entschluß gefaßt haben könnte, das junge Mädchen in Spanien zurückzulassen. Er sprach daher mit anscheinender Gleichgültigkeit: Ich fragte nur nach Ynés, weil ich ihr Nachrichten von einem ihrer Vetter, Namens Joseph, geben wollte, der in Portugal als Offiziersbursche in meinen Diensten stand.

In Ihren Diensten? erkundigte sich Doña Blanca verwundert.

Warum denn nicht, Señora? erwiderte La Torre. Der Oberst Fulgosio empfahl mir den Jungen und ich nahm ihn an.

Wie waren Sie mit ihm zufrieden?

Er war wol etwas impertinent und naseweis, Señora, nahm sich auch manches heraus, was er lieber hätte unterlassen sollen, aber im ganzen war es doch ein guter Junge, den ich recht gern hatte.

Und er selbst sagte Ihnen, daß er ein Vetter der Ynés sei?

Ja, überhaupt sprach er mir sehr oft, zu oft vielleicht, von seiner liebenswürdigen Cousine. Es sah fast aus, als hätte er es darauf abgesehen, eine Neigung für dieselbe in meinem Herzen zu erwecken. Aber damals lebte ja noch die arme gute Clara!

Und was wurde schließlich aus dem jungen Menschen?

fragte Doña Blanca, ruhiger geworden nach Federico's Antworten.

Ich weiß es nicht, Señora; ich war mit Eduardo damit beschäftigt, unsere Leute und ihre Waffen zu übergeben, als zwei Männer zu Joseph traten, der mit dem Pferde auf mich wartete, und ihn ins Wirthshaus lockten. Wir suchten ihn später auf, fanden ihn aber nicht. Da erfuhren wir, daß die beiden Fremden ihn fast mit Gewalt entführt hatten. Die ganze Geschichte ist mir unbegreiflich.

Und versuchten Sie nicht, Ihren Diener zu befreien?

Wir konnten es nicht wagen. Die Räuber, wenn es wirklich welche gewesen, waren sehr gut beritten und schon vor einer ganzen Stunde im gestreckten Galop nach Spanien zu davongeeilt. Wir fürchteten auch, von unsern Kameraden und vom König getrennt zu werden und uns nicht mit denselben einschiffen zu können.

Ich danke Ihnen, Don Federico, für alle Ihre freundlichen Mittheilungen; doch Sie sagten vorhin, daß Sie auch in das Hotel Saint-Etienne ziehen wollen, und da haben Sie gewiß noch einiges für diesen Umzug zu ordnen. Ich lasse Sie daher in Freiheit und erwarte Sie um 11 Uhr zum Frühstück; denn es versteht sich doch von selbst, daß Sie uns so wenig wie möglich von den kurzen Stunden entziehen, die Sie überhaupt in Bayonne zu bleiben beabsichtigen.

Sie können sich denken, Señora, daß ich mir eine solche Freude nicht versagen werde; ich nehme mit Dank an und empfehle mich Ihnen auf baldiges Wiedersehen.

Noch ein Wort, Don Federico, und verzeihen Sie es meinem Mutterherzen, wenn ich Ihnen indiscret erscheinen

sollte. Sie sind mit Ihrem Herrn Vater gespannt; er ist, wie Sie mir erzählten, wenige Meilen von hier in Pau. Wollen Sie ihm nicht einen Besuch machen, um sich mit ihm zu versöhnen? Sie ziehen in den Krieg, in einen blutigen Krieg. Unser Leben steht in Gottes Hand. Ein Unglück könnte geschehen; wer weiß, ob Sie Ihren Vater je wiedersehen!

Ich danke Ihnen, Señora, für Ihre mütterliche Theilnahme und will Ihnen offen und ehrlich antworten. Wichtige Papiere sind mir anvertraut worden, die ich sobald als möglich dem König bringen muß. Hätte ich nicht diesen Grund zur Eile, es würde mir an Reisegeld fehlen. — Sie wollen mir Ihre Börse anbieten, gnädige Frau, ich sehe es Ihnen an, daß Sie es thun wollen, aber in Ihrem Zartgefühl nicht wissen, wie Sie es anfangen könnten, ohne meinen Stolz zu beleidigen. Aber beruhigen Sie sich, Señora, denn ich würde selbst von Ihnen nicht das Geringste annehmen, nicht einmal als ein Darlehn. Es ist auch gar nicht nöthig, denn selbst wenn ich eine volle Kasse hätte, ich würde doch nicht nach Pau zu meinem Vater reisen.

Warum denn nicht, Don Federico?

Weil ich mich vor seinen Vorwürfen, namentlich vor seinen Bitten fürchte. Wie gern würde ich meine Mutter, meine einzige Schwester, meine jüngern Brüder umarmen! wie gern würde ich vor allen Dingen meinem Vater zu Füßen fallen und ihn um Verzeihung für mein unkindliches Benehmen bitten! Aber es geht nicht an. Er würde mich zurückhalten wollen, und ich würde mich selbst als einen Verräther erklären müssen, wenn ich mich zurück-

halten ließe. Mein Widerstand würde alles verschlimmern. Nein, nein; ich bleibe.

Wollen Sie da nicht wenigstens schreiben?

Ja, Señora, das will ich, und ich hatte es mir auch schon vorgenommen.

Federico's Umzug in seine neue Stube machte ihm keine große Mühe; wir wissen, daß sein Reisegepäck aus einem einzigen Nachtsacke bestand.

Er hatte eben einen kurzen, aber herzlichen Brief an seinen zürnenden Vater vollendet und blickte gedankenvoll auf die Schildwache, die, seinem Fenster gegenüber, auf dem Festungswall auf und nieder ging, als seine Thür aufging und der kleine Genaro ins Zimmer stürzte.

Don Federico, sprach der anmuthige Knabe, Sie sind Eduardo's Freund; Eduardo ist der Bräutigam meiner Schwester; in seinem Namen verlange ich von Ihnen einen Dienst. Wollen Sie ihn mir leisten?

Erst muß ich doch wissen, worin er besteht, lächelte La Torre.

Ich will, daß Sie mich nach Navarra mitnehmen!

Nach Navarra? und wozu?

Wozu? Närrische Frage! Um für König Karl zu fechten; um meinen Vater zu rächen!

Wie alt bist du, mein lieber Genaro? erkundigte sich Federico, erfreut über die Entschlossenheit des Kindes.

Für wie alt halten Sie mich?

Höchstens vierzehn Jahre.

Nun? erwiderte der Knabe triumphirend und glücklich darüber, daß La Torre ihn für viel älter gehalten, als er

wirklich war; nun, ist das nicht schon ein ganz respectables Alter? Habe ich außerdem nicht auch schon Pulver gerochen und Eisen geschmeckt?

Und bei diesen Worten hielt er stolz seine von dem Bajonnet des Douaniers durchbohrte Hand vor des Offiziers Augen hin. Die Wunde war vollständig geheilt, aber eine tiefe, unauslöschliche Narbe zurückgeblieben.

Eine Flinte würde wol zu schwer für ihn sein, sprach Federico vor sich hin; aber das ließe sich schon einrichten, daß er nur den Degen zu führen brauchte!

Nicht wahr, mein Herr Hauptmann? ich käme ja auch als Cadet in Ihre Compagnie und Sie würden mich doch bald zum Avancement vorschlagen?

Gewiß, wenn du es verdientest. Aber komm, wir wollen zur Mamá gehen und sie um Erlaubniß bitten.

Ach, seufzte der enttäuschte Genaro, dann wird aus der ganzen Geschichte nichts und ich muß ruhig weiter in die Schule gehen!

Was, Schlingel! lachte La Torre auf, du wolltest doch wol nicht, daß ich dich gegen den Willen deiner Mutter in den Krieg führen sollte?

Warum denn nicht? erwiderte der Knabe weinend, sie wird es doch nicht gutwillig erlauben!

Angenehm, wenn auch traurig, verliefen die wenigen Stunden, die unser Freund in Bayonne bleiben durfte.

Er verbrachte die ganze Zeit in Gesellschaft der liebenswürdigen Familie, die er so unerwartet auf seinem Wege wiedergefunden hatte.

Der Umgang mit Doña Blanca, Dolores und Genaro

bot dem jungen Offizier einen so großen, längstvergessenen Reiz, daß, wenn er nicht mit Enthusiasmus in den Kampf gezogen wäre, es ihm vielleicht schwer, fast unmöglich geworden sein würde, sich von ihnen zu trennen.

Lächelnd, aber innerlich erfreut, hatte er erfahren, daß der kriegslustige Genaro kürzlich erst sein zwölftes Jahr überschritten hätte. Er mußte den muthigen Knaben für seine verlorenen Hoffnungen dadurch trösten, daß er ihm versprach, ihn nachkommen zu lassen, sobald sein Alter es erlauben würde.

Doch es mußte geschieden werden.

Herr Détroyat hatte den versprochenen guten Führer bereits engagirt.

Federico nahm gerührten Abschied von der liebenswürdigen Familie Velasco und betrat am Nachmittag des auf seine Ankunft in Bayonne folgenden Tages den Weg nach den baskischen Provinzen.

Auf Détroyat's Wunsch hatte sich ihm für diese beschwerliche und vielleicht gefährliche Wanderung ein junger Franzose angeschlossen, welcher, nachdem er unter der Herzogin von Berri die Legitimität in Frankreich mit Unglück vertheidigt hatte, ein Gleiches nun, hoffentlich mit Glück, in Spanien versuchen wollte.

Beide Reisegefährten gingen wie zum Spazieren auf der madrider Chaussee zur Festung hinaus.

Nach einer halben Stunde Wegs sahen sie einen Basken, der verabredetermaßen links von der Landstraße saß und bei ihrem Anblick aufstand und langsam weiter abwärts ging. Sie folgten ohne Affectation und erreichten ihn an einem dichten Gebüsche, in welches er sie eilen hieß.

Rasch wurde nun zur Toilette geschritten, die runden Hüte weggeworfen, Röcke, Mützen und Halsbinden in ein Bündel gepackt und an ihre Stelle kurze Jacken angezogen, rothe Binden um den Leib geschlungen und blaue Baskenmützen aufgesetzt. Fünf Minuten waren kaum vergangen, als die beiden Abenteurer als vollständige Gebirgsbewohner wieder zum Vorschein kamen und rüstig über die duftende Heide neben ihrem kräftigen Führer dahinschritten. Dieser ließ sie noch aus Vorsicht einige Worte der Sprache des Landes mühsam erlernen, denn sie mußten vor mehreren Posten sowol von Douaniers als von Linientruppen passiren, und es war zu ihrer Sicherheit wünschenswerth, daß sie keinen Argwohn erregten. Der Uebergang über die Grenze ist zu jeder Zeit sehr scharf bewacht; die Kühnheit der spanischen Contrabandistas, welche namentlich Taback und Salz einschmuggeln, hat die französische Regierung gezwungen, einen starken Cordon von Zollwächtern in drei Linien aufzustellen und außer diesen stehenden Posten einen förmlichen Felddienst mit Schleichpatrouillen, versteckt liegenden Vedetten und Spionen zu organisiren. Alle diese eigentlich nur gegen die Pascher gerichteten Vorsichtsmaßregeln wurden nun auf höhern Befehl ebenfalls in politischer Beziehung angewendet und auf die Personen und die Transporte von Pferden, Waffen und Munition der Carlisten ausgedehnt, die nur mit der größten Noth den auf sie lauernden Gefahren entgehen konnten. Diese in der That fast unübersteiglichen Hindernisse wurden noch bedeutend dadurch vermehrt, daß alle Grenzortschaften Militärgarnisonen bekommen hatten, die, in Combination mit

den Douaniers, Feldwachen ausstellten und Vorpostendienst wie vor dem Feinde trieben.

Dessenungeachtet und wenn die Führer das Terrain gut kannten, was doch gewöhnlich der Fall war, gelang es den einzelnen Personen fast immer sich durchzuwinden; aber viele derselben wurden doch angehalten, untersucht und ins Innere des Landes, manchmal ins Gefängniß, zurückgeführt. Aus diesem Grunde hatte Mr. Détroyat verlangt, daß Federico ihm seine Papiere versiegelt anvertraute; er versprach, sie ganz sicher nach Navarra zu expediren, wo jener sie wieder in Empfang nehmen sollte, wenn er glücklich anlangte. Würde er aber unterwegs arretirt, so wären wenigstens die wichtigen Briefschaften auf diese Art gerettet. Ungern hatte La Torre nachgegeben, doch bald sollte er einsehen, daß die Vorsicht des erfahrenen Agenten nicht überflüssig gewesen war.

Er kam mit seinen Begleitern nach Sare und mußte beim Passiren der dortigen Brücke, auf welcher ein Militärposten stand, Anwendung von seinen soeben erlangten Kenntnissen in der baskischen Sprache machen. Der Führer sagte seinen beiden Schutzbefohlenen Gott weiß was, worauf diese mit einem deutlichen Bei, Jauna — ja, Herr — zu antworten hatten. In diesen drei Silben lag aber große Gefahr, denn das J des zweiten Wortes durfte unter keiner Bedingung auf spanisch, d. h. ungefähr wie das deutsche ch, sondern auf französisch-baskische Art wie ein i ausgesprochen werden.

Die schwierige Probe wurde glücklich überstanden; weder die Soldaten noch die Douaniers bemerkten den Betrug,

und die drei Reisenden kamen unbehelligt bei der Wache vorbei. Der Wahrheit zu Ehren und damit der Leser sich keine zu hohe Meinung von Federico's Sprachtalent macht, will ich nur gestehen, daß sein hauptsächlicher Schutz in der bereits eingetretenen Dunkelheit der Nacht bestand.

Jenseit der Brücke ging's eine Stunde lang querfeldein durch hohe Maispflanzungen, über Hecken und Gräben, bergauf und bergab.

Am Rande eines Abgrundes stand eine Wachthütte von Douaniers, und zwar auf einer Stelle, die nicht umgangen werden konnte. — Der Führer ging allein auf die Schildwache zu und fing eine lebhafte Unterredung mit derselben an. Er stellte sich betrunken, um ja viel Lärm machen zu können, damit die beiden jungen Leute durch den Graben am Wege auf Händen und Knien unbemerkt vorbeikriechen könnten.

Auch dieses Wagstück gelang und der betrunkene Führer konnte sich endlich unter dem Hohngelächter der angeführten Zöllner wieder entfernen.

Und wiederum ging es seitwärts in eine tiefe schwarze Schlucht hinab und eine halbe Stunde lang durch dieselbe hindurch.

Ein Wachtfeuer brannte auf der Höhe vor ihnen. Federico und sein Begleiter erhielten die Instruction, mit aller Vorsicht darauflos zu klettern, oben erst Athem zu schöpfen, dann im vollen Lauf bei dem Feuer vorbei über die gleich in der Nähe befindliche Brücke zu rennen und, ohne auf Geschrei oder etwaige Flintenschüsse zu achten, sich rechts von der Brücke in den Abgrund zu stürzen und unten zu warten.

Die Sache nahm eine ernste Wendung: Flintenschüsse, Abgründe, Sichhinabstürzen!! Aber es mußte ja sein, also vorwärts!

Das thaten nun auch die beiden jungen Legitimisten mit muthiger Zuversicht.

Der Führer entfernte sich von ihnen, als er sie unterwegs sah, und kletterte für seine Person mit der Schnelligkeit und Gewandtheit einer Gemse auf einer andern Stelle in die Höhe.

Plötzlich erschallt durch die Stille der Nacht ein gellender Pfiff; ein Stein rollt mit Gepolter vom hohen Felsen ins dunkle, unsichtbare Thal hinab; ein zweites mal wird gepfiffen; ein derber spanischer Fluch wird hörbar. Kein Zweifel, es sind die Contrabandisten, die sich durch Zeichen verständigen, um ihre verbotenen Waaren vor der Nase der Douaniers vorbeizuschmuggeln.

Diese sind wol derselben Ansicht; Federico und der Franzose, die schon ganz in der Nähe des Wachtfeuers sind, sehen ganz deutlich bei dessen Schein, wie jene nach ihren Waffen greifen und sich nach kurzem Kriegsrath eiligst in verschiedenen Richtungen trennen.

Jetzt ist der Augenblick gekommen; die Schildwache ist noch auf ihrem Posten geblieben; aber was thut ein einzelner Mann? Vorwärts!

Und vorwärts springen sie, tief gebückt und in schnellem Lauf, beim Douanier vorbei, über die Brücke weg und in die steile Schlucht hinunter.

Der überrumpelte Zöllner schimpft, spannt sein Gewehr, schreit halt! schießt, wüthet und ruft seine Kameraden herbei. Ja! das wird ihm was helfen! Die beiden Flücht-

linge sind schon in der Tiefe; die Kugel ihres Feindes, welche dicht bei ihnen auf einen Felsen geprallt, sie hat nur dazu gedient, ihren verzweifelten Lauf über Stock und Stein zu beschleunigen.

Mit blutenden Füßen und zerrissenen Kleidern, ermattet von der Gemüthsbewegung und von der Anstrengung, liegen sie unten und erwarten in willkommener Ruhe die Rückkehr ihres Führers, dessen List, um die Douaniers wegzulocken, so vollkommen gelungen ist. Wenn er nur nicht zu schnell wiederkäme, sie schliefen so gern ein halbes Stündchen!

Aber was war das? — Oben auf der hölzernen Brücke dröhnt heftiges Pferdegetrappel, Flintenschüsse erschallen hinter den eiligen Reitern her; halt, halt! schreit es von allen Seiten; Peitschen knallen; ein höllisches Hohngelächter und dann Grabesstille!

An Schlafen war nicht mehr zu denken, im Gegentheil, sich besser verstecken und ordentlich aufpassen.

Horch! da nahen sich Schritte! Sie kommen in gerader Linie vom Wachtfeuer her; gewiß, die Douaniers sind's. Die Reiter scheinen ihnen entgangen zu sein, und nun wollen sie wenigstens die Fußgänger einzufangen suchen! Nicht wahr, Federico, jetzt freust du dich, deine Papiere in Sicherheit zu wissen? An deiner Person selbst, da kann dem König weniger gelegen sein!

Aber nein, auch die soll nicht verloren gehen.

Der in der Dunkelheit Herankommende pfeift leise vor sich hin; die Melodie ist noch nicht zu unterscheiden. Jetzt nähert er sich. Er bleibt halten und pfeift wieder. — Hurrah! — Federico und sein Freund springen freudig auf

und eilen ihrem Führer entgegen. Sie haben ihn erkannt an dem verabredeten Liede!

Und er ist es wirklich — aber er ist verstimmt und mürrisch und unterbricht alle ihre neugierigen Fragen mit einem gebieterischen: Silence et en avant!

Die jungen Leute gehorchen verwundert. Aber Mr. Détroyat hat den Mann als im höchsten Grade zuverlässig empfohlen; wenn sie dessen Benehmen auch nicht begreifen, er wird schon seine guten Gründe dafür haben.

Er hatte sie in der That!

Kurz nachdem er die beiden Carlisten verlassen, wobei er die Richtung nach rückwärts eingeschlagen, um ihnen durch Herbeilockung der Wachtmannschaft die Passage über die gefährliche Brücke zu erleichtern, hatte er, wie wir gesehen haben, angefangen durch Pfiffe und Steinwürfe die Zeichen der Schleichhändler nachzuahmen. Er wollte die Rolle des Betrunkenen fortsetzen und mit dem unzurechnungsfähigen Zustand eines solchen seine zweideutigen Demonstrationen in den Augen der ohne Zweifel herbeieilenden Douaniers rechtfertigen.

Er stieg in dieser Absicht auf den früher verlassenen gewöhnlichen Weg hinauf, als er in einer Biegung desselben zu seinem größten Schreck mit einem energischen spanischen Fluch empfangen wurde. Er sah sogleich ein, daß er, ohne es zu wollen, mehreren seiner Kameraden ins Handwerk gepfuscht hatte. — Diese, sechs bis acht an der Zahl, saßen zu Pferde und jeder von ihnen führte eine starke Koppel an der Hand. — Die Thiere waren alle vollkommen gesattelt und aufgezäumt, mit umwickelten Hufen und mit einem aufgebundenen Sacke versehen, in welchem

Infanteriepatronen steckten. — Die Reiter hatten die Halfterstricke ihrer Koppeln gelüftet, damit, wenn eines der Pferde stürzte, es die andern nicht nach sich zöge oder aufhielte. — Sie waren eben im Begriff, gewaltsam und coute qui coute durch den Wachtposten hindurchzubrechen, als der Führer durch seine Zeichen ihnen die Douaniers, die sie unvorbereitet finden wollten, ungeschickterweise auf den Hals schaffte.

Aber es war keine Zeit zu verlieren; Erklärungen und Auseinandersetzungen mußten bis zu einer günstigern Gelegenheit verspart werden.

Der Führer schwang sich auf eins der Rosse und im Galop, marsch! commandirte der Chef des Transports.

Die auf der Straße herbeieilenden Zollsoldaten wurden über den Haufen geritten; ihre Kameraden gaben Feuer; die Pascher hieben auf die Pferde ein; einzelne Thiere fielen, aber der Trupp rasaunte über die Brücke hin und die Reiter verkündigten durch ihr Hohngelächter, daß sie verhältnißmäßig glücklich davongekommen waren.

Jenseit des Engpasses sprang der Führer auf die Erde und schlich in die Schlucht hinab, in welcher er den jungen Leuten Rendezvous gegeben hatte. Fluchend bewegte er sich abwärts mit einer Langsamkeit, die von seiner frühern Behendigkeit gewaltig abstach; der arme Teufel hatte eine Kugel in den Schenkel bekommen. Die Wunde war zwar nicht gefährlich und hatte zum Glück keinen Knochen berührt, aber sie schmerzte doch und bewog den Blessirten um so mehr zur Eile, da wegen des erfolgten Alarms auf jenem Theile der Zollinie ein sehr bedeutender Umweg nöthig geworden war.

Viele Stunden lang zogen die drei Flüchtlinge durch Wälder und Schluchten, über Felsen und Abgründe dahin; sie wateten durch kalte Gebirgsbäche und kletterten steile Abhänge hinauf, zuweilen hinstürzend, immer lauernd, oft in dornigem Gestrüpp sich verbergend, um einer vorüberziehenden Patrouille auszuweichen.

Der Morgen fing an zu dämmern, als sie, von den Flintenschüssen einer fernen Vedette begleitet und angetrieben, den letzten abschüssigen, kahlen Berg hinanklimmten, auf dessen hohem, weitschauendem Gipfel der Grenzstein zwischen Spanien und Frankreich stand.

Welch ein himmlischer Anblick!

Majestätisch ging die Sonne wie ein feuriger Ball im Osten auf; im Westen das blaue, ewige Meer; im Norden die üppigen, mit Landhäusern und Dörfern übersäeten Fluren Frankreichs; im Süden Spanien! Ja, Spanien! da lag es endlich vor ihren Füßen, in seiner wilden romantischen Pracht! Da verschlangen sich in wilden Knäueln die schroffen Gebirge, die letzte Zuflucht des von Europa feig und treulos verlassenen Königthums! Da schimmerten im rosigen Sonnenlichte die von *seinen* Feinden besetzten San-Sebastian, Yrun, Oyarzun und Tolosa! Wie weiße Punkte tauchten allmählich am duftigen Vorgebirge von Machichaco die Segel der zu *seinem* Verderben alliirten Flotten hervor! Armer, armer König Karl! Ueberall von deinen mächtigen, erbitterten Feinden umgeben, von deinen ängstlichen Freunden vergessen, auf diesen kleinen Winkel deines Reichs beschränkt, und du willst noch kämpfen? Und du hoffst noch zu siegen? Ja, heldenmüthiger Enkel des heiligen Ferdinand, verzage nicht! Siehst du dort im fernen,

fernen Westen die purpurnen Berge ragen? — Dort stand die Wiege deiner Monarchie! Wie du jetzt hier gegen die Revolution, gegen das betrogene Frankreich, gegen das räuberische England, so kämpfte dort dein Ahnherr Pelayo gegen den verbündeten Orient! Sieben Jahrhunderte lang dauerte der blutige Kampf, aber das Kreuz siegte doch über den Halbmond! Auch deine gerechte Sache wird endlich siegen. Deine Brüder die Könige und die Kaiser mögen dich immerhin verlassen: Gott ist mächtiger als sie, und der wird dir, uns und deinem Volke beistehen! —

Als Federico, durch diese Hoffnung gestärkt und neu belebt, wieder aufstehen wollte, um das nahe gelegene Dorf Zugarramurdi zu erreichen, war er es nicht mehr im Stande. Die Seele war stark, der Körper aber schwach.

Die drei Reisenden, vom Klettern erhitzt, hatten sich gleich bei ihrer Ankunft auf spanischem Boden zum Ausruhen hingelegt und waren kalt und steif geworden. Um keinen Preis hätten sie es vermocht, einen Schritt weiter zu thun. Der Führer, der nun, um seine Mattigkeit zu erklären, sein nächtliches Abenteuer und seine Verwundung erzählte, rief einen in der Nähe seine Schafe weidenden Hirten herbei und bat ihn, einige Schalen Milch zu bringen. Der Baske erfüllte bereitwillig diesen Wunsch, und während Federico und seine Begleiter ihren Wolfshunger einigermaßen und interimistisch stillten, lief jener ins Dorf, um Leute mit Maulthieren herbeizuschaffen.

Während seiner Abwesenheit, die eine reichliche halbe Stunde dauerte, überzeugten sich die jungen Leute aufs neue davon, daß es ihnen ganz unmöglich sein würde,

aufzustehen, geschweige denn der erwarteten Hülfe langsam entgegenzugehen.

Aus Rücksicht für ihren verwundeten, treuen Führer erschraken sie nicht wenig, als sie den Schäfer allein mit nur zwei Maulthieren zurückkommen sahen.

Sie berathschlagten noch, wie sie es einrichten könnten, um den armen Mann mitzunehmen, als sie einsahen, daß ihre Furcht seinetwegen ganz ungegründet war.

Die beiden Thiere waren nämlich mit Cartolas versehen. Ueber den Packsattel hinweg und an starken Stricken oder Gurten befestigt, werden zwei Sitze oder Sessel rechts und links vom Maulesel angebracht. Eine Person hat ganz bequem Platz auf jedem dieser Sessel, nur muß der Unterschied im Gewichte zwischen beiden Reitern mit Steinen ausgeglichen werden. In den baskischen Provinzen bedienen sich namentlich die Damen dieser Cartolas zu ihren Reisen, und wenn es über enge Gebirgspässe geht, schwebt die auswendig Sitzende im wahren Sinne des Worts zwischen einem tiefen Abgrund und dem Himmel. Es sieht sehr gefährlich aus, ist es vielleicht auch wirklich, aber die Thiere gehen doch so sicher, daß, wer nicht gerade sehr schwindelig ist, sich ganz ruhig ihnen anvertrauen kann.

Mit großer Mühe und mit Hülfe des Hirten kletterten Federico und der Franzose auf zwei der luftigen Sitze, während die beiden andern von jenem selbst und von dem Führer eingenommen wurden.

Im Triumph zogen sie in Zugarramurdi ein, wo La Torre seine Papiere wiederfand. Die jungen Leute bezahl-

ten den Verwundeten großmüthig, nahmen ein kräftiges, reichliches Mahl ein und legten sich vergnügt, aber zerrädert zum Schlafe nieder.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie am folgenden Tage aufwachten. Vierundzwanzig Stunden hatten sie ununterbrochen geschlafen und fühlten sich dadurch so gestärkt, daß sie am selben Nachmittag aufbrechen und nach dem Städtchen Lesaca reiten konnten, in welcher die Regierung Navarras ihren Sitz aufgeschlagen hatte.

Viele lange Kapitel hindurch haben wir uns fast exclusiv mit persönlichen Erlebnissen unsers Freundes Federico beschäftigen müssen; wir hielten es für nöthig, ihm nach England und Deutschland zu folgen, um sein und seiner Kameraden Leben und Treiben in der Emigration kennen zu lernen. Jetzt aber, da wir ihn auf seiner Reise durch Frankreich begleitet und glücklich in der damaligen carlistischen Hauptstadt von Navarra ankommen sahen, wollen wir ihn eine Zeit lang seinem Schicksal überlassen, um, wenn auch nur oberflächlich, Bekanntschaft mit dem kleinen muthigen Volke zu machen, welches sich kühn um die Fahne der Legitimität geschart hat, die es mit heroischen Anstrengungen gegen unendlich überlegene Feinde vertheidigt.

Welcher politischen Partei der Leser auch angehören mag, er wird sich gewiß darüber freuen, daß es in diesem Jahrhundert des Materialismus noch irgendwo Männer gibt, fähig, für eine Idee mit Enthusiasmus in den Tod zu ziehen.

Elftes Kapitel.

Die Basken. — Ursprung dieses Volkes. — Die baskische Sprache. — Der hungernde Heilige Geist in Andoain. — Ackerbau und alterthümliche Geräthschaften zu demselben. — Die Fueros. — Der Grundbesitz. — Die Caserios und deren Verpachtung. — Majorate. — Sonderbares Gesetz. — Die Tracht. — Ballspiel. — Volksfeste. — Fischfang in der Naza. — Lachsfang durch Taucher.

Die Basken behaupten, daß, als unser Aeltervater im Paradiese sich durch Eva verleiten ließ, von der verbotenen Frucht des Baums der Erkenntniß zu kosten, Gott, über seinen Ungehorsam erzürnt und zugleich betrübt, ihn in ihrer Sprache folgendermaßen anredete: Adan, Adan, cer eguinde zu? — Adam, Adam, was hast du gethan?

Ohne die Richtigkeit dieser Angabe genauer untersuchen zu wollen und zu können, müssen wir uns mit der Ueberzeugung begnügen, daß die Basken wirklich ein sehr altes Volk sind und daß sie, wenn nicht gerade die Ureinwohner, doch wahrscheinlich die Bewohner Spaniens waren, als die Phönizier zuerst sich in diesem reichen Lande niederließen.

Denkmäler, Münzen und Inschriften, über deren Ur-

sprung und Bedeutung die Gelehrten sich häufig den Kopf zerbrochen, scheinen, nach dem Urtheile moderner Alterthumsforscher, wenigstens in sehr vielen Fällen ganz deutlich zu beweisen, daß die Basken wirklich die alten Iberier sind.

Auf welche Weise und auf welchem Wege dieses Volk, das jedenfalls der kaukasischen Rasse angehört, auf die Halbinsel kam; durch welche Schicksale es nach und nach dem westlichen Theil der Pyrenäen verdrängt worden und schließlich zu einem kleinen Haufen zusammengeschmolzen ist — dies alles gehört nicht hierher und ich würde sehr in Verlegenheit kommen, wenn ein oder der andere wißbegierige Leser es durchaus von mir erfahren wollte.

Zum Zwecke dieser Schrift ist es vollkommen hinreichend, wenn wir annehmen, daß die Basken von Afrika her über die schmale Meerenge von Gibraltar nach Spanien kamen; daß sie immermehr an Macht und Ansehen verlierend, sich vor den Invasionen der Römer, der Gothen, der Vandalen und der Mauren nach ihren jetzigen Wohnplätzen zurückzogen, und daß sie, nur durch die gebirgige Beschaffenheit derselben begünstigt, heute noch als eine kleine aber unvermischte, ehrwürdige Nationalität bestehen.

Wenn die beiden ersten Annahmen auch mehr oder weniger rein hypothetischer Natur sind, so dürfte die dritte als feststehende Wahrheit gelten.

Fast in ganz Spanien wird der Ackerbau mit Hülfe von Pferden oder Maulthieren betrieben. Die Schnelligkeit derselben und die dadurch gebotene Möglichkeit, selbst sehr entfernte Felder bestellen zu können, erlaubten den Bewohnern des flachen Landes, in Städten oder wenigstens

in größern, geschlossenen Dörfern die Sicherheit zu suchen, deren sie, namentlich zu Zeiten der Mauren, so sehr bedurften und die unerreichbar gewesen wäre, wenn sie in einzelnen Gehöften hätten leben wollen.

Der Bauer, dessen Grundbesitz in der Nähe der Feinde lag, bestieg am frühen Morgen eins seiner Rosse und ging mit dem Schwert an der Seite hinter dem Pfluge her, bereit aufs erste Alarmzeichen aufzusitzen und nach dem nächsten Wartthurm zu eilen. Hier vereinigte er sich mit dessen Garnison und den übrigen, ebenso wie mit herbeigalopirten Landleuten, und alle zusammen zogen, unter Anführung des Grenzgrafen oder Ritters, in den Kampf, um, nach Beendigung desselben, zu den unterbrochenen Feldarbeiten und abends nach Hause zurückzukehren.

Aus diesen eigenthümlichen, durch die politischen und geographischen Umstände bedingten Verhältnissen entstand in Spanien der jetzige Charakter seiner Bewohner und die republikanische Gleichheit zwischen Vornehmen und Geringen, die, bei sonstiger Demuth und Diensteifer letzterer, so sehr dem Fremden auffällt. Natürlicherweise! Es konnte von Leibeigenschaft nicht die Rede sein! — Abgesehen davon, daß das Klima, der Reichthum des Landes und die geringen Bedürfnisse der Bewohner die Unabhängigkeit der ärmern Klassen begünstigten, mußte der bewaffnete und kämpfende Bauer in den Augen des adelichen Grundbesitzers, der seiner Hülfe bedurfte, nicht eine Sache, eine Maschine, sondern ein Soldat, ein Kamerad, fast ein Freund sein.

Doch wir wollen zu den Basken zurückkehren.

Da sie ein gebirgiges Land bewohnen, zu dessen Cultur sie sich höchstens und nicht immer der kräftigern und

passendern aber langsamen Ochsen bedienen können, sind sie gezwungen, in der unmittelbaren Nähe ihrer Felder zu leben; es würde zu viel Zeit verloren gehen, wenn diese in weiter Entfernung vom Wohnhause lägen.

Daher die Zerstreutheit letzterer, die nothgedrungene Einsamkeit ihrer Bewohner und die Möglichkeit, daß deren Sitten und Sprache sich frei vom Contacte fremder, auflösender Elemente erhalten.

Dieses ist so wahr, daß man, vor kurzer Zeit noch, in der Ebene von Vitoria in der Provinz Alava alte Leute traf, welche nur die baskische Sprache redeten, die in ihrer Kindheit allgemein gewesen, aber nach und nach, durch die Beschaffenheit des Bodens und geringere Isolirtheit der Einwohner, in solchem Grade verschwunden und ausgestorben war, daß die drei letzten Generationen nicht eine Silbe mehr davon verstanden.

Eine ähnliche Erfahrung kann man in den Städten und ihrer nächsten Umgebung machen, selbst in den Provinzen, in welchen sonst das Baskische noch prädominirt. Die Leute dort sprechen alle spanisch, die Städter besser, die Landbewohner schlechter. Dieser Uebelstand, wenn man ihn so nennen will, nimmt im Laufe der Zeit immermehr zu, und schließlich kommt es dahin, daß z. B. in Bilbao, der Hauptstadt von Vizcaya, die vornehmen Leute fast gar nicht, die geringern nur schlecht ihre eigentliche, schöne Muttersprache verstehen.

Und schön und bildungsfähig ist sie in der That, wie keine andere; aber sie mit Hülfe der Grammatik oder selbst durch den Umgang mit den Eingeborenen zu erlernen, darauf muß man bescheiden verzichten. Der aufgeklärte und

unterrichtete Don Juan Bautista de Erro, ein Baske von Geburt und späterer Minister des Königs Don Carlos, hat ein höchst interessantes philosophisches Werk darüber geschrieben, und wenn er auch in demselben häufige Beweise von geistreicher Phantasie und von poetischer Parteilichkeit gibt, so bleibt doch genug der Prosa, genug der talentvollen Beweise übrig, damit der Philologe sich ein annähernd richtiges Bild davon entwerfen kann.

Es kann uns im Grunde gleichgültig sein, ob die baskische Sprache die erste Sprache der Menschheit war oder nicht; es genügt uns zu wissen, daß sie im höchsten Grade beschreibend ist und sich durch ihre Zusammensetzung aus lauter bedeutungsvollen Monosyllaben zu einer reichen, biegsamen, wissenschaftlichen Sprache vollkommen gut und, wie die Kenner behaupten, viel besser als die griechische eignen würde. Um nur ein Beispiel von dieser Elasticität, von dieser descriptiven, fast malenden Fähigkeit des Baskischen zu geben, will ich den Namen eines Schlosses in Guipuzcoa anführen, welches dicht vor der Stadt Andoain an der Landstraße von Madrid nach Bayonne liegt. Es heißt Arcelain und dieses viersilbige Wort bedeutet: Haus im Thale auf dem Felsen am Flusse. Mehr kann man wahrhaftig nicht verlangen!

Die Basken haben ihre Familiennamen von denen ihrer Stammhäuser abgeleitet; diese Stammhäuser sind nach ihrer geographischen Lage getauft worden; die Lage einer Wohnung übt den tiefsten Eindruck auf den Charakter der Bewohner: ergo kann man aus dem Namen eines Basken auf seine Fehler oder Tugenden folgerichtig schließen.

Dieser Erro'sche Syllogismus klingt allerdings wie eine

witzige Paradoxe, aber, wenn nicht im allgemeinen, so kann er doch in bestimmten einzelnen Fällen zutreffen. Ein Mensch, der auf einem hohen Berge wohnt, von welchem aus er die umliegende Gegend sozusagen beherrscht, wird aus demselben Grunde energisch, tapfer und freiheitsliebend sein, aus welchem ein anderer ängstlich und unentschlossen werden wird, der in einem tiefen, engen Thale leben und jeden Augenblick befürchten muß, daß die überhängenden Felsen auf ihn und sein Haus zerschmetternd herabstürzen. — Nicht blos die Nahrung und das Klima, auch die Kleidung und die Wohnung wirken auf die seelischen Zustände des stolzen Wurms, der sich Mensch nennt, und der Schreiber dieser Zeilen muß der Wahrheit zu Ehren eingestehen, daß er viele Basken kennt, bei welchen der Name und der Charakter wirklich miteinander harmoniren und so die kühne Hypothese ihres philosophischen Landsmannes einigermaßen rechtfertigen.

So viel ist aber sicher, daß ein Reisender, der die Sprache des Landes versteht und irgendeinen Dorfbewohner aufsucht, in sehr vielen Fällen, ohne zu fragen, dessen Haus und folglich ihn selbst mit Leichtigkeit finden wird.

Im Baskischen existirt eigentlich nicht der Buchstabe f, der durch ein p ersetzt wird. So heißt es z. B. Prancia statt Francia, für Frankreich.

Diese vielleicht für Philologen interessante Bemerkung mag unser letztes Wort über ein für die Mehrzahl der Leser gewiß sehr wenig anziehendes Thema sein.

Vor einem Augenblicke nannte ich das Schloß Arcelain, welches in der Nähe von Andoain liegt, und dabei fiel mir eine geschichtliche Anekdote ein, die doch vielleicht den

Leser amusiren wird; ich will sie daher sogleich mittheilen, denn später könnte ich sie wegen Ueberfluß an wichtigerm Stoff leicht vergessen.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, ich weiß nicht genau in welchem, thut auch nichts zur Sache, gelangte das Christenthum zu den Basken und seine Lehren fanden willige Aufnahme und fruchtbaren Boden in den kindlichen Herzen der unverdorbenen Gebirgsbewohner.

In Andoain wurde eine Kirche gebaut und das Bild der heiligen Dreieinigkeit auf gewohnte Weise über dem Hochaltar angebracht. Jedermann kennt die übliche Darstellung, Gott Vater mit einem langen weißen Bart und mit der Weltkugel in der Hand auf einer Wolke sitzend; links von ihm und in gleicher Stellung Gott Sohn, an das Kreuz gelehnt, und zwischen beiden Gott Heiliger Geist in der Gestalt einer weißen Taube in der Luft schwebend. — Der baskische Künstler hatte die drei Figuren aus Holz geschnitzt und prächtig übermalt; sie waren so täuschend der Natur nachgeahmt, daß man sie für lebendig hätte halten können.

Alle Abende ging der Küster in die Kirche und goß Oel in die Ewige Lampe, damit sie nicht etwa während der Nacht aus Mangel an Nahrung auslöschte.

Wie erschrak er, als er einst bei dieser Gelegenheit fand, daß der Heilige Geist sich auf die Lampe gesetzt hatte und ganz gemüthlich das Oel derselben einschlürfte!

Entsetzt lief er zu seinen Herren, welche, im Vorbeigehen sei es gesagt, die Chefs der alten Familie von Leizaur waren. Ur, Ura bedeutet Wasser; Leiza ist der Name eines Orts in Navarra, von welchem her der gleich-

namige Fluß kommt, der sich bei Andoain in den Oria ergießt, und zwar unmittelbar vor dem noch existirenden Stammhause jenes Geschlechts, zu dem die Gemahlin des kürzlich mit dem Grafen von Montemolin gefangenen carlistischen Generals Elio ebenfalls gehört.

Also der Küster lief ganz erschrocken zu seinen Herren und meldete ihnen mit zitternder Stimme, daß der Heilige Geist Hunger haben müsse, da er sich auf die Lampe gesetzt und das Oel söffe.

Die Edeln von Leizaur, stärker in der Frömmigkeit als in der Naturkunde, stürzten, ganz außer sich über die erhaltene Nachricht, dem Kirchendiener nach in den Tempel. Richtig, da saß noch der Heilige Geist auf demselben Flecke, aber, o himmlische Gnade! als die Ritter sich ihm näherten, blickte er sie mit großen Augen an und begrüßte sie herzlich durch freundliches Kopfnicken.

Das war doch zu viel Güte und Herablassung für die christliche Demuth der frommen Männer! Der Erstgeborene trat energisch vor und rief halb zürnend halb zerknirscht dem Heiligen Geist zu: Jauna! Es zuc gurí, beizic guc zurí, Leizaurtarrac onzarí! — Herr! nicht Ihr sollt uns so begrüßen, sondern wir Euch, namentlich aber wir vom Hause Leizaur.

Der Heilige Geist nahm die Zurechtweisung übel und flog zum offen gebliebenen Kirchenfenster hinaus. Es war eine Eule!

Die Nachkommen jener unschuldigen und naiven Ornithologen sind ganz stolz auf die kindliche Einfalt ihrer Vorfahren, deren baskische Anrede an den Heiligen Geist heute noch als Lema an ihrem Wappenschilde prangt; aber

damals mag tüchtig über die Geschichte gelacht worden sein, und wenn jemand, noch bis zu Anfang des Bürgerkrieges, halbwegs Lust hatte, gesteinigt oder todt geprügelt zu werden, so brauchte er nur im Städtchen Andoain das bekannte Geschrei der Eulen nachzuahmen.

Das weiß der Leser, daß diese Thiere wirklich manchmal die Kirchenfenster einschlagen, die Lampe mit den Flügeln auslöschen und sich das Oel derselben wohl schmecken lassen.

Die Kirche, in welcher vor vielen Jahrhunderten das ebenerzählte Quidproquo stattfand, wurde später abgetragen und die eine Hälfte des Ballspielplatzes von Andoain ist mit den daraus gewonnenen kleinen Quadern glatt und sorgfältig gepflastert. Ein neuer Tempel steht an des alten Stelle, merkwürdig dadurch, daß ein in Amerika reich gewordener Sohn der Stadt, ein Indianer, wie man sie dort zu nennen pflegt, ihn nicht nur auf seine Kosten erbauen, sondern sogar die dazu nöthigen Steine aus Méjico nach Europa kommen ließ.

Wir haben oben gesehen, daß die Basken Ochsen zu ihrem Ackerbau verwenden. Die Pflüge, die sie gebrauchen, sind wie in ganz Spanien von antediluvianischer Form und ohne Räder; die davorgespannten Thiere herrlich und kräftig, meistens von hellbrauner Farbe und bedeutender Größe, und ohne Ausnahme sorgfältig, ja liebevoll gepflegt. — In den schroffen Gebirgen, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden, gibt es aber natürlich sehr viele Felder, die zu steil und abschüssig liegen, um selbst auf so unvollkommene Art gepflügt zu werden. Auf solchem Terrain werden zur Bearbeitung des Bodens die

Layas angewendet. Das sind zwei eiserne Gabeln, jede mit zwei gegen dreißig Zoll langen Zinken und mit einem hölzernen Griff von gleichen Dimensionen versehen. Letzterer ist nicht in der Mitte der Laya zwischen den beiden Zinken angebracht, sondern in der Fortsetzung der einen, sodaß die andere einen rechten Winkel für sich allein bildet. Man denke sich ein kleines, lateinisches h.

Der Arbeiter, der sehr oft zum weiblichen Geschlechte gehört, wie denn überhaupt die baskischen Frauen sehr kräftig sind und sich nicht schonen dürfen, nimmt in jede Hand einen von den Griffen, sodaß die beiden rechten Winkel innerlich und nebeneinander zu stehen kommen, stößt die vier Spitzen gleichzeitig und derb in die Erde, stemmt den rechten Fuß auf die obern Eisen, schiebt mit dessen Hülfe die Zinken schräg in den Boden hinein, bricht dadurch ein ziemlich großes viereckiges Stück Rinde ab, und indem er diese durch eine Bewegung der Hände nach vorwärts umlegt, tritt er einen Schritt zurück, um dasselbe Manöver zu wiederholen. — Diese Arbeit ist, wie man sieht, eine mühsame und wenig durchgreifende Art vom Umpflügen.

Gebaut wird in den baskischen Provinzen Klee und Rüben für das Vieh und meistens nur Mais für die Menschen; Weizen und Gerste kommen schon in Alava mehr vor und namentlich in dem reichen und fruchtbaren Königreich Navarra, ausgenommen seine gebirgigen Theile an der französischen Grenze.

Die Hauptnahrung der Basken besteht aus dem gelben und unverdaulichen Brot von Türkischem Weizen, Milch mit Salz, und Kraut oder trockenem Gemüse mit Speck

zubereitet; Fleisch essen sie sehr selten. In einigen Gegenden wird die Milch auf eine Weise gekocht, die sehr zu empfehlen ist. Statt daß man sie dazu ans Feuer setzt, macht man einen Stein oder ein Stück Eisen glühend und wirft es in den Milchkessel. Es verfliegen dadurch viele wässerige Theile und das in Ebullition gerathende Getränk wird viel schmackhafter. — Statt des schweren und für den Fremden ungesunden Maisbrots werden oft dünne Torten gebacken, die, warm gegessen, viel wohlschmeckender und verdaulicher sind.

Die drei baskischen Provinzen Alava, Guipuzcoa und Vizcaya mit den Hauptstädten Vitoria, San-Sebastian und Bilbao wurden und werden theilweise heute noch patriarchalisch regiert; obgleich zur spanischen Monarchie gehörend, könnte man sie drei schwesterliche Republiken nennen.

Ihre obersten Behörden, Diputationen genannt, entstehen durch Volkswahl; der Handel war damals ganz frei, ist es heute aber nur noch in Bezug auf Salz und Taback, die im übrigen Spanien monopolisirt sind; ihre Abgaben waren freiwillig und hießen donativos gratuitos*); wenn die Regierung um 100 bat, wurden ihr z. B. $99\frac{3}{4}$ gewährt; kam irgendein Befehl von Madrid her, der im mindesten als gegen die Fueros oder Vorrechte der Provinzen stoßend interpretirt werden konnte, so schrieb man am Rande der Ordre einfach die Worte hin Obedécese pero no se cumple**) und legte sie ad acta. — Der

*) Freiwillige Geschenke.

**) Es wird gehorcht, aber nicht vollzogen.

hauptsächlichste dieser Fueros war und ist noch, daß die Basken frei von der sogenannten Blutcontribution sind, das heißt, daß sie keine Rekruten für die Armee zu geben haben. Dafür sind sie aber sammt und sonders, wenn ich nicht irre vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre, verpflichtet zu den Waffen zu eilen, sobald das Vaterland, nicht das engere, sondern das spanische, in Gefahr ist. — Aus diesem Grunde und vielleicht auch aus Furcht, ihr kostbares und beneidetes Vorrecht aufs Spiel zu setzen, wenn sie nur mit Geld zum Kriege gegen die Mauren beitrügen, erboten sich die baskischen Provinzen freiwillig, im letzten Feldzuge gegen Marokko eine Division von Landeskindern auf ihre Kosten nach Afrika zu senden.

Die Basken sind ein stolzes, freisinniges Volk; sie legen so großen Werth auf ihr uraltes, unvermischtes Blut, daß, nach den Fueros, ein jeder, der Bürgerrecht bei ihnen erlangen will, erst beweisen muß, daß er zum besten Adel von Castilien gehört.

Das Land ist in lauter kleine Bauergüter — caseríos — eingetheilt, wovon eine größere oder kleinere Anzahl immer das Majorat einer Familie bildet. Bedeutendere zusammenhängende Besitzungen auf die Art der deutschen Rittergüter, sind höchst selten, wenn sie überhaupt hier und da existiren. Diese Caseríos werden auf Erbpacht gegeben und bleiben viele Jahrhunderte lang in den Händen einer und derselben Bauerfamilie; der Eigenthümer hat zwar das Recht der freien Disposition, aber, obgleich der Grundbesitz ihm ungemein wenig, oft nicht zwei Procent, einbringt, so bleibt alles beim alten, sei es aus Gutmüthigkeit oder aus Indolenz, vielleicht auch weil die zerstreute Lage der

einzelnen Höfe, die ein Majorat bilden, nicht nur jede Selbstbewirthschaftung unmöglich machen würde, sondern sogar eine ordentliche Aufsicht ungemein erschwert. — Diese Aufsicht wäre um so nöthiger, da die Pachtbedingungen fast immer derart sind, daß ein nicht aufpassender Besitzer ganz und gar von der Ehrlichkeit seines Pachters abhängt. Nur in höchst seltenen Fällen ist nämlich eine feste Summe bestimmt, welche dieser zu zahlen hat; gewöhnlich liefert er seinem Herrn die Hälfte der Producte entweder in natura oder in Geld zu den augenblicklichen Marktpreisen. Auf beide Arten ist nun bei Mangel an gehöriger Ueberwachung der Betrug so leicht, daß es wol zu den Seltenheiten gehören mag, wenn ein oder die andere Pachterfamilie ehrlich genug ist und bleibt, um der Versuchung zu widerstehen.

Das alte baskische Gesetz, welches dieses unvollkommene Majoratswesen begünstigte, bestimmte, daß der ältere Bruder, wenn er durch den Tod des Vaters zum Besitze gelangte, jedem seiner Geschwister zu geben habe: erstens, einen unfruchtbaren Baum, so entfernt wie möglich vom Wohnhause; zweitens, einen Dachziegel, und drittens einen Real oder 21 Pfennige Sächsisch. Auf diese Weise durfte keiner klagen und sich für enterbt halten, da ihm doch sein Antheil an Feld, Haus und Vermögen zugefallen.

Das System der Majorate hat ohne Zweifel sehr große Vorzüge, aber er ist nicht frei von Ungerechtigkeit und Härte, namentlich in den Augen der ohne ihre Schuld beraubten jüngern Kinder eines und desselben Vaters, die nicht ans große Ganze, sondern an sich selbst und an ihre gefährdete Zukunft denken. Diese Armuth, welcher die jün-

gern Söhne der baskischen Familien preisgegeben wurden, erweckte frühzeitig im Volke den Trieb nach Abenteuern. Daher die vielen unaussprechlichen Namen, welche die Geschichte Spaniens aufweist von Männern, die einem sichern Elend im eigenen Vaterlande entfliehend, Glück oder wenigstens Ruhm auf den Schlachtfeldern, auf dem Meere und bei der Eroberung ferner, unbekannter Welttheile suchten und fanden. Der junge Ignaz von Loyola, der aus gleichem Grunde in der königlichen Armee eintrat, wäre vielleicht ohne die Fueros von Guipuzcoa ein bescheidener Krautjunker geblieben und nicht der Gründer des Jesuitenordens geworden.

Die jetzige constitutionelle Regierung Spaniens hat, im Sinne des modernen Liberalismus handelnd, die Majorate abgeschafft. Der Schreiber dieser Zeilen hält zwar diese Maßregel für nachtheilig für den Wohlstand und die Macht eines jeden Landes, aber bei den oben angedeuteten Verhältnissen und Umständen hofft er wenigstens von derselben, daß sie in den baskischen Provinzen den Werth des Grund und Bodens bedeutend erhöhen wird.

Der gegen die Majorate eingenommene Leser wird wol in diesem Geständnisse eine Bekräftigung seiner Meinung finden; vielleicht sieht er aber die Sache anders an, wenn er überlegt, daß die zugestandene Wertherhöhung zum Vortheil des Besitzers und auf Unkosten des Pachters stattfinden muß.

Der erste Majoratserbe, der nach Publication obigen Gesetzes die Erbschaft antritt, erhält nämlich die Hälfte des Ganzen, und denselben Antheil an der andern Hälfte wie jeder seiner übrigen Geschwister, doch nach seinem Tode

ist alles frei und zerfällt in so viele Theile, wie er Kinder hat. Nun ist es aber einleuchtend, daß viele, im ganzen Lande zerstreute Caserios in der Hand eines einzigen Besitzers nicht so streng beaufsichtigt werden können, als wenn jeder derselben das ausschließliche Patrimonium eines einzelnen wird, der, um seine Einkünfte zu vermehren, dem Pachter auf die Finger sieht. Der Ertrag des Bodens wird dadurch nicht größer, aber der überwachte Bauer verliert von seinem jetzigen, ihm allerdings nicht ganz gebührenden Einkommen ebenso viel, wie sein Herr durch das Ueberwachen gewinnt. Die Moralität wird vielleicht zunehmen, nämlich die unfreiwillige, aber auch die Armuth und das Proletariat.

Die Nationaltracht der Basken verschwindet nach und nach wie bei vielen andern Völkern unter dem nivellirenden Einflusse der Civilisation. Die Baskenmütze, von welcher später ausführlicher die Rede sein wird, war zu Anfang der dreißiger Jahre bereits bis in die Gebirge von Guipuzcoa verdrängt, hat aber dadurch, daß sie die Kopfbedeckung der carlistischen Truppen wurde, wieder eine so ausgebreitete Herrschaft erlangt, daß die baskische Division, die kürzlich nach Afrika überschiffte, auch damit versehen wurde. Diese Baskenmütze, Boyna genannt, ist ursprünglich immer blau, durch den Bürgerkrieg sind aber andere Farben Mode geworden und man sieht, namentlich in den Städten, sehr viele, die roth, weiß, auch grün sind.

Alte Bauern tragen noch lange Locken, die aber bei den jüngern Generationen nicht mehr zu finden sind.

Die Fußbekleidung, ein viereckiges Stück von roher Rindshaut, wird mit Schnüren an den mit wollenen Lappen

umwickelten Fuß befestigt. Diese Sandalen sind bei dem feuchten Klima des Landes sozusagen geboten und der damit geschützte Fuß wird noch bei sehr nasser Witterung in Holzschuhe gesteckt; aber im Sommer sind die Alpargatas oder Stricksandalen sehr gewöhnlich geworden.

Das Landvolk trägt durchaus Jacken, die bei heißem Wetter über die Schulter gehangen und nur in der Kirche angezogen werden. Wenn es regnet, gehen Fuhrleute und Bauern in einer Art von Decke aus grobem wollenem Stoff, in deren Mitte sich ein Loch befindet, um den Kopf hindurchzustecken.

Ueber die Tracht der Frauen ist ebenfalls sehr wenig zu sagen. Sie tragen ihr meistens schönes, langes Haar in einer, oft in zwei über den Rücken herabhängenden Flechten, deren Spitzen manchmal an den Gürtel befestigt werden müssen, damit sie nicht auf der Erde nachschleppen. Die jungen Mädchen gehen im bloßen Kopfe; die verheiratheten Frauen binden ein Tuch darüber, welches bei den alten immer weiß ist. In der Kirche nehmen sie ein längliches Stück von schwarzem Zeug als spanische Mantille um.

Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit und Anmuth die Baskinnen die antiken irdenen Wasserkrüge, oder die mit Eisen oder Kupfer beschlagenen Eimer, große Körbe und selbst die schwersten Lasten auf dem Kopfe tragen; die Cargueras oder Lastträgerinnen von Bilbao lassen sich einen enormen Wollsack auf den Kopf legen und eilen damit im kurzen Trabe bis an das Schiff, welches seine Ladung einnimmt.

Die Mädchen sind ziemlich frei im Umgange mit den

Männern, aber im höchsten Grade uninteressirt: ein Tuch nehmen sie allenfalls als Geschenk an, aber niemals Geld; dazu sind sie zu stolz. Einmal verheirathet, führen sie, mit ganz seltenen Ausnahmen, das musterhafteste Leben.

Die Basken lieben es nicht, sich als Diener zu vermiethen, sodaß man in den reichsten Häusern, vom Stall abgesehen, nur weibliche Dienstboten antrifft. Die wenigen Kutscher, die man sieht und die obendrein herzlich schlecht ihr Handwerk verstehen, würden sich für entehrt halten, wenn sie eine Livree anziehen sollten, ja wenn man ihnen nur eine solche Zumuthung machte.

Der Sinn für Freiheit und Gleichheit, der im ganzen Volke herrscht, offenbart sich recht deutlich bei seinen Vergnügungen.

Das Ballspiel, welches unter den Basken sehr beliebt ist, vereinigt Männer aus allen Klassen der Gesellschaft: der Vornehmste, der Reichste, der Gebildetste, sogar einzelne Geistliche vermischen sich dabei auf die einfachste und natürlichste Weise mit dem Handwerker, mit dem Bauer, ja mit dem Vagabunden, und unterwerfen sich willig demselben, wenn er nur geschickter ist als sie.

Bei Volksfesten zieht eine lange Kette von jungen Männern, sich an der Hand haltend, hinter einem Musikanten her, der zu gleicher Zeit die kleine Trommel — tambour basque — und eine Pfeife oder Flageolet spielt, auf den Markt hin. Die Balcons sind dicht besetzt mit Zuschauern. Die Vortänzer machen beim Klange der alterthümlichen, aber nicht unangenehmen Musik einige gewagte, mehr oder weniger graziöse Luftsprünge. Hierauf geht eine Deputation von zwei jungen Leuten in ein Haus und ladet eine

beliebige Dame zum Tanze ein. Die Vornehmste wird natürlich zuerst dazu aufgefordert, und sie würde sich die Liebe ihrer Mitbürger gründlich verscherzen, wenn sie aus Stolz sich weigern wollte, der Einladung Folge zu leisten. Das würde aber der Königin selbst nicht einfallen, wenn sonst die Tänzer es wagten, sich an sie zu wenden. — Die Gewählte gibt den Abgesandten freundlich ihre beiden Hände und folgt ihnen auf den Marktplatz hinunter, wo sie mit Trommeln und Pfeifenklang und obligaten Capriolen des Solotänzers empfangen wird und den ihr angewiesenen Platz in der Kette einnimmt. Ist diese einmal in bunter Reihe vollständig besetzt, so geht es in einer Art von Polonaise um den Platz herum, die Vortänzer auf beiden Flügeln amusiren durch ihre Bocksspründe hauptsächlich sich selbst, nebenbei aber auch das Volk, welches Beifall klatscht, wenn jene sich durch Kraft und Gewandtheit auszeichnen, und jeder führt seine Partnerin mit höflicher Dankbarkeit in ihre Wohnung zurück.

Nur noch ein Beispiel, um die republikanische Gleichheit unter den Basken zu schildern.

Federico hatte in Bilbao eine Cousine, welche unter den vielen reizenden Töchtern der Stadt die reizendste war.

Kurze Zeit nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft in Cádiz durch die Armee des Herzogs von Angoulême besuchte Ferdinand VII. die treuen baskischen Provinzen und hatte anzeigen lassen, daß er auch nach Bilbao kommen würde.

Als Sinnbild und Probe des Hauptindustriezweigs der Provinz Vizcaya war ein sehr schöner Wagen, ganz und gar aus Eisen geschmiedet, für den Einzug des

Monarchen gebaut worden, der ihn außerhalb der Stadt vor dem feierlichen Empfange seitens derselben besteigen sollte.

Zu diesem Empfange war eine allegorische Procession ausgedacht worden, in welcher die Stadt Bilbao selbst, als eine Göttin mit allen nöthigen Attributen dargestellt, auf einem hohen Triumphwagen sitzend, die Hauptrolle spielen sollte. Welches Mädchen war aber durch Schönheit und Grazie am würdigsten der Ehre, die geliebte Vaterstadt zu repräsentiren? — Ohne Federico's Cousine wäre die Wahl sehr schwer für die ehrwürdigen Väter der Provinz gewesen; so aber konnte kein Zweifel obwalten; die herrliche Rita, sie und keine andere sollte die Göttin von Bilbao sein. — Daß ihr Vater ein sehr vornehmer und reicher Mann und nebenbei General der spanischen Armee war, der es vielleicht nicht erlauben würde, daß seine Tochter sich zu einem solchen Schauspiele hergäbe — das war ein Bedenken, welches keinem einzigen einfiel. Und mit vollem Rechte: war er denn nicht vor allen Dingen ein Baske? Aber Rita selbst, in ihrer bescheidenen Schüchternheit, weigerte sich standhaft, die ihr zugedachte Ehre anzunehmen. Die Provinzialdeputation, das Ayuntamiento der Stadt, die Geistlichkeit, alles stürmte nun in das junge Mädchen ein, welches schließlich nachgeben mußte. Zitternd bestieg sie den goldenen Siegeswagen, auf welchem sie den größten Triumph und zwar auf eigene Rechnung feiern sollte, denn von jenem Augenblicke an wurde sie weit und breit nur unter dem Namen La Diosa — die Göttin — gekannt, bewundert und angebetet. —

Die baskischen Provinzen bringen keinen Wein hervor,

nur an einigen bevorzugten Stellen wächst eine für spanische Begriffe schlecht reifende Rebe, aus deren Trauben man den Chacoli preßt. Dieser Chacoli ist ein leichtes angenehmes Getränk, welches viele Aehnlichkeit mit dem Bordeaux hat. Aber der echte Spanier, an seinen dicken, schweren Rebensaft gewöhnt, gibt weder jenem noch diesem den ehrenvollen Namen von Wein.

Da aber der Chacolí nicht einmal in hinreichender Menge vorhanden ist, haben die Basken ihre Zuflucht zur Sagardúa oder Aepfelwein genommen. Diese Sagardúa, die, gut gepflegt, außerordentlich wohlschmeckend und kräftig sein kann, wird von den Landleuten reichlich mit Wasser vermengt, und durch diese Mischung entsteht ein mildsäuerliches Getränk, dessen sie sich einzig und allein, und zwar unter dem Namen Pitarra, bedienen. Branntwein kennt man fast gar nicht; der wenige, der getrunken wird, ist, wie in ganz Spanien, Anisett.

Da aber der Mensch gewöhnlich die Dinge höher schätzt, die er nicht hat, und diejenigen gering achtet, die er ohne Mühe erlangen kann, so zeigen auch die Basken eine große Vorliebe für den schweren Wein von Navarra, wo er in hinreichender Quantität gebaut wird, um ganz Europa damit zu versehen. Leider läßt die Qualität noch manches zu wünschen übrig, aber daß der spanische Wein einer großen Veredlung fähig ist, das beweist der Umstand, daß ein großer Theil des echten Bordeaux aus jenem zubereitet wird.

Ehe ich dieses lange Kapitel über die baskischen Provinzen schließe und zur unterbrochenen Erzählung zurückkehre, möchte ich noch zwei dort übliche Arten zu fischen

beschreiben, die eine davon als würdig nachgeahmt zu werden, die andere aber als im höchsten Grade eigenthümlich. Ich fange bei der erstern an.

Die gebirgige Beschaffenheit des Landes macht, daß sämmtliche Flüsse ein starkes Gefälle haben und durchaus untauglich für die Schiffahrt sind. Von diesen unvermeidlichen, naturwüchsigen Schwierigkeiten abgesehen, gibt es auch noch künstliche, die, selbst bei einem normalen Lauf der Gewässer, deren Benutzung als Straßen unmöglich machen würden. Das sind die unzähligen Mühlen und Eisenhämmer, bei welchen erst in neuester Zeit die theuere Dampfkraft theilweise benutzt wird.

Zu jeder Mühle nun, zu jedem Eisenhammer gehört ein Wehr, welches das Wasser aufstaut und zur beliebigen Benutzung verfügbar macht.

Die zuerst angedeutete Art zu fischen besteht nun im Folgenden.

In unmittelbarer Nähe des Wehres, natürlich rückwärts von ihm, wird ein gegen drei Fuß breiter Graben ausgestochen, der einem Theile des überflüssigen Wassers hinter dem Wehr einen ziemlich steilen Ausweg in den vor jenem viel tiefer liegenden Fluß verschafft. Der steile Graben wird ausgemauert, und dessen Sohle mit mehr oder weniger engen, in einem spitzen Winkel gegen die Wände aber senkrecht auf den Boden stehenden Gittern versehen. Diese Gitter nehmen nur etwa zwei Drittel des vorhandenen Raums der Breite nach ein und werden in abwechselnder Ordnung einmal rechts, dann wieder links an der Seitenmauer befestigt. An der Stelle, wo das Wasser des Flusses in den Graben hineinfällt, ist eine Fallthür oder Schütze ange-

bracht; sobald diese Thür niedergelassen wird, hört jeder weitere Zufluß auf, das im Graben vorhandene Wasser fließt schnell ab und dieser bleibt ganz im Trocknen.

Die Fische, namentlich die Lachse, lieben es sehr, gegen eine starke Strömung zu schwimmen. Das durch den offen gelassenen steilen Graben dahinrauschende Wasser lockt sie an. Sie schlängeln sich im Zickzack zwischen den oben beschriebenen Gittern bis an den Anfang des Grabens hindurch und spielen dort, indem sie gegen den Sturz und die Strömung ankämpfen. Plötzlich wird der Schütze niedergelassen. Das Wasser schießt in gerader Linie und auf dem kürzesten Wege den abschüssigen Weg hinab und treibt mit unwiderstehlicher Gewalt die Fische gegen die Gitter, an welchen sie zappelnd hängen bleiben. Sehr große Quantitäten können auf diese Weise ohne Mühe gefangen werden.

Die zweite Art ist schon weniger leicht, aber um so eigenthümlicher.

Vor den Wehren, von welchen soeben die Rede war, bildet nach und nach die ununterbrochen herabstürzende Wassermenge große Löcher, die oft von sehr bedeutender Tiefe sind. — Die Lachse halten sich gern in denselben auf und machen von ihnen aus den großen Sprung, mit welchem sie über den Wasserfall setzen, um höher den Fluß hinaufzuschwimmen. — Um sie zu fangen bringt man am Kamme des Wehrs große Körbe an, in welche die armen Thiere hineinspringen; aber diese Methode ist sehr bekannt und ich spreche von einer andern, ganz verschiedenen.

Ich sagte soeben, daß die Lachse sich gern in den tiefen Löchern unter der Cascade aufhalten.

Ein Taucher, der seine beiden Hände mit einem Leder versehen hat, an welchem kleine eiserne Spitzen angebracht sind, läßt sich, natürlich mit offenen Augen in die Tiefe hinab, sieht sich nach dem schönsten Lachse um und nähert sich, vorsichtig schwimmend, demselben. Es scheint, daß die Fische den Menschen ganz nahe ankommen lassen, ohne sich vor ihm zu fürchten. Dieses Vertrauen misbrauchend, erfaßt der Taucher das auserlesene Thier mit beiden Händen kräftig beim Schwanz und sucht es in die Höhe zu ziehen. Da entsteht ein furchtbarer Kampf. Der gefangene Fisch macht alle möglichen Anstrengungen sich loszumachen und, da dieses ihm nicht gelingt, zu entfliehen. Er schießt in die Tiefe hinab, immer von seinem Feinde festgehalten und gefolgt und schleppt voller Angst und Verzweiflung seinen Gegner hinter sich her, bis es sich entscheidet, ob die Kraft des Thieres oder der Athem des Menschen von längerer Dauer sind. Siegt jene, so muß der Taucher loslassen und rasch an die Oberfläche fahren, um Luft zu schöpfen; im entgegengesetzten Falle kommt er auch wieder zum Vorschein und athmet freudig auf im rosigen Licht, aber er bringt seinen ermüdeten Gefangenen mit sich ans Land, wo er ihn vollends tödtet. — Es versteht sich von selbst, daß Angriff, Kampf, Sieg oder Niederlage in diesem sonderbaren Wasserkrieg das Werk von Augenblicken sein müssen.

Zwölftes Kapitel.

Navarra und die Navarros. — Beweggründe für diese zum Kriege. — Noch ein Wort über die religiösen Zustände in Spanien zur Rechtfertigung des Verfassers. — Geschichtlicher Ursprung der Fueros. — Unglaubliche Fruchtbarkeit des Ebrothales. — Patriarchalische Zustände. — Sonderbare Ansichten über das Mein und Dein. — Der in aller Unschuld stehlende Pfarrer. — Vergebliche Bemühungen eines Grundbesitzers, um sein Eigenthum zu schützen. — Holzmangel. — Weinüberfluß. — Vergleich der vier Provinzen miteinander.

Im vorhergehenden Kapitel ist fast durchgängig von den drei baskischen Provinzen Alava, Guipuzcoa und Vizcaya und ihren Bewohnern die Rede gewesen. Einige Worte über Navarra werden nicht überflüssig sein.

Das Königreich dieses Namens mit der Hauptstadt Pamplona, zugleich eine ziemlich wichtige Festung, ist durch Größe, Reichthum und Einwohnerzahl wenigstens ebenso bedeutend wie die drei obengenannten Provinzen zusammengenommen. Es grenzt im Norden an die Pyrenäen, im Osten an Aragon, im Süden an Alt-Castilien, im Westen an Alava und an Guipuzcoa.

Die Einwohner mögen in frühern Zeiten ebenfalls dem

Stamme der Basken angehört haben, heutzutage sind sie nur in dem nördlichen gebirgigen Theil des Landes durch Tracht, Sitten und Sprache als solche zu betrachten, während die andern sämmtlich, namentlich im fruchtbaren Ebrothal, La Ribera genannt, mit ihren Nachbarn, den Aragonesern, die größte Aehnlichkeit haben.

Die Navarros, so heißen auf spanisch die Einwohner von Navarra, sind ein kräftiges, energisches, man könnte sagen wildes und rohes, aber im höchsten Grade ehrliches und biederes Volk.

Sie waren die ersten, die unter dem unglücklichen Don Santos Ladron die Waffen für die Sache des Don Carlos ergriffen. Dieser Umstand und die größere Bedeutung ihres Vaterlandes im Verhältniß zu den eigentlichen baskischen Provinzen verursachten, daß letztere im Anfang gänzlich ignorirt wurden und daß spanischerseits immer nur von dem Krieg in Navarra die Rede war. Dieser Name wurde auch stets beibehalten, selbst als genannte Provinzen in spätern Zeiten anfingen, den Navarresern den Vorrang streitig zu machen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir vergönnt, einige Worte über die wahren Triebfedern zu sagen, welche den verhältnißmäßig kleinen Winkel von Spanien in Aufruhr gegen die Regierung von Madrid versetzten.

Im Auslande ist immer versichert und schließlich geglaubt worden, daß der Aufstand der Basken nur eine Folge ihrer Liebe zu den Fueros oder Vorrechten war, welche Navarra und namentlich die drei schwesterlichen Baskenländchen noch genossen und zu verlieren fürchten mußten, wenn ein Wechsel in der Regierungsform Spaniens eintrat.

Eine solche Furcht wäre allerdings durch die Erfahrung gerechtfertigt gewesen, denn die Fueros waren wirklich durch die Constitution von Cádiz von 1812 und durch die von 1820 aufgehoben und erst nach dem vollständigen Siege des absoluten Königthums wieder anerkannt und eingeführt worden. Aber als Ferdinand VII. starb, war von einer dem Lande zu ertheilenden Verfassung so wenig die Rede, daß der Minister Cea Bermudez in seinem bekannten Manifest nur davon sprach, der minderjährigen Königin Isabel II. die unumschränkte Autorität, die ihr Vater besessen, unverkürzt zu erhalten. Und doch war es 'gerade damals, als in den Gebirgen von Navarra Karl V. zum Könige von Spanien und Indien ausgerufen wurde.

Man wird mir entgegenhalten können, es wäre leicht vorauszusehen gewesen, daß die Dinge nicht im Statusquo würden bleiben können und daß die Macht der Verhältnisse die Regierung auf dem abschüssigen Wege, auf welchem sie sich durch Beseitigung des Legitimitätsprincips bereits befand, unaufhaltsam vorwärts drängen und ihr eine Constitution entreißen würde, an die sie für den Augenblick nicht dachte. Aber die an und für sich geringe Zahl der Weitsehenden, welche diesen folgerichtigen Verlauf der Dinge ahnten, gehörte in den baskischen Provinzen meistentheils zu den Anhängern der Königin und hoffte, daß eine liberale Verfassung für das ganze Land mit dem Fortbestehen ihrer eigenen antiliberalen Fueros vereinigt werden könnte. Diese politischen Egoisten waren verblendet genug, eine Constitution zu wünschen, und zu gleicher Zeit zu verlangen, daß ihre eigenen Provinzen als Staat im Staate fortbestünden und fast gar nicht zu den allgemeinen Kosten

und Lasten beitrügen. Es ist wirklich widerwärtig anzusehen, wie diese Leute jetzt noch die eifrigsten Fueristas oder Anhänger der Vorrechte sind und verächtlich von den Carlisten sprechen, deren Sieg doch nur den Ausnahmezustand einigermaßen gerechtfertigt hätte, den jene für sich und ihr Land, als das höchste Gut, als das heiligste Recht, beanspruchen. Ohne ihre Inconsequenz zu ahnen oder ohne vor Scham zu erröthen, wenn sie sie wirklich ahnen sollten, befolgen die guten Leute die selbstsüchtige Maxime, die man in Spanien spottweise la ley del embudo — das Gesetz des Trichters — nennt, insofern nämlich einer die breite Seite für sich, die schmale für die andern wünscht.

Wie selten sind die Menschen in allen Parteien, die nicht diesem Trichtergesetze gehorchen! Wie leicht kann man in den meisten Fällen, wenn man die schönen Phrasen wegkratzt, den nackten Egoismus herausfinden!

Wenn aber die Männer, die sich zuerst in Navarra und in den baskischen Provinzen um die Fahne des Königthums scharten, nicht an ihre Fueros dachten, die sie nicht einmal gefährdet glaubten, welchem Gesetze, welchem Bedürfnisse, welchem Gefühle folgten sie, als sie den ungleichen Kampf begannen?

Ich will suchen offen, ehrlich und ohne Parteileidenschaft diese Fragen zu beantworten.

Werde ich es können? Wird man mir glauben wollen, selbst wenn ich es kann?

Wenn der Leser die erste Abtheilung dieser uninteressanten Skizzen durchblättert hat, wird er sich eine ungefähre Idee von den religiösen Zuständen in Spanien haben machen können. Meine Beschreibung derselben, die ich

eigener Anschauung sowol als dem Tagebuche eines Eingeborenen entnahm, wird vielleicht hier und da misfällig aufgenommen worden sein, aber sie ist und bleibt leider wahr. Der Schreiber dieser Zeilen und sein Gewährsmann Don Federico de la Torre werden manchem Leser jener Kapitel als Feinde oder wenigstens als sehr laue Anhänger der katholischen Religion erschienen sein. Kann man wirklich aus unsern Worten eine solche Feindschaft oder Lauheit herausfinden? Haben wir die Institution selbst oder nur die eingeschlichenen Misbräuche, welche sie herabwürdigen, getadelt? Ist es besser, Mängel aufdecken, denen abgeholfen werden kann, oder sie vertuschen, damit sie ungestört fortbestehen? — Mein Freund ist der, der mir die Wahrheit sagt, nicht der, der mir schmeichelt! — Selbst aus dem Munde eines Feindes, selbst wenn sie gesprochen wird, um zu verletzen, selbst dann ist die Wahrheit eine Wohlthat!

Aber zur Sache.

Die Unwissenheit, die oft kindliche Naivetät des spanischen Volks fast in allen, namentlich aber in religiösen Dingen, erklärt den bedeutenden Einfluß, den seine Geistlichkeit auf dasselbe äußert, Einfluß, der von den segensreichsten Folgen sein könnte und auch zuweilen ist. Diese Zustände, die sich seitdem bedeutend und leider nicht zum Guten verändert haben, bestanden in vollster Kraft beim Tode des Königs in ganz Spanien, und namentlich in dem kleinen Lande, von welchem wir jetzt sprechen. Die Ermahnungen, die Rathschläge und geradezu die Aufforderungen der mächtigen Geistlichkeit, welche für sich und ihre Sache Unheil witterte, müssen als die erste Veranlassung

zum Bürgerkriege betrachtet werden. — Einige, viele sogar, griffen zu den Waffen und gingen muthig in einen fast unvermeidlichen Tod aus angeborenem Rechtsgefühl, aus ritterlicher Treue zu dem König, aus reiner Liebe zum Vaterlande, dessen Wohl in ihren Augen unzertrennlich vom Siege des monarchischen Princips war; aber diese edlern Gesinnungen leiteten im ganzen doch nur die Minderzahl, nur eine auserlesene Schar, die sich durch Bildung verhältnißmäßig auszeichnete. Die große Mehrzahl, die turba multa, zog in den Krieg aus lebendigem Sinn für Abenteuer, oder weil der Herr Pfarrer dazu gerathen hatte, oder auch einfach darum, weil die und die Freunde und Bekannten aus dem Orte selbst oder aus der Nachbarschaft zur Faccion gegangen waren; es war eine Landpartie, die sie zu machen glaubten.

Bei solchen Triebfedern könnten die Erbitterung und der Haß unerklärlich bleiben, die sich nach und nach der Gemüther von Menschen bemächtigten, welchen es im Grunde ganz gleichgültig sein konnte, ob Carlos Quinto oder Isabel Segunda auf dem Throne von Castilien saß. Das spanische Volk, welches so sehr die Sprichwörter liebt, führt häufig zwei derselben im Munde, die jene Gleichgültigkeit vollkommen gerechtfertigt hätten: „Adonde irá el buey que no are?" — „Wohin wird der Ochse gehen können, daß er nicht zu pflügen brauchte?" und „Siempre habrá Rey que nos mande y Papa que nos escomulgue!" — „Es wird immer einen König geben, der uns befiehlt, und einen Papst, der uns excommunicirt!"

Woher denn der glühende Haß zu den Cristinos? Woher der fanatische Enthusiasmus für eine Sache, deren

Vertheidigung eigentlich nur zum Vorwand gedient? Woher die Wuth und die Kampfslust, als aus dem vorgehabten Scherz bitterer Ernst geworden?

Weil der Mensch ein wildes Thier ist!

Laßt dem zahmen Löwen Blut riechen und plötzlich werden seine Augen feurig glühen; er wird mit dem Schweif zornig an die Flanken schlagen und sich ein Opfer aussuchen, welches er mit den mächtigen Klauen zerreißen kann; seine wahre Natur ist mit einem male erwacht!

So ging es auch den Carlisten.

Und glaube nicht etwa, lieber Leser, daß diese Wandelung mit ihrem heißblütigen, südländischen Temperament zusammenhängt. Nimm in unserm gesitteten, gemüthlichen Vaterlande zwei Schwadronen von einem und demselben Regiment; laß sie, die eine in Mützen, die andere mit Helmen, zum Feldmanöver ausrücken; stelle sie einander gegenüber; commandire dann „Marsch, marsch!“ und du wirst sehen, was geschieht, wenn du nicht beizeiten halt gebietest. Sie werden erst in Scherz und mit flachen Klingen einhauen, aber nach einer Minute schon auf Tod und Leben miteinander kämpfen.

Das ist eben die Löwennatur, von der ich oben sprach. Die Erziehung, das Beispiel, die Furcht vor der Strafe, mit einem Worte, die Civilisation zwingt die große, wilde Katze Sammtpfötchen zu machen, aber die scharfen Krallen bleiben immer bei der Hand und kommen bei der geringsten Veranlassung zum Vorschein.

Man beobachte nur die Kinder bei ihren Spielen und man wird gewiß finden, daß die lieben kleinen Engel größtentheils grausame und boshafte Teufelchen sind, die

es sehr weit bringen würden, wenn Aeltern und Lehrer sie ihrem Instinct überlassen wollten. —

Die Fueros und die Vorrechte des Königreichs Navarra waren von jeher, oder wenigstens seit sehr langer Zeit, nicht mehr von der Bedeutung und Ausdehnung wie die der baskischen Provinzen; ein Grund mehr zu Gunsten meiner Behauptung, daß die Vertheidigung derselben nur Nebensache für die ersten Carlisten sein konnte, wenn sie überhaupt daran dachten.

Es ließe sich wol geschichtlich nachweisen, auf welche Weise diese Fueros, nicht nur in den kleinen Ländern, mit welchen wir uns gerade beschäftigen, sondern in ganz Spanien entstanden, wichtige Modificationen erlitten und endlich fast überall zu Grunde gingen.

Das Mittelalter war die Blütezeit der sogenannten interêts de clocher. In jenen Tagen roher Gewalt und fast gänzlicher Gesetzlosigkeit mußte ein jeder so gut wie er konnte sich selbst beschützen, dachte folglich auch nur an sich selbst, nicht an das allgemeine Vaterland, welches, sozusagen, noch gar nicht existirte. Die Bewohner der Städte waren noch am besten im Stande, hinter ihren Mauern und Thürmen verschanzt, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, kostbare Güter, welche für sie von directem, für den Landesherrn von indirectem Interesse waren. Um diese Vertheidigung zu provociren oder zu belohnen, ertheilten letztere den Städtern gewisse Vorrechte, durch welche die Stärke und das Ansehen des Mittelstandes als Gegenwicht zu der lästigen Macht eines oft übermüthigen Adels gehoben und vermehrt wurden. Eifersüchtig und stol auf die errungenen Privilegien, such-

ten die Bürger sie noch durch Kauf, durch List und manchmal durch Gewalt zu vergrößern. In Spanien, wo das Land zollweise den Mauren wieder entrissen werden mußte, bedurften natürlich die Fürsten noch mehr wie irgendwo anders des Beistandes ihres Volks, um die gemachten Eroberungen behaupten zu können.

Aus diesen Verhältnissen entsprangen die, nicht blos einzelnen Städten und Burgen, die sich in der Bekämpfung des allgemeinen Feindes besonders auszeichneten, sondern ganzen Districten und Provinzen ertheilten, oft sehr verschiedenen, aber immer bedeutenden Vorrechte.

Als nun durch die Ehe der Königin von Castilien Isabel mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien und durch die bald darauf erfolgte Eroberung von Granada ganz Spanien unter ein und dasselbe Scepter kam und ein großes starkes Königreich bildete, blieben die im langen Kriege gegen die Ungläubigen ertheilten oder erzwungenen Fueros in voller Kraft und das ganze Land erfreute sich eines für die damaligen Zustände Europas ungewöhnlichen, nirgends noch geahnten Grades von bürgerlicher Freiheit.

Die einzelnen kleinen Königreiche, aus welchen früher Spanien bestand, und die nach und nach durch Heirathen, Erbschaft oder Gewalt zu einem Ganzen vereinigt worden, hatten alle eine Art von repräsentativer Verfassung und ihre Cortes oder Landstände, ohne deren Bewilligung der Monarch z. B. keine Steuern auflegen konnte. Charakteristisch sind die Worte, welche die Könige von Aragon bei der Huldigung anhören mußten: „Nos, que valemos cada uno tanto como Vos, y que, reunidos, podemos mucho mas que Vos, juramos obedeceros y serviros si Vos

jurais guardar y conservar nuestros fueros; y si nó, nó!" „Wir, die wir einzeln ebenso viel taugen als Ihr, und vereinigt viel mehr vermögen als Ihr, wir schwören, Euch zu gehorchen und zu dienen, wenn Ihr schwört, unsere Vorrechte zu befolgen und zu behüten, und wenn nicht, nicht!"

Die katholischen Könige Ferdinand und Isabel hatten nur eine Tochter, Johanna die Wahnsinnige, durch deren Vermählung mit Philipp dem Schönen von Burgund das Scepter von Castilien und von der soeben entdeckten Neuen Welt ins Haus Oesterreich gelangte.

Karl V., der I. von Spanien, fand die mit Blut erkauften Vorrechte seines Volks zu unbequem und trat sie mit Füßen. Die Castilianer murrten und griffen endlich zu den Waffen. Ein blutiger Bürgerkrieg begann, der Krieg der Gemeinden, Comunidades, gegen die Krone.

Aehnlich jenem Misgünstigen, der ein Auge aufopferte, damit sein Feind alle beide verlöre, stellte sich der neidische Adel auf die Seite des Kaisers, unterstützte ihn zum eigenen Nachtheil in seiner Ungerechtigkeit, und Juan de Padilla, der tapfere Führer der Comuneros, verlor die Schlacht bei Villalar und bald darauf das Leben. Die Krone hatte gesiegt. Die Empörer verloren ihre Fueros.

Ein ähnliches Schicksal hatten in spätern Zeiten die Vorrechte von Aragonien und Catalonien, welche sich im spanischen Erbfolgekrieg nach Karl's II. Tod gegen den ersten Bourbon für den österreichischen Prätendenten erklärten. Die Rache Philipp's V., als er endlich König geworden war, ging so weit, daß er in jedem Hause nur ein Messer gestattete, welches noch obendrein mit einer Kette an den Tisch befestigt sein mußte.

Wenn Navarra und die baskischen Provinzen ihre Fueros beibehielten, so geschah es wol nur, weil sie eine mächtige Schutzmauer gegen die Angriffe Frankreichs bildeten, und es außerdem unklug und gewagt gewesen sein würde, sie ihnen gleichfalls entreißen zu wollen. Die Basken sind ohnehin, wie wir bereits gesehen haben, nicht durch die Bande der Nationalität an das übrige Spanien gefesselt; ein Theil derselben wohnt sogar im Nachbarreiche, nördlich von den Pyrenäen. Frankreich hätte sie mit offenen Armen und feierlichen Versprechen empfangen, wenn sie der Krone von Spanien den Gehorsam gekündigt und seinen Schutz für ihre bedrohten Vorrechte angerufen hätten.

Diese kurzen und oberflächlichen Notizen waren vielleicht langweilig, aber doch wol nöthig zum bessern Verständnisse der folgenden Kapitel. Ich kehre nun zu den Navarresern zurück.

Namentlich der Theil ihres Landes, welcher La Ribera — das Ufer — genannt wird, ist von einem Reichthum und einer Fruchtbarkeit, die ans Unglaubliche grenzen.

Das ganze, einer künstlichen Bewässerung unterworfene Ebrothal gibt, wie die Huerta von Valencia, die Vega von Granada und einige andere Districte, die sich, noch von den Mauren her, eines gleichen Vortheils erfreuen, alle Jahre eine fünffache Ernte; d. h. es werden in demselben Boden wenigstens fünf verschiedene Früchte hintereinander gebaut und eingesammelt, die Producte der zerstreut auf den Feldern stehenden Maulbeer- oder Olivenbäume mit eingerechnet. Der Ueberfluß ist so groß, daß jeder Vorübergehende, nicht gesetzlich, aber doch herkömmlich,

das Recht hat, nicht nur soviel zu essen, sondern sogar fortzuschleppen, wie er will.

Ein dem Schreiber dieser Zeilen befreundeter, dortiger Grundbesitzer gab sich lange Zeit vergebliche Mühe, für seinen eigenen Bedarf und von seinen eigenen Bäumen eine ganz feine Sorte von Oliven zu sammeln, die stets in sehr geringer Anzahl und nur einzeln vorkommen, aber durch ihre Größe und hellere Farbe leicht zu unterscheiden sind. Da er keine fand, erkundigte er sich bei seinem Flurwächter nach der Ursache. Dieser machte große Augen und antwortete ihm: Die suchten Sie, Señorito? Ja, die werden Sie nicht finden; die holt sich immer unser Herr Pastor!

Der Herr, von welchem ich spreche, ist, wie alle Navarresen und Aragonier im allgemeinen, ein treuherziger, gutmüthiger Mann; aber außerhalb seiner Provinz, sogar in Frankreich erzogen, kannte er entweder nicht die Landessitten, oder wollte sich wenigstens nicht in dieselben fügen. Verwundert und ärgerlich über die Unverschämtheit des Pfarrers eilte er nach Hause zurück und schickte sogleich einen Diener zu ihm, der ihn zum folgenden Tage zum Mittagsessen einladen sollte.

Der Geistliche nahm dankbar an, erschien pünktlich und ließ sich die prächtige, saftige Küche herrlich schmecken. Er und sein Gastgeber saßen nach Tische gemüthlich bei einer Tasse Kaffee und einer aromatischen Cigarre, als letzterer à brûle-pourpoint folgende Frage an ihn richtete.

Lieber Señor Cura, nicht wahr, Sie erkennen es als eine heilige Pflicht an, durch gute Worte und namentlich durch gutes Beispiel auf die Ihnen anvertraute Gemeinde einzuwirken?

Freilich, Señor Don Mariano, lautete die Antwort, und ich schmeichle mir, daß ich diese Pflicht erfülle.

Wie sieht es aber mit dem siebenten Gebote aus, Señor Cura? Sie wissen schon: Du sollst nicht stehlen!

Mit dem siebenten wie mit allen übrigen, Señor Don Mariano; die Zehn Gebote Gottes werden gleichmäßig befolgt.

Das thut mir leid, Señor Cura.

Leid? Warum denn?

Weil das siebente eben gar nicht befolgt wird.

So? wissen Sie etwas, Señor Don Mariano? Nennen Sie mir den Halunken, ich will ihn schon bei den Ohren kriegen!

Das soll Ihnen nicht schwer werden, Señor Cura; erheben Sie ein wenig Ihre Hände und greifen Sie zu.

Nach Ihren Ohren? Sie spaßen, Señor Don Mariano. Sie sind doch kein Dieb?!

Nein, Herr Pastor, nicht ich, aber Sie selbst.

Ich ein Dieb? Wie soll ich das verstehen?

Ganz buchstäblich, Señor Cura; oder Sie müßten mir etwa beweisen, daß es kein Diebstahl ist, sich das, was einem andern angehört, ohne dessen Erlaubniß zuzueignen.

Ja, das ist Diebstahl, aber ich sehe immer nicht ein...

Sogleich, Herr Pastor. Sagen Sie mir einmal, sind die Oliven auf meinen Bäumen mein Eigenthum?

Freilich!

Suchen Sie sich nicht immer die besten davon aus?

Freilich!

Sie stecken ihre Taschen voll davon und nehmen sie mit nach Hause.

Freilich!

Habe ich Ihnen etwa die Erlaubniß dazu gegeben?

Die Erlaubniß dazu? Das wäre was Neues! Seit wann braucht man hierzulande einer besondern Erlaubniß, um so viel Obst und Gemüse, wie man braucht, abzupflücken und mitzunehmen?

Auf meinem Grund und Boden seit heute, Señor Cura; ich will diesen unsinnigen Misbrauch nicht länger dulden, und der erste, der sich beim Stehlen meiner Oliven oder sonstigen Feldfrüchte fangen läßt, der wandert ins Gefängniß.

Das ist nicht wahr, Señor Don Mariano; das kann nicht Ihr Ernst sein.

So vollkommener Ernst ist es, Herr Pastor, daß ich schon meinem Flurwächter den Befehl gegeben habe, Sie zu arretiren, wenn Sie von heute an eine einzige Olive von meinen Bäumen abpflücken. Also nehmen Sie sich in Acht, denn sonst, bei Gott! ich bringe Sie vor die Tribunale!

Armes Spanien! seufzte der betroffene Pfarrer. Das sind die Folgen davon, daß du deine Kinder im ketzerischen Auslande erziehen läßt! Das sind die schönen Lehren, die sie uns von dort zurückbringen! Señor Don Mariano, fuhr er treuherzig und mit weinerlicher Stimme fort, ich habe Ihren seligen Herrn Vater gekannt und geliebt; nie hätte ich es für möglich gehalten, daß sein Sohn so grausam und hartherzig für seine armen Landsleute werden würde.

Señor Cura, ich will Ihnen beweisen, daß ich nicht so

hartherzig bin, wie Sie denken. Sagen Sie mir ehrlich, wie viele Oliven sammeln Sie ungefähr jedes Jahr von meinen Bäumen?

Wir wollen zwei Scheffel annehmen, Señor Don Mariano.

Zwei Scheffel? Gut; ich schenke Ihnen drei und lasse sie in Ihr Haus fahren, aber nehmen Sie keine mehr ab.

Nein, Señor Don Mariano, auf den Handel kann ich nicht eingehen. Und die gesunde Bewegung, die ich mir dabei mache? und die Freude, so ein schönes, grünes Ei zwischen den Blättern zu entdecken? und das Klettern danach, wenn auch oft die Kleider dabei zerreißen und die Haushälterin nachher schimpft? und das Nachhausegehen mit den hin- und herbaumelnden Taschen? und der schöne Lärm, wenn ich meine Oliven von heute zu den von gestern in den Krug kollern lasse? — Nein, nein, Señor Don Mariano, das sind für mich lauter unbezahlbare Genüsse, die ich nicht für hundert Scheffel der schönsten Aceytunas *) aufgebe. — Nein, nein und abermals nein; die frommen Sitten der Väter sollen leben und es bleibt beim alten. — Sie lassen mich doch nicht wegen einer solchen Lappalie ins Gefängniß werfen, Señor Don Mariano.

Thun Sie, was Sie wollen, Señor Cura, aber mein Wort, das halte ich; Sie können sich darauf verlassen. — Der Pfarrer ging.

Am folgenden Morgen kam er ganz ruhig wie gewöhnlich in den Olivar — Olivengarten —, sah sich

*) Oliven, die Frucht; der Baum heißt Olivo.

nach den schönsten Früchten um und hatte kaum ein paar derselben in die Tasche gesteckt, als der Wächter auf ihn zusprang und ihn mit dem Corpus delicti zum Richter führte. Dieser, froh einem Geistlichen etwas anhängen zu können, machte kurzen Proceß und ließ ihn einsperren.

Das ganze Land stürmte nun in Don Mariano mit Bitten und Vorstellungen ein, damit er von seiner übertriebenen Strenge nachließe und ein gutes Wort für den armen, unschuldigen Pastor bei der Behörde einlegte. Um Ruhe zu haben und aus Furcht, als Ketzer verschrien zu werden, mußte er schließlich den allgemeinen Wünschen nachgeben, namentlich da sich unterdessen folgendes Ereigniß zugetragen.

Seine eigenen Vorstellungen beachtend und von dem Wunsche beseelt, Ordnung zu schaffen, hatte die Behörde die strengsten Befehle erlassen, damit die Einwohner sich in Zukunft von dem hergebrachten und zur Gewohnheit gewordenen Berauben fremder Felder und Gärten enthielten.

Gleich am folgenden Tage wurde eine ganze Abtheilung von Tagelöhnern arretirt, welche dem Verbot zuwiderhandelten und sich, wie sie von jeher gethan, auf dem Wege nach ihrer Arbeit mit allem Nöthigen zu ihrem Unterhalte versorgten, indem sie die besten Früchte und Gemüse da, wo sie sie gerade fanden, pflückten und mitnahmen.

In öffentlicher, feierlicher Sitzung wurden die Leute verhört und der Eigenthümer des beraubten Feldes nach ihnen, um den Thatbestand festzustellen und die angedrohte Strafe über die Diebe verhängen zu können. Wie erstaunte

das Tribunal, als der Bestohlene erklärte, die Arbeiter hätten in **seinem** Sinne und mit **seiner** Erlaubniß gehandelt! Er habe doch wol das Recht, mit seinem Eigenthum schalten und walten zu können, wie es ihm beliebe, und wolle von diesem Rechte Gebrauch machen, indem er hiermit sämmtliche Einwohner einlüde und aufforderе, in seinem Garten und auf seinen Feldern alles zu nehmen, was ihnen anstünde. Er hoffe also, das Gericht würde die Inculpaten ohne weiteres wieder in Freiheit setzen, da sie doch keine Diebe, sondern ehrliche Leute wären!

Sprach aus diesem Manne nur blindes Entêtement und einfältige Anhänglichkeit an die fromme Sitte der Väter, oder fürchtete er etwa die Rache der seinetwegen arretirten Männer, sobald sie wieder auf freien Fuß kämen?

Die Richter hielten ohne Zweifel in ihrem Innern letzteres für wahrscheinlich, aber auf alle Fälle hin sprachen sie folgendes Urtheil aus:

„Herr N. hat wie jeder andere Grundbesitzer vollkommen das Recht, über sein Eigenthum zu verfügen; wünscht er jedoch den Einwohnern ein Geschenk mit seinen Feldfrüchten zu machen, so mag er sie ihnen vor ihr Haus fahren lassen oder in seiner eigenen Wohnung vertheilen, da das Tribunal ebenfalls das Recht habe, zu verbieten, daß diese Vertheilung, selbst mit Genehmigung und in Gegenwart des Eigenthümers, an Ort und Stelle geschehe.“ —

Was sagst du dazu, lieber Leser? Die Geschichte ist buchstäblich wahr, wenn auch noch so unglaublich.

Ich weiß nicht, ob das Gesetz oder die Landessitte den Sieg davongetragen hat, nur so viel kann ich sagen,

daß in jenem glücklichen Landstriche heute noch eine ganze Maulthierladung von den schönen großen Birnen, welche bei den pariser Restaurants zu 2—3 Francs das Stück bezahlt werden, nur ungefähr 2½ Neugroschen kostet.

Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß man die Pfirsiche zugleich mit den weißen Bohnen und auf demselben Felde aussäet. Wenn letztere reif geworden sind und abgenommen werden, da haben die Pfirsichbäumchen die Höhe von einem Fuß erreicht. Das zweite Jahr wachsen sie wieder ebenso viel; im dritten geben sie bereits Früchte. Sieben Jahre läßt man dies wilde, kostbare Dickicht stehen, dann wird der kleine Wald ausgerodet und sorgfältig zur Feuerung aufgehoben. Es herrscht nämlich ein solcher Mangel an Brennmaterial in der ganzen Gegend, daß man in den Küchen getrockneten Dünger verwenden muß. Im Winter, nachdem die Familie den ganzen Abend zähneklappernd um den räucherigen, ungeselligen Herd gesessen, wird unmittelbar vor dem Zubettgehen eine Hand voll von obigem Reisig oder von trockenen Weinreben auf die glimmende Düngerkohle geworfen. Ein jeder erwärmt sich begierig an der hellauflodernden, schnell vergehenden Flamme, auf die er sich schon seit vielen Stunden gefreut, und sucht sein Lager auf, welches gewöhnlich nur aus einem Haufen Häcksel besteht. Dieses letzte Freudenfeuer nennen die Leute la caponada.

Wenn ich soeben von Häcksel sprach, so war es nur wegen der ungefähren Aehnlichkeit, denn wirklicher Häcksel ist es nicht.

In Navarra, wie überhaupt in ganz Spanien, wird das Getreide, gewöhnlich nur Weizen und Gerste, nicht

wie bei uns in Deutschland ausgedroschen, die Ernte ist dazu viel zu groß, sondern mit Pferden ausgetreten; einzelne kleine Schlitten, mit Steinen beladen und mit kleinen Messerklingen versehen, dienen dazu, das Stroh vollständig zu zermalmen und in lauter kleine Stücke von ungefähr 1½ Zoll Länge zu zerschneiden. Das ist das spanische Stroh, welches in diesem Lande gesünder und nahrhafter für das Vieh sein soll als der französische Hafer. Es mag allerdings viel Zuckerstoff haben, aber wenn es auch wenig taugte, man hat nichts anderes, denn Heu gibt es nur in den Gebirgen, und in diesen gibt es wiederum keine Pferde.

Da es, wie bekannt, in Spanien mit den Fahrwegen fast überall sehr schlecht aussieht, muß das Stroh auf Maulthieren transportirt werden, und zwar in sehr großen Netzen, die, über die Packesel gelegt und befestigt, tief zu beiden Seiten herabhängen. Ein solcher Zug sieht komisch aus: lauter hohe, gelbe Berge auf schwarzen, dünnen Beinen!

In der Ribera de Navarra fehlt es also an Brennmaterial. Federico erzählte mir, daß er mit einigen Freunden ein ganzes Thal in der Nähe besitzt, in welchem man nur mit dem Finger zu kratzen braucht, um die schönste Steinkohle oder schwarzen Lignit, er wußte es selber nicht genau, ans Tageslicht zu fördern. Das herrliche Brennmaterial liegt unbenutzt da, wird auch wol noch viele Jahre so liegen müssen, bis die Locomotiven nach Futter pfeifen. Einstweilen besitzen die Navarreser ein besseres Erwärmungsmittel, nämlich ihren herrlichen, kräftigen Wein.

Dieser wird in solchen Quantitäten gebaut, daß eine

Cántara, über dreißig Flaschen enthaltend, an Ort und Stelle nicht viel über einen Neugroschen kostet.

In La Torre's Tagebuch befindet sich eine Stelle, die ich buchstäblich übersetzen will.

„1835. Den 15. November.

Marsch von Estella nach Cirauqui. Letzteres ist auf einem ziemlich hohen Kegel gebaut und sehr leicht zu vertheidigen. Ich wurde auf dem obern Platze einquartiert. Auf dem Wege nach meiner Wohnung bemerkte ich, daß es durch die Gosse in Strömen floß, aber das Wasser sah ganz roth aus. Ein Ochse soff sich daran satt und taumelte dann nach seinem Stalle zu. Die rothe Flüssigkeit war Wein. Der diesjährige ist von besserer Qualität als der vorjährige, und weil die Leute keine Gefäße für beide Ernten besitzen, lassen sie die schlechtere auf die Straße laufen, um Platz für die bessere zu bekommen. Daher der rothe Strom in der Gosse. Und doch wird sowol für unsere als für die cristinische Armee Wein geliefert! Armes Spanien! — Der Feind steht in Puente la Reyna. General Vivanco beobachtet ihn.“

Von der Tracht der Navarros ist nicht viel zu sagen; am auffälligsten bei derselben ist, daß sie stets im bloßen Kopfe gehen und nur ein buntes Tuch, in der Breite von zwei bis drei Zoll zusammengelegt, mit nach hinten hängenden Zipfeln, um die Schläfen geknotet tragen. Sie lassen ihr Vorderhaar zu langen Locken oder Mähnen wachsen; der Hinterkopf ist ganz kurz geschoren. Die Beinkleider der Männer werden durch eine rothwollene Leibbinde festgehalten: die Jacken über die Schulter, und wenn der Wind entgegenkommt, über die Brust gehangen. Im Winter ist

eine Art von Paletot von braunem Tuche üblich; dieses Kleidungsstück heißt Longarina. Die Reichern hüllen sich in den spanischen Radmantel ein. Die Fußbekleidung besteht durchgängig aus der Alpargata oder Stricksandale, die mit blauer Bandschnur an den meistens nackten Fuß befestigt wird. Die langen Zöpfe der baskischen Weiber sind in Navarra nicht gebräuchlich. Die Reinlichkeit läßt beim gemeinem Volke sehr vieles zu wünschen übrig.

Die Navarros sind als Soldaten tapfer, ja tollkühn, aber undisciplinirt. Ihr unbändiger Sinn, der sich nie vollständig in die strengen militärischen Formen fügt, macht, daß sie zuweilen ein fast lästiges Werkzeug in der Hand des Commandirenden sind, selbst wenn dieser ein energischer, accreditirter und geliebter Führer ist. Sie sind ebenso ungestüm im Angriff wie unaufhaltsam in der Flucht. Ihr Muth ist gewöhnlich eine Folge augenblicklicher Eingebung, wie auch die Furcht, die sie manchmal ganz ohne Grund beschleicht. Beides liegt am Mangel an Instruction und an Vertrauen zu den Kameraden. Gut organisirt und instruirt, würden sie unter tüchtigen Offizieren eine herrliche leichte Infanterie abgeben, denn von ihrem angeborenen Muthe abgesehen, sind sie im höchsten Grade genügsam, ausdauernd und opferfähig.

Die Guipuzcoanos haben beinahe dieselben Tugenden, leiden aber auch an gleichen Fehlern wie die Navarros, nur daß sie sanfter und nachgiebiger sind. Bei gehöriger Instruction, die während des Bürgerkriegs aus mancherlei Gründen unmöglich war, würden auch sie die ausgezeichnetsten Truppen von der Welt sein können. Ihre

gründliche Antipathie, sich in geschlossenen Räumen zu vertheidigen, würde alsdann auch verschwinden.

Die Vizcaynos sind weniger energisch, aber folgsamer als ihre ebengenannten Nachbarn. Sie unterwerfen sich willig der kriegerischen Disciplin, aber dadurch, daß sie fast ohne Ausnahme nur baskisch verstehen, müssen sie durchaus von Basken geführt werden. Diese sind zwar vollkommen fähig, die brillantesten Offiziere zu werden, aber während des Bürgerkriegs konnte doch bei der Wahl derselben nur auf den Muth und die Brauchbarkeit im Felde Rücksicht genommen werden, nicht auf die Instruction und militärische Bildung, die ihnen auch aus begreiflichen und natürlichen Gründen gänzlich mangelten.

Die Alaveses sind, wenigstens in den Augen eines Soldaten, bei weitem die Fähigsten und Brauchbarsten. Gehorsam, willig, subordinirt, mäßig und ausdauernd, wie sie sich immer zeigen, passen sie zu jedem Dienst, zu jeder Verwendung. Ihre Bataillone folgen mechanisch und ohne die geringste Stockung jedem Impuls, den der Führer ihnen zu geben wünscht, und wenn ihnen der von den Franzosen so hoch gerühmte Elan abgeht, so benehmen sie sich doch mit der nöthigen Tapferkeit beim Angriff und mit der musterhaftesten Ordnung und Kaltblütigkeit beim Rückzug. Diese gewiß wichtigern Eigenschaften, welche den Bewohnern von Alava die größte Aehnlichkeit mit den Kriegern des Nordens verleihen, machen allerdings, bei jenen wie bei diesen, alles von dem Führer abhängig. Aber man suche einen solchen sorgfältig aus; man nehme ihn, wenn es nöthig ist, aus

der subalternsten Stellung hervor, und wir wollen alsdann sehen, ob die Furia francese mit ihren Charges à la bête féroce ein zweites Magenta, ein zweites Solferino feiert!

Ende des dritten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vial y Gomez de La Torre, Ramon,

Dios no quiso Spanische Kriegs- und Friedensscenen von Franz vom Thurm

Bd.: 3

Leipzig 1861

P.o.germ. 1463 x-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121431-0